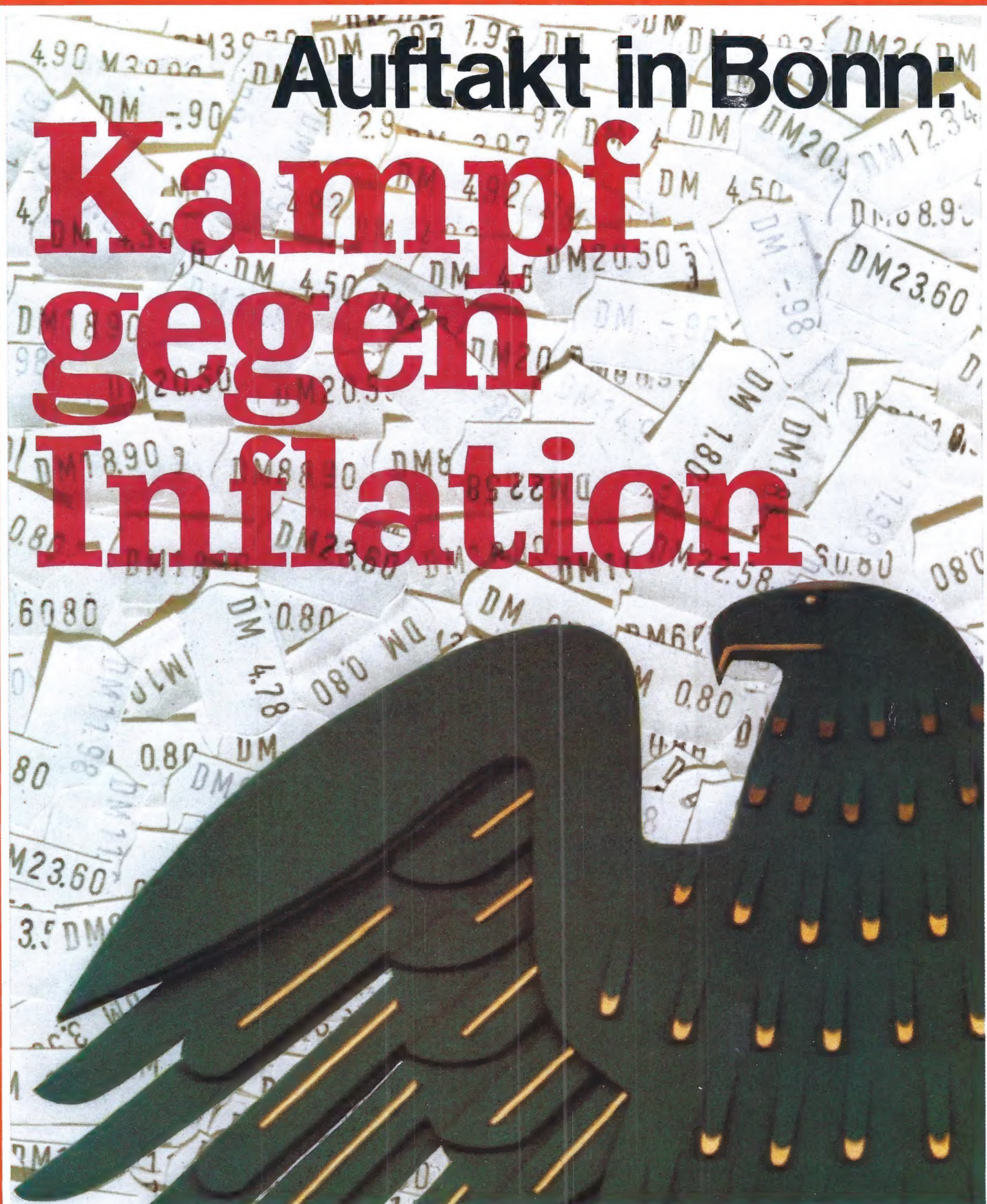
DER SPIEGEL

20. OKTOBER 1969 · NR. 43
23. JAHRGANG · DM 1,50
INCL. MEHRWERTSTEUER
C 6380 C

Auftakt in Bonn:

Kampf gegen Inflation



Martini-Drink.

Wenn Sie glauben,
Martini sei nicht hart genug,
trinken Sie ihn aus einem Whiskyglas.





In so einem Glas wird Martini zu einem handlichen Drink. Eiskalt aber mit Charme.

Es gibt ihn in drei Härtegraden: Martini Bianco der Liebenswürdige. Martini Rosso ein Draufgänger. Und Martini Extra Dry für die harte Tour.

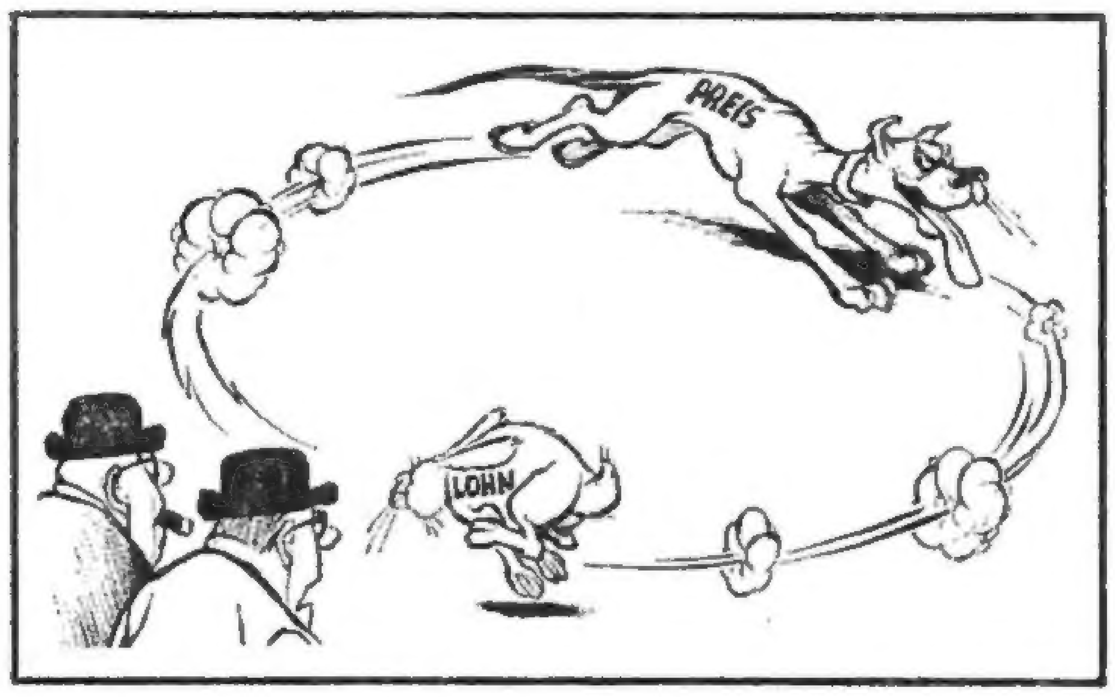
Wenn Sie einen dieser drei in einem kantigen Glas in die Hand nehmen, können Sie durchaus ein harter Mann sein. Das ist sogar ein Vorteil: Sie er-Drinken nicht.

Martini & Rossi Aktiengesellschaft, 655 Bad Kreuznach

IN DIESEM HEFT

Bonner Premiere

Zur Kanzlerwahl stellt Helmut Schmidt die SPD-Fraktion unter „eiserne Disziplin" (Seite 27). Dringlichste Aufgabe der neuen Regierung ist der Kampf um stabile Preise (Seite 29), denn – so Bundesbankdirektor Irmler in einem SPIEGEL-Interview – „wir sind mitten in einer starken Kostensteigerung" (Seite 36). Im neuen Bundestag sitzen mehr Interessenvertreter denn je (Seite 38). Die FDP sucht einen stellvertretenden Regierungssprecher (Seite 46), Kiesinger attackiert die CDU-Reformer (Seite 28), die Parteien analysieren ihre Wahlwerbung (Seite 49).



Nürnberger Nachrichten
„Jetzt hetzt der erbarmungslose Hase schon wieder das arme Hündchen!"

Chaos beim Starfighter-Kauf Seiten 103, 107

Unfähigkeit, Kompetenz-Wirrwarr und Verschwendung von 340 Millionen Mark bei der Starfighter-Beschaffung wirft der Bundesrechnungshof dem ehemaligen Verteidigungsminister Strauß und seinen Gehilfen vor. Sie kauften einen Schönwetter-Jäger, der erst zum Atombomber für Nacht und Nebel entwickelt werden mußte. Die Rechnungsprüfer verlangen „personelle Konsequenzen" (Seite 107). Indessen stürzte der 100. Bundeswehr-Starfighter ab (Seite 103).



Starfighter der Bundeswehr

Thadden war dabei Seite 115

Die Pistolenschüsse, die am 16. September in Kassel auf Anti-NPD-Demonstranten abgegeben wurden, zeitigen Folgen jetzt auch für die NPD-Spitze. Adolf von Thadden war dabei, als NPD-Chefordner Kolley ins Haus des NPD-Funktionärs Fischer flüchtete und sich erkundigte: „Gibt es denn hier keinen Hinterausgang?" Nach Aussagen von Fischer und anderen Zeugen haben Thadden und NPD-Sprecher Richard bei einem Geheimtreffen versucht, Mitwisser zum Schweigen oder zu falschen Aussagen zu bewegen.



NPD-Schütze Kolley (r.), Demonstrant

Indien: Die DDR rückt vor Seite 129

Deutsche machen sich beliebt in Indien – DDR-Deutsche. Mit Freiflügen nach Berlin, Erholungsreisen ins Erzgebirge und Zuschüssen an Zeitungen buhlt die DDR um ihre Anerkennung – während die Diplomaten der Bundesrepublik noch immer zu steifen Cocktail-Partys laden. Im indischen Unterhaus werben prominente Abgeordnete für die DDR. Sie erwarten, daß Ulbricht schon im Winter einen Botschafter nach Neu-Delhi senden kann.

INHALT

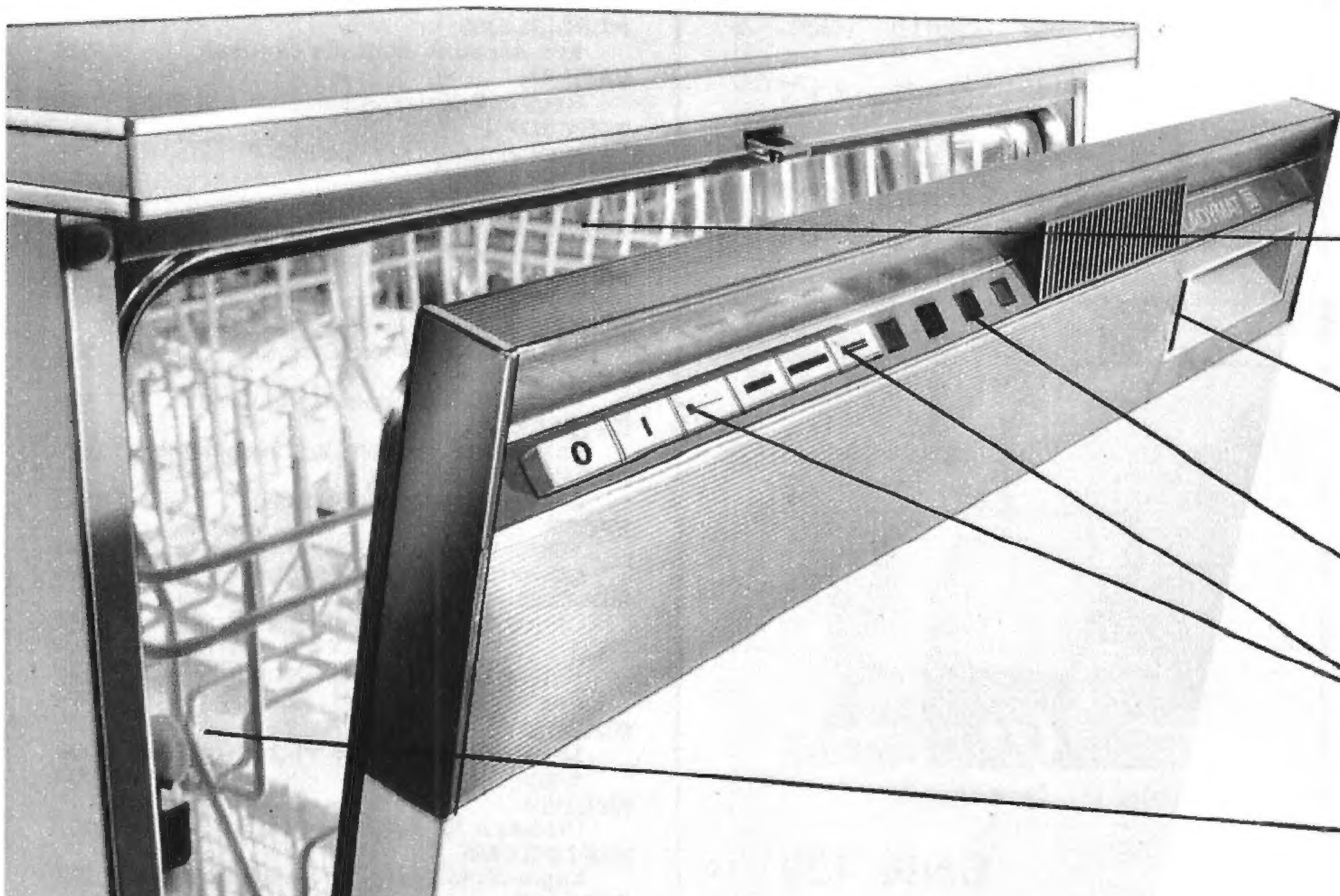
Erfolgreiche Männer wissen die Arbeit einer Hausfrau am meisten zu schätzen... ...deshalb wenden wir uns mit dem neuen Geschirrspüler LÆDYMAT auch an die Männer.

Der LÆDYMAT 50 spült alles Geschirr hygienisch sauber – mit dem Rotor-Sprühsystem auf drei Sprühebenen, bei optimaler Temperatur, mit gleichmäßigem Wasserdruck.

Der LÆDYMAT 50 spült nach abgestimmten vollautomatischen Programmen – zum Beispiel nach dem Feinprogramm für Gläser und Porzellan. Der LÆDYMAT 50 kann raumsparend angestellt oder untergebaut werden – zum Beispiel als Siemens-Spül-Centrum kombiniert mit einem Spülbecken, anstelle Ihrer jetzigen Spüle.

Der LÆDYMAT 50 faßt bis zu 12 internationale Maßgedecke – zum Beispiel das Geschirr mehrerer Mahlzeiten von zwei, drei Personen oder das Tagesgeschirr von vier bis sechs Personen.
Und der Preis?
Einen Siemens-Geschirrspüler LÆDYMAT gibt es schon unter 1000 Mark.

SIEMENS



474163

Rotor-Sprühsystem: zwei rotierende Sprüharme, ein Sprühkopf. Spülen in drei Sprühebenen. Spülen mit gleichmäßigem Wasserdruck. Spülen ohne Sprühschatten.

Sie erkennen an der beleuchteten Füllstandsanzeige den Vorrat an Klarspülmittel.

Vierfarbige Leuchtanzeige: Sie lesen die Arbeitsgänge Vorspülen, Reinigen, Klarspülen und Trocknen ab.

Vier Spülprogramme: Vorspülprogramm, Normalprogramm, Starkprogramm, Feinprogramm.

Spülbehälter und Innentür aus Edelstahl »rostfrei«.

Siemens-Geschirrspüler LÆDYMAT können auch ein- oder untergebaut werden.

Einen Prospekt über Siemens-Geschirrspüler LÆDYMAT senden wir Ihnen auf Wunsch:
Siemens-Electrogeräte GmbH, ZVW (16)
8000 München 1, Postfach.

Datum: 20. Oktober 1969 Betr.: Auflage

In den Wochen des Wahlkampfes erweitert sich das politische Interesse der Bürger und verengen sich die Offerten der Wahlstrategen. Angeboten werden dann als Zeichen fortschrittlicher Gesinnung Punkte zwischen den Versalien eines Parteinamens, Appelle ans kommunale Selbstbewusstsein („Weltstadt Hamburg!") oder an das Interesse für die Fussball-Bundesliga („Wir haben die richtigen Männer"). Ob dergleichen die erwünschte Wirkung hat, steht im Dunkel der Demoskopie. Die Auflagenzahlen aber solcher Periodika, die sich um politische Information bemühen — mit welchem Erfolg immer —, quittieren das Interesse der Wähler, die längst ein wenig mündiger geworden sind, als es die Fraktionspropagandisten zu glauben vermögen.
„Richtig freuen wird sich beim SPIEGEL niemand über den neuerlichen – wenn auch nicht dramatischen – Auflagen-

Verteiler: Herrn Becker
Herrn Poppe
Vertriebsabtlg.
Anzeigen-Abtlg.
Pressemarkt-Abtlg.
Rechnungswesen

DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

Auflagemeldung
September 1969

			EXEMPLARE
Druckauflage			1.085.000
Feste, zahlende Einzelbezieher		220.132	
(davon Lesezirkel	100.981)		
Für den Einzelverkauf geliefert		851.223	
Summe		1.071.355	
Abzüglich Remittendenstücke	(11,04 %)	119.761	
Verkaufte Auflage			951.594
Frei- und Werbestücke (davon aus Remission	4.151)		17.365
Tatsächlich verbreitete Auflage			968.959
Rest-, Beleg- und Archivstücke			431

SPIEGEL-Auflagemeldung für September 1969

rückgang", schrieb im Juli der für die Journalisten-Branche gedachte „kress report". Im gleichen Monat meldete die „Kölnische Rundschau", der SPIEGEL habe 8784 Käufer im Jahre 1969 verloren. Einen Monat zuvor hatte Jewgenija Sengelmann, zweifellos ohne jede Malaise, den „Welt"-Lesern mitgeteilt: „Auffällige Verluste erlitten jüngst auch der SPIEGEL..." Der „Volkswirt", mit einem Titelbild des SPIEGEL-Herausgebers Rudolf Augstein zum Freitag, den 12. September 1969, auf dem Markt, schloss seinen Bericht mit den Sätzen: „Im ersten und zweiten Quartal 1969 stagnierte die Auflage. Und daran hat sich im dritten Quartal offenbar nichts geändert."
Wollen sehen. Die Auflage des SPIEGEL ist, von den 15000 durch die britische Militärregierung genehmigten Exemplaren des Jahres 1947 ausgehend, über mehr als zwanzig Jahre hin kontinuierlich gestiegen. Aber es ist wahr, dass die Monate vor Bundestagswahlen stets ein besonderes Interesse der Leser am Blatt ausgewiesen haben. Zur Bundestagswahl 1961 stieg die verkaufte Auflage gegenüber dem jeweils vergangenen Quartal um 3,05 Prozent, 1965 um 7,24 Prozent, 1969 um 4,85 Prozent. Mit anderen Worten: Im dritten Quartal des Jahres 1969 hat der SPIEGEL die höchste jemals gedruckte und jemals verkaufte Quartals-Auflage erreicht; im September, dem Monat der Wahl, sind – „Volkswirt" hin, „Volkswirt" her – nach dem Bericht der Vertriebsabteilung 1 085 000 Exemplare pro Ausgabe des SPIEGEL gedruckt, 968 959 Exemplare verbreitet worden.



DEUTZ
DB 41-418

BRIEFE

SCHWARZER PETER

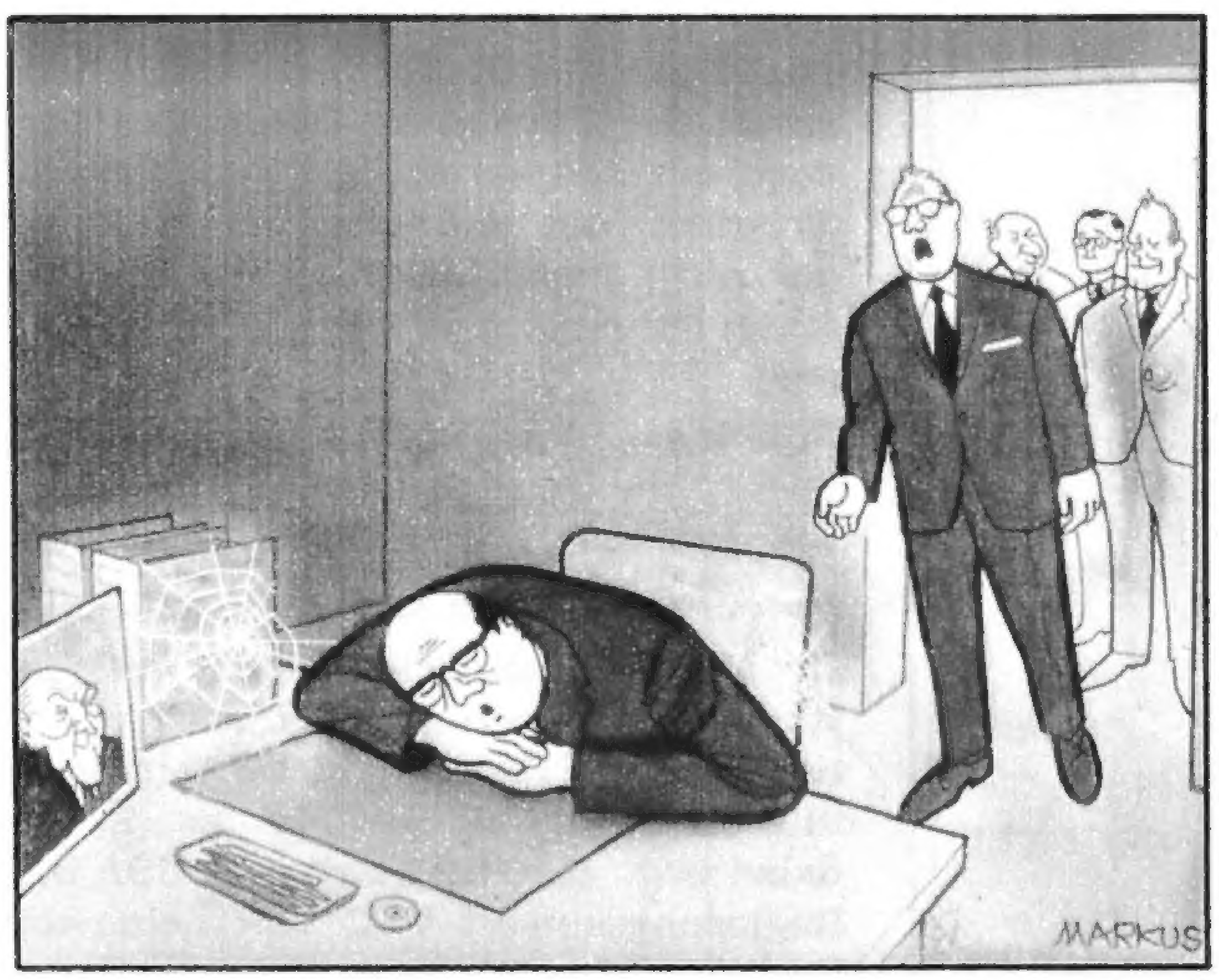
(Nr. 42/1969, CDU/CSU in der Krise)

Man kann Ihnen gratulieren, Herr Augstein! Die westdeutsche Demokratie, die bisher freiheitlichste und liberalste, die Deutschland je hatte, ist abgewürgt worden, diesmal von links. Opportunistische Parlamentokraten regieren und treiben von jetzt ab Politik gegen die Mehrheit der Wähler und Wählerinnen.

Klais (Bayern) H. KOPPE SEN.

Politik verdirbt den Charakter! Wie anders als mit dieser Weisheit ließe sich erklären, was Polit-Christen angesichts des drohenden Seitenwechsels offenbaren. Der Gedanke daran, eine Zeitlang gegen die Sonne spielen zu müssen, verleitet den Christen-Kanzler schon jetzt zu Äußerungen, die die Bundestagswahlen 1973 und 1977 in Frage stellen.

Berlin KARL L. TRETAU



Aus „Stern“

„Aufwachen, Herr Ministerialrat — Machtwechsel!“

Die Haßtiraden der CDU/CSU, der schlechten Verlierer, lassen es nicht unmöglich erscheinen, daß man dort etwa von der „sogenannten Bundesregierung“ sprechen könnte.

Berlin ELISABET HÜSGEN

Jetzt ist es also passiert. Sollte der Himmel nicht noch in letzter Minute ein Wunder tun, dann wird unser guter Rainer, verdienter Christ-Politiker, in Zukunft als Oppositionär barzeln müssen. Was soll da aus Deutschland werden?

Grünwald (Bayern) ENGELBERT HOFHEINZ

Kiesingers „Angebot“ an die FDP beweist, wie sehr es der Christenunion um das Regieren, nicht um die Politik, geht.

Brackwede (Nrdrh.-Westf.) HANS-JOACHIM HEUEL

Auf jeden Fall hat die schwarze CDU sich den Schwarzen Peter unentwindbar reserviert!

Dudweiler (Saarland) MARTHA MEISE

Etwas bang frage ich mich, ob man Stoltenberg und Kohl noch als Reformer bezeichnen kann. Für Stoltenberg, den Frühangepaßten, spricht doch einzig sein relativ jugendliches Alter. Und Helmut Kohl, der für manchen eine der wenigen Hoffnungen darstellte, daß die CDU wieder eine wählbare Partei werden könnte, hat sich durch sein Gerede von einem neu zu schaffenden Freund-Feind-Verhältnis und dem Rückgriff auf das alte CDU-Übel, der Diffamierung des politischen Gegners (Betrugsvorwurf!), selbst desavouiert.

Bielefeld BERND DIEKMANN

Zu meiner großen Verblüffung las ich im SPIEGEL, daß ich am Dienstag nach der Wahl vormittags im Hause Diezstraße 10 in Bonn mit den Herren Globke, Horten und Krueger zusammengetroffen bin. Dort sollen wir eine „Strategie zur Aushöhlung der FDP“ entworfen und eine Schwarze Liste aufgestellt haben. Über Ihre Behauptung bin ich deswegen besonders überrascht, weil ich weder Herrn Horten noch Herrn Krueger seit geraumer Zeit gesprochen habe. Das gleiche gilt für Herrn Globke, mit dem ich seit vielen Monaten ein einziges Mal wegen einer Auskunft telephoniert habe. Sein Haus jedenfalls habe ich nie betreten. Ich habe den Eindruck, daß die Rechercheure des SPIEGEL einer dicken Ente aufgesessen sind.

Mainz HELMUT KOHL
Der Ministerpräsident des Landes Rheinland-Pfalz

Die Behauptung über eine von Herrn Staatssekretär Dr. Globke in dem Hause Bonn, Diezstraße 10, geführte Unterredung ist unrichtig. Das vorerwähnte Haus, das Herr Dr. Globke bis vor etwa eineinhalb Jahren bewohnt hatte, hat er seitdem nicht mehr betreten. Er hat weder im Keller dieses Hauses noch an einem an-

deren Ort an einer Konferenz über finanzielle oder sonstige Einflußmöglichkeiten auf FDP-Abgeordnete teilgenommen. Von den angeblichen Konferenzteilnehmern hat er MdB Horten nach der Bundestagswahl einmal kurz gesprochen. Ministerpräsident Kohl und Ministerialdirektor Krueger hat er seit vielen Monaten nicht gesehen.

Bonn — DR. ALPHONS M. KUGELMEIER, Rechtsanwalt

Der SPIEGEL bedauert die falsche Adressen-Angabe Diezstraße 10. Staatssekretär a. D. Globke bewohnt in Bonn das Haus Langenbachstraße 28, in dessen Souterrain er am Dienstag nach der Wahl mit CDU-MdB Alphons Horten ein Gespräch über mögliche CDU-Kontakte zu FDP-Abgeordneten führte. Globke ließ sich von Ministerialdirektor Krueger telephonisch über FDP-Abgeordnete unterrichten, über die Krueger schon vor der Wahl für Bundeskanzler Kiesinger Personal-Überlegungen angestellt hatte. Vor dem Horten-Gespräch hatte Globke im Abgeordneten-Hochhaus den CDU-Bundesminister a. D. Heinrich Krone in dessen Büro, Zimmer 721, aufgesucht. Auch CDU-Ministerpräsident Helmut Kohl sprach dort mit Krone. — Red.

Das Ende der 20jährigen Statthalterschaft des Papstes in Deutschland ist auch ein Beweis für die zunehmende Toleranz des katholischen Wählers, der nicht mehr bereit ist, den politischen Direktiven seiner Kirche zu folgen.

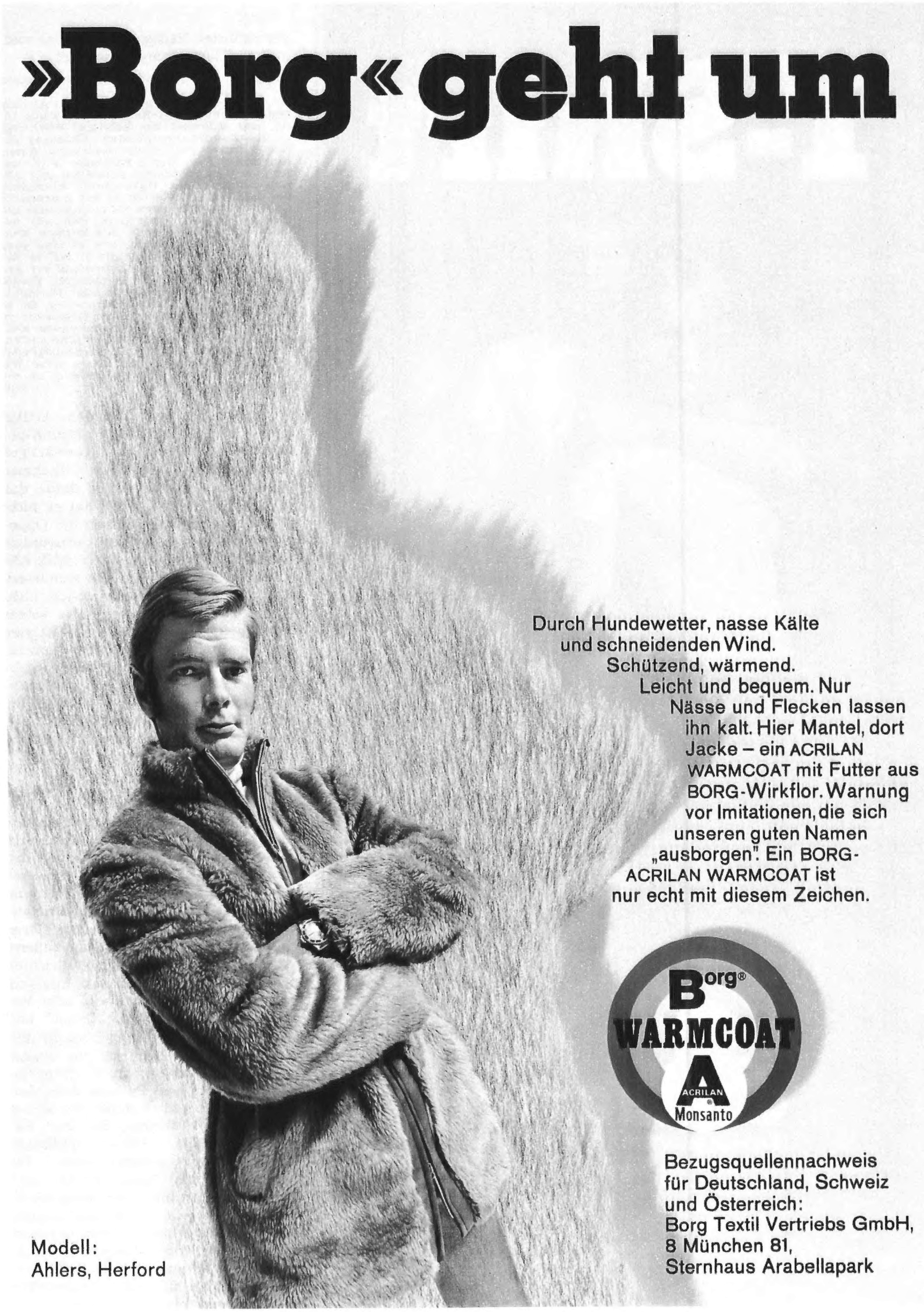
Winningen (Rhld.-Pf.) — GOTTLIEB OBEL

BIS ZULETZT

(Nr. 41/1969, Gerhard Mauz über Kiesinger)

Ihr Beitrag „Ein Geheimagent des Vatikans?“ hat mich sehr interessiert, da ich bei den Prozessen in USA (Boston und Washington) 1947/48 als Zeuge dabei war. Ihre Recherchen in USA hat Regierungsanwalt V. C. Woerheide mit Recht „bewundernswert gründlich“ genannt. Ich füge hinzu: Scharfsinnig rekonstruiert haben Sie auch die Reaktion der deutschen Zeugen, als diese nämlich erfuhren, daß die US-Regierung Herrn Kiesinger nicht als Zeugen nach den USA gebracht hatte; ich selbst habe mich freilich damals, als ich die „Kiesinger-Statements“ in den Diensträumen des Mister Woerheide gelesen und „verdaut“ hatte, über gar nichts mehr gewundert.

Besonders interessierte mich, daß das sogenannte Ahlers-Papier Ausgangspunkt Ihrer Odyssee durch amerikanische Behörden, Archive und Familien war. Ich begrüße, daß Sie als erster deutscher Publizist den Charakter dieser Niederschrift eines meiner ehemaligen AA-Kollegen richtig skizziert haben, wurde doch mit dieser — als „Persilschein Kiesingers“ im November 1966 bekanntgewordenen — mannigfacher Mißbrauch getrieben; ein Tatbestand, der in Kürze auch in einer Klage des Unterzeichneten gegen den „Ullstein“-Verlag (re: Buch von Klaus Hoff: „Kurt Georg Kiesinger — die Geschichte seines Lebens“; 1969) sein


»Borg« geht um
Durch Hundewetter, nasse Kälte und schneidenden Wind. Schützend, wärmend. Leicht und bequem. Nur Nässe und Flecken lassen ihn kalt. Hier Mantel, dort Jacke – ein ACRILAN WARMCOAT mit Futter aus BORG-Wirkflor. Warnung vor Imitationen, die sich unseren guten Namen „ausborgen". Ein BORG-ACRILAN WARMCOAT ist nur echt mit diesem Zeichen.
Borg® WARMCOAT ACRILAN® Monsanto
Bezugsquellennachweis für Deutschland, Schweiz und Österreich: Borg Textil Vertriebs GmbH, 8 München 81, Sternhaus Arabellapark
Modell: Ahlers, Herford

gerichtliches Nachspiel und seine endgültige Klarstellung finden soll.

Essen HANNS DIETRICH AHRENS

Dr. Hanns Dietrich (nicht Wilhelm) Ahrens, heute in der Public-Relations-Beratung tätig, war während des Zweiten Weltkriegs in der Rundfunkpolitischen Abteilung des AA — unter dem stellvertretenden Abteilungsleiter Kurt Georg Kiesinger — für das Referat USA zuständig. Fälschlich galt Ahrens zeitweise als „Denunziant" Kiesingers bei der Gestapo, obwohl er das sogenannte Conrad-Ahlers-Papier nicht verfaßt oder unterzeichnet hat, sondern in ihm nur benannt wird. Für Ahrens, den intimen Kenner der NS-Propaganda, war es eine ganz besondere Überraschung, als er 1947 in Boston aus den Kiesinger-Statements der Anklage erfuhr, daß sein ehemaliger Vorgesetzter ein „Geheimagent des Vatikans" gewesen sein will; eine Behauptung, die in einem vorerst unerklärlichen Gegensatz zu der von Kiesinger 1968 beschworenen Zeugenaussage steht, der zufolge er jene ausländischen Meldungen für „Greuelpropaganda" gehalten haben will, aus denen seine Widerstandstätigkeit für den Vatikan zu erklären wäre. — Red.

Wenn zutrifft, was auch dem Artikel über Kiesinger in seiner rundfunk-politischen Funktion im Auswärtigen Amt von 1940 bis 1945 zu entnehmen ist — und es spricht wenig dafür, daß es nicht zutrifft —, dann hat er nicht „hocherhobenen Hauptes in die Opposition" zu gehen, sondern schleunigst gesenkten Blickes von der Politik Abschied zu nehmen, um die Bundesrepublik und ihre gesamte Politik nicht länger zu belasten. Wer trotz seiner damaligen, informationsgesättigten Funktion angeblich von nichts gewußt hat, tatsächlich oder auch nur vorgeblich Geheimagent war, der ist nicht geeignet, die politischen Richtlinien einer Demokratie zu bestimmen oder, aus der Opposition heraus, auf sie einzuwirken.

Jülich (Nrdrh.-Westf.)
WOLFGANG H. MÜLLER

Als ehemalige Pressestenographin des „Sonderdienstes Seehaus" (Erfasserin in der „Deutschen Gruppe") habe ich Ihren Bericht mit großem Interesse gelesen und möchte mich, vor allem im Hinblick auf das Ermittlungsverfahren, das Herr Dr. Duwe gegen Herrn Kiesinger ausgelöst hat, dazu äußern. Von 1941 bis 1943 habe ich Nachrichten in deutscher Sprache aus England, Amerika, Rußland, Schweiz, dem Vatikan und den Sendern „Calais" und „Gustav Siegfried I" abgehört. In diesen zwei Jahren habe ich nur einmal den Bericht über eine Juden-Deportation aufgenommen. Er kam vom Londoner Sender und stammte von einem polnischen Flüchtling, der zur Begleitmannschaft eines jüdischen Transportzuges gehört hatte. Die Waggons dieses Zuges waren nach seinem Bericht mit Kalk (ungelöschtem?) ausgestreut, so daß die meisten Juden nach tagelanger Fahrt nur noch tot an ihrem Bestimmungsort ankamen. Damals war ich entsetzt über diesen Bericht, hielt diese Deportation aber für eine einmalige Angelegenheit,



da ich auch von meinen Freunden und Bekannten der ausländischen Abhörstellen nie etwas über Maßnahmen gegen die Juden hörte. Da wir oft Berichte und Nachrichten des Auslandes diskutierten, hätten wir über solche Nachrichten ganz bestimmt gesprochen, schon im Hinblick darauf, daß zu der Zeit noch genügend Juden in Berlin unter uns lebten. Zu den übrigen Nachrichten kann ich nur sagen, daß die meisten von uns spätestens seit „Stalingrad" den Feindmeldungen mehr Glauben schenkten als den eigenen! Darf ich hinzufügen, daß ich überzeugt davon bin, daß Herr Kiesinger bis zu diesem Zeitpunkt (1943) keine Kenntnis von Vernichtungsaktionen gegen die Juden gehabt hat.

Köln — Ulla Welling

Kurt Georg Kiesinger wußte, obwohl er fünf Jahre an der Quelle, das heißt in der Rundfunkpolitischen Abteilung des AA tätig war, „in seinem dienstlichen Bereich" offenbar wesentlich weniger, nur „im privaten Bereich" formte sich in ihm die „Ahnung, daß etwas ganz Böses geschehe". Trotzdem hielt er es weiter in dieser Umgebung aus, weil er wohl als „Geheimagent des Vatikans" auf seinem Posten ausharren mußte. Darüber möchte man gern mehr hören: zum Beispiel, ab wann er dem Vatikanischen Secret Service angehört hat? Ob schon zu Beginn des Krieges oder erst nach Stalingrad, als es mit dem Dritten Reich abwärts ging?

Tübingen — Dr. Adolf Rieth

Man ist ja inzwischen in Deutschland an vieles gewöhnt und hält fast nichts mehr für unmöglich, aber wenn der amtierende Bundeskanzler als ehemaliger Geheimagent einer ausländischen Macht bezeichnet wird und daraufhin nichts geschieht, noch nicht einmal ein kurzes Dementi erfolgt, so ist das wohl sogar für nachkriegsdeutsche Verhältnisse ein einmaliger Fall, besonders, wenn man sich an den Ausspruch eines Geheimdienst-Fachmannes während des Falles Otto John erinnert: „Einmal Spitzel, immer Spitzel".

Berlin — Paul Müller

NUR HUMANITÄR

(Nr. 37/1969, Personalien)

Der Bericht über Herrn Steiner, der die aufständischen Anya-Nya-Krieger im Süd-Sudan zum Sieg führen will, erweckt beim Leser den Eindruck, daß die Machenschaften des Herrn Steiner von der Förderungsgesellschaft Afrika e. V., und zwar von mir, unterstützt würden, und daß sogar daran gedacht sei, Gelder für Waffenkäufe des beabsichtigten Guerilla-Krieges bereitzustellen. Die Förderungsgesellschaft Afrika e. V. hat mit Rolf Steiner nichts

Seit seinem Erscheinen gilt der NSU Ro 80 als besonders fortschrittliches Automobil. Diese Spitzenposition hält er weiterhin:

1. Halogen-Fern-, Abblend- und Nebelscheinwerfer

Seit Jahren wünschen sich die Fahrer schneller Wagen dieses Beleuchtungssystem. Der NSU Ro 80 hat es ab sofort serienmäßig.

2. Thyristor-Zündung

Fachzeitschriften und ihre Leser schwärmen von den Vorzügen dieser Zündung. Der NSU Ro 80 hat sie ab sofort serienmäßig.

3. Kein Ölwechsel mehr

Hier schneidet NSU einen alten Zopf ab. Der NSU/Wankel-Motor braucht ab sofort keinen Ölwechsel mehr.

NSU Ro 80
Das neue Fahren

AUDI NSU Auto Union AG,
7107 Neckarsulm, Abt. YO 99



zu tun gehabt und nichts zu tun. Weder von der Gesellschaft noch von mir als deren Präsident hat Herr Steiner ein Schreiben oder irgendeinen sonstigen Ausweis erhalten, der ihn als autorisierten Vertreter des Vereins ausweisen könnte. Die Förderungsgesellschaft Afrika e. V. hat auch in keinem einzigen Fall ihre humanitären Hilfszwecke verlassen und auch nur einen einzigen Pfennig für Waffenkäufe bewilligt. Herr Steiner phantasiert, wenn er erklärt, mein Einfluß als Präsident der Förderungsgesellschaft könne in irgendeiner Weise für Waffenkäufe beziehungsweise deren Finanzierung eingesetzt werden. Nach wie vor, und das immer, wird die Förderungsgesellschaft sich ausschließlich humanitären Zwecken widmen.

Frankfurt DR. FRANZ GYPKENS
Förderungsgesellschaft Afrika e. V.

FREITAGS FLEISCH

(Nr. 41/1969, DDR)

Ich habe in Ihrem DDR-Artikel einen Hinweis darauf vermißt, wie das Verhältnis der Ostdeutschen zu den „Garanten der Freiheit" im allgemeinen und zwischen Russen-Soldaten und ostdeutschen Mädchen im besonderen ist.

Frankfurt ANNEMARIE WEISE

Sie waren sich nicht sicher, ob das Selbstwertgefühl der DDR-Bewohner gestiegen sei. Ich kann hierzu natürlich nur aus einem mir bekannten Kreis schlußfolgern. Dieser Verwandten- und Bekanntenkreis umfaßt vom ein-



DDR-Jugendliche in Ost-Berlin

fachen Arbeiter über Facharbeiter, Bauern bis zu Akademikern (Ärzten, Hochschullehrern) einen repräsentativen Querschnitt. Seit dem Mauerbau, ich fahre jährlich einmal in die DDR, ist nach meiner Ansicht dieses Staatsbewußtsein gefestigt und gewachsen. Es ist ein Abfinden mit der Realität und ein sich darauf aufbauendes



Wertgefühl. Auf meine Frage, ob die Bundesrepublik die DDR anerkennen solle, sprachen sich alle entschieden für eine Anerkennung aus. Was sie sich von der Anerkennung erhoffen! Ein geregeltes Miteinander, eventuell Heirat zwischen jungen Leuten, Besuche in die Bundesrepublik, wenn auch mit Einschränkungen. Eindeutig wurde auch Hallstein-Doktrin und Alleinvertretungsanspruch abgelehnt, denn man sei ja immerhin unter den ersten zehn Industriestaaten der Welt. Allerdings ist ihnen voll bewußt, daß ihr Staat keine Demokratie ist. Erstaunlicherweise meinte man, dirigistische Maßnahmen kämen besonders von unterer Parteiebene. Dafür sprechen auch viele politische Witze, in denen Ulbricht leicht belächelt, aber als „Vaterfigur" herausgestellt wird. Zustimmen muß ich Ihrer Vermutung über die Ablehnung der westdeutschen Großmannssucht. Darauf reagieren alle gleichermaßen allergisch.

Spessart (Bad.-Württ.) RENATE MANIKE

Ihre Schilderung ist so tendenziös, daß sie beinahe von Karl Eduard von Schnitzler verfaßt sein könnte. Nach Ihrem Artikel ist die DDR ja beinahe ein Paradies! Die Verfasser scheinen mir pseudowissenschaftlichem Materialismus zu huldigen.

München DR. WALTER GEISLER

Nach mehreren Reisen in der DDR und Gesprächen dort mit Staatsfunktionären wie -feinden, und nicht zuletzt nun durch Ihren zutreffenden Artikel, kann ich beim besten Willen keine grundsätzlichen Unterschiede zu allen anderen deutschen Staatswesen seit 1871 entdecken. Denn nicht nur nach Sven Olof Palme und Enrico Berlinguer sind im modernen Industriestaat die Eigentumsverhältnisse bei den Produktionsmitteln für das gesellschaftliche Verhalten — tägliches Leben — von minderer Bedeutung. Es bleibt dabei: Unsere von der DDR zu Grabe getragenen Hoffnungen sind schon vor längerer Zeit auferstanden und von den kubanischen Gastgebern noch nicht enttäuscht worden.

Hamburg HANS-WILHELM BAUMANN

Ihr Bericht kommt bei mir Gott sei Dank um einen Monat zu spät, ansonsten würde ich — bestärkt durch Ihren Artikel — noch weiterhin daran glauben, daß es „dort drüben" doch auch einmal besser werden müßte. Viele Gespräche, die ich mit Urlaubern aus der DDR am Goldstrand in Bulgarien führen konnte, zeigten indes, daß die Verhältnisse so unerträglich wie ehedem geblieben sind! Die Leute be-









60

kommen weiterhin nur zweimal im Jahr Apfelsinen und die Hausfrau weiß am Donnerstag nicht, welches Fleisch sie am Freitag bekommen wird. Völlig unbegründet ist unsere Angst vor der besseren Schulausbildung in der DDR und vor ihrer größeren Abiturientenzahl. Gut 40 Prozent der Studienzeit ist mit Politik ausgefüllt, womit auch ein sonst leistungsschwacher Schüler das Abitur schafft, Hauptsache, er kann zitieren, wo und wann der Genosse Ulbricht was gesagt hat. Ihr Artikel ist von seiner Grundstimmung zu hoffnungsfroh. Dem trägen Bundesbürger geben Sie damit das trügerisch-wohlige Gefühl, daß die Verhältnisse in der DDR besser würden und er weiterhin beruhigt sein kann über das Schicksal der Menschen „dort drüben"!

Krumbach (Bayern) WALTER CZECH

FÜNF TAGE DANACH

(Nr. 42/1969, Briefe)

Tatsächlich veröffentlichte der General-Anzeiger der Stadt Wuppertal am Tag nach Ihrer Panorama-Meldung „Annahme verweigert" die Anzeige der Personen, die öffentlich für die SPD plädierten. Fünf Tage danach — am 27. September — berichtete der General-Anzeiger dann unter dem Titel „Finden Sie, daß wir noch geheime Wahlen haben?" In diesem Artikel wurden die Personen, die ihre politische Meinung offen geäußert hatten, aufs heftigste angegriffen. So schrieb der General-Anzeiger, daß sich dieser politische Bekennermut in Form einer noch nie erlebten Nonstop-Striptease-Show als Bumerang erweise. Nur Entrüstung sei die Reaktion auf diese Anzeige und keine entgegengesetzte Meinung sei dem General-Anzeiger bekannt. Leserbriefe, in denen behauptet wurde, die SPD habe dem politischen Bekenntnis der verschiedenen Persönlichkeiten mit Druck nachgeholfen, sollten den Artikel untermauern. Einem Kirchmeister gab man das Wort, welches abschließt: „Dies können wir nicht mehr hinnehmen, hier muß was getan werden. Und daß was getan wird, darauf können sich diese Herren verlassen." Ich gehöre zu den Personen, die innerhalb der Anzeige ihre politische Meinung äußerten und dadurch die für eine unabhängige Tageszeitung ungewöhnliche Reaktion auslösten. Ich gestehe dem General-Anzeiger durchaus das Recht zur freien Meinungsäußerung zu, so wie ich es auch für mich selbst in Anspruch genommen habe. Dennoch glaube ich, wird die vom General-Anzeiger hier vertretene Meinung Ihre Panorama-



... das Licht der neuen Abfertigungshalle D im Hamburger Flughafen Fuhlsbüttel.

Hier herrscht die erregende Atmosphäre von Aufbruch oder Heimkehr. Glockensignale und Lautsprecher verkünden den Start der Maschinen in alle Himmelsrichtungen. Säumige werden gemahnt - Ungeduldige werden vertröstet. Schnell noch einen Drink zum Abschied. Schnell noch ein letzter Einkauf, die Zeitschrift für unterwegs oder das Mitbringsel für daheim. Alles überstrahlt vom hellen und freundlichen Licht der Lampen und Leuchten von Philips. Ein weiteres Beispiel dafür, daß aufgrund langjähriger und internationaler Lampen- und Leuchtenforschung, die Philips Licht zu projektieren vermag, das allen gestellten Anforderungen genügt - im kleinen wie im großen Rahmen.

....nimm doch **PHILIPS**

PHILIPS

PHILIPS

Meldung wie auch den Brief des Herrn Dr. Girardet gut ergänzen und zum Nachdenken Anlaß geben.

Wuppertal GERHARD HEITMANN

RUND UM DIE WELT

(Nr. 41 und 42/1969, Claus Jacobi „Zwei zu eins gegen den Tod")

Vielen Dank für Ihren Artikel über die Bevölkerungsexplosion. Es wird höchste Zeit, daß die breite Masse, die zu sehr selbstzufrieden dahinlebt, mit diesem Problem konfrontiert wird. Die eigentliche Tragik ist, daß die reichen Völker nicht zusammentreten und in großem Ausmaße den unterentwickelten Massen helfen.

Münster (Nrdrh.-Westf.) KARL FROMME stud. med.

Soweit Herr Jacobi die Tatsachen der auf uns zukommenden Bevölkerungsdichten deutlich macht, muß man alles ja nur zu ungern bestätigen. Sobald er sich jedoch dazu verleiten läßt, die



Unterernährter Inder

Ursachen einmal dem Rassismus, zum anderen uns schlechthin anzulasten, kann man ihm nicht mehr beipflichten. Solche Bücher sollten zwar ohne weiteres geschrieben werden, sie sind jedoch als Aufklärungsfibel zum Erhellen der Probleme der Bevölkerungsexplosion denkbar ungeeignet, zumal man aus dem Tenor von Herrn Jacobis Ausführungen schon bei den ersten Formulierungen herauslesen kann, daß bei ihm der Caritas-Gedanke und nicht das Charisma der Menschheit, die zu den Sternen findet, Pate gestanden hat.

Hamburg RAINER MATT

Die Serie entspricht zwar den Tatsachen, aber sie wollen die Deutschen doch nicht aus ihrem Wohlstandsphlegma aufrütteln. Ich verspürte den



Hertz sagt Ihnen, wie Sie Ihren Unfall-Ärger loswerden.

Mit Hertz!

Denn wenn der andere schuld hat, übernehmen wir die Scherereien mit dem Unfall.

Sie verlieren keine unnütze Zeit, kein unnötiges Geld, müssen nicht mit öffentlichen Verkehrsmitteln fahren. Nicht zu Fuß gehen. Kriegen keine grauen Haare wegen der Versicherung oder Werkstatt.

Also, wenn's gebumst hat – erst mal tief Luft holen und ganz ruhig bleiben. (Auch wenn Sie daran denken, was Ihre Frau sagen wird.)

Und passen Sie auf, daß sich die Zeugen des Unfalls nicht klammheimlich verdrücken.

Wenn dann die Polizei mit Blaulicht anrückt, geben Sie den Vorgang zu Protokoll. Und kommen dann mit denselben Angaben zu Hertz Autovermietung.

Wir geben Ihnen einen schönen, neuen, blinkenden, ganzen Mietwagen. Ohne Anzahlung oder Kaution. Z.B. einen schicken Ford oder einen anderen Wagen, der Ihrem eigenen entspricht.

Damit fahren Sie los und vergessen, was passiert ist. Denn ab jetzt ärgern <u>wir</u> uns rum mit Ihrem Ärger:

Hertz läßt dann Ihren Wagen abschleppen. (In die Werkstatt, die Sie wünschen.) Finanziert Ihnen – wenn möglich – die unfallbedingten Reparaturen. Legt auch die Sachverständigenkosten vor – denn Sie sollen ja den vollen Schaden ersetzt bekommen.

Und die Wagenmiete müssen Sie auch nicht bei Rückgabe des Wagens bezahlen. Ihr Anwalt macht sie gleich mit der gesamten Schadensabrechnung bei der Versicherung Ihres „Gegners" geltend.

Unfall gehabt – ärgerlich. Aber halb so schlimm, wenn Sie Hertz kennen.

Sollten Sie übrigens das Pech haben, selbst der Schuldige zu sein, vermieten wir Ihnen natürlich auch gern einen Wagen.

Hertz ®

Hertz: <u>Mehr</u> als der Schlüssel zu einem Wagen.



Drang in mir, die Verhältnisse zu ändern. Bin ich ein Utopist? Schließlich sind nicht einmal die Mächtigsten dieser Welt dazu in der Lage. Wahrscheinlich habe ich diesen Artikel in ein paar Tagen vergessen. Mein Gewissen werde ich durch eine Gabe für „Brot für die Welt" beruhigen. So machen es alle!!

Meine (Nieders.) HANS HASE

Ihr Artikel ist sicher einer der alarmierendsten Beiträge des SPIEGEL in der vergangenen Dekade. Aber er ist auch einer der unseriösesten! Die apokalyptischen Visionen Jacobis sind weniger Produkt wissenschaftlicher Einsichten als kulturpessimistischer Ideologie. Die noch gigantischere Bevölkerungsexplosion der Zukunft spielt sich in Jacobis üppiger Phantasie ab — und auf seiner Graphik, auf der sich ein üppiger Wildwuchs des Homo sapiens trefflich darstellen läßt. Leider bleibt der historische Vergleich, welcher solche Schrecknisse bändigen könnte, außer acht: Europa hat seine Bevölkerungsexplosion im Zuge der Industrialisierung hinter sich gebracht; Länder, welche heute in der Phase der Industrialisierung stecken, wiederholen anscheinend unsere eigene demographische Entwicklung.

Hamburg ADOLF HARTMANN stud. phil.

Bereits der englische Priester Robert Malthus sagte um die Wende vom 18. bis 19. Jahrhundert der Menschheit den Hungertod durch ihre zu starke Vermehrung voraus. Seine Weissagung läßt unberücksichtigt, daß entgegen den Prognosen die Lebensmittelproduktion stärker angestiegen ist als das Wachstum der Erdbevölkerung. Die geschichtliche Erfahrung bietet uns mithin allen Grund zum Optimismus.

Duisburg HANS HOMANN

Statt Jacobi bringt doch gleich den Vater aller Übervölkerungstheoretiker, den guten alten Malthus selber; schließlich haben die Übervölkerungsargumente in all den Jahrhunderten, die sie auf dem Buckel haben, weder an Richtigkeit und schon gar nicht an Originalität gewonnen. Wenn Ihr Malthus im Original bringen würdet, könnte man die bourgeoise Furcht vor einer Bevölkerungszunahme, die das für die Erhaltung der industriellen Reservearmee notwendige Maß überschreitet und die schließlich nichts bedroht als die Herrschaft der Bourgeoisie selber, sozusagen in statu nascendi studieren und brauchte nicht mit dem 100. Aufguß vorliebzunehmen. (Daß Malthus selber nur plagiiert,

braucht Euch dabei nicht zu kratzen!) Daß es dem Autor denn auch nicht so sehr darum geht, die Bedürfnisse der hungernden Menschheit zu stillen, als vielmehr vor dem Gespenst der Revolution zu warnen, macht er sehr deutlich. Erstes schlimmes Indiz: Enteignung ausländischen Eigentums. Wie kann man nur! Und dann der ärgerliche Tatbestand, daß die Chinesen so gut zu Fuß sind. Mao schaffte — wahrscheinlich bei einem Verbrauch von nur einer Tasse Reis auf 100 Kilometer — 14 000 Kilometer! Hoffentlich erfahren wir früh genug von Maos neuem Aufbruch, damit wir uns unsererseits rechtzeitig auf die Socken machen können, sozusagen en faisant une ronde tout autour du monde.

Berlin BURKHARD HOFFMANN

Die Redaktion des SPIEGEL behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen.

DER SPIEGEL

DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

Verantwortlicher Redakteur für Bonn: Dr. Alexander von Hoffmann; für Titelgeschichte, Irmler-Interview, Unternehmen: Klaus Kröger; für Werbung, Märkte, Handel: Dieter P. Grimm; für Spionage: Hermann Zolling; für Kirche (Militärseelsorge): Werner Harenberg; für Comics, Manager, Justiz, Verbrechen, Parteien, Rundfunk, Fernsehen (Werbe-Lizenz), DDR: Hans Joachim Schöps; für Automobile: Rudolf Glismann; für Bundeswehr, Steinhoff-Interview: Hagen Graf Lambsdorff; für USA, Indien, Vatikan, Schweden, Südafrika, Italien, Österreich: Heinz Lohfeldt; für Tschechoslowakei, Sowjet-Union: Fritjof Meyer; für Konzerne, Luftfahrt: Hellmut Hartmann; für Serie: Dr. Gerd Rockel; für Sport: Walter Gloede; für Malerei, Kirche (Fernsehen), Film, Theater, Bühnen, Kunst, Fernsehen (Vorausschau): Felix Schmidt; für Bücher, Bestseller: Rolf Becker; für Medizin, Technik, Raumfahrt, Gesellschaft: Jürgen Petermann; für SPIEGEL-Gespräch: Dieter Brumm; für namentlich gezeichnete Beiträge: die Verfasser; für Briefe: Heike von der Osten; für Panorama: Ariane Barth; für Personalien, Register, Hohlspiegel, Rückspiegel: Dietrich Strasser; für SPIEGEL-Verlag/Hausmitteilung: Walter Busse (sämtlich 2 Hamburg 11, Brandstwiete 19/Ost-West-Straße). Nachrichtendienste: UPI, AFP, Newsweek, New York Times

Dokumentation: Jürgen Bergeder, Bernd Breede, Burghard v. Bülow, Armin Dirks, Dr. Renate Dunkel, Dr. Herbert Enger, Wolfgang Fischer, Almuth Fölsing, Dr. Iris Hamel, German Hausknecht, Hartmut Heidler, Werner Heine, Hans-Joachim Heinze, Wolfgang Henkel, Jürgen Holm, Leonore Lohse, Elke Martin, Günther von Maydell, Rainer Mehl, Klaus Müller, Friedhelm von Notz, Dorothea Peters, Uwe Reisner, Karl-Otto du Roveray, Hedwig Sander, Karl-Heinz Schaper, Dr. Sibylla Schuster-Walser, Werner Siegert, Robert Spiering, Horst Wachholz, Dieter Wessendorf, Alfred Wüste; Leitung: Heinz Klatte. Stellvertreter: Walther von Schultzendorff. Bildbeschaffung: Frank Böhm, Helmut Wolff, Ingrid Ziegler

Gültige Anzeigenpreisliste: Nr. 27a vom 1. Juli 1968 • Verantwortlich für Anzeigen: Alfred E. Wissmann, 2 Hamburg 11, Brandstwiete 19 / Ost-West-Straße • Druck: Druckhaus Ahrensburg, Ahrensburg bei Hamburg und Darmstadt

Verlagsgeschäftsstellen: 1 Berlin 30, Kurfürstenstraße 72/74, Tel. (0311) 1 38 51, Telex 183 867 • 4 Düsseldorf, Immermannstraße 15, Tel. (0211) 36 05 53, Telex 8 582 737 • 6 Frankfurt a. M., Oberlindau 80, Tel. (0611) 72 28 90, Telex 413 009 • 8 München 8, Maria-Theresia-Straße 11, Tel. (0811) 44 44 56, Telex 524 601 • 7 Stuttgart, Kriegsbergstr. 11, Tel. (0711) 22 15 31/32, Telex 722 673

SCHLECHTER STIL. Mit Amt und Würden verloren führende Christdemokraten auch Format: Einige Unions-Minister haben angekündigt, daß sie sich nicht mit ihren Nachfolgern von SPD oder FDP zum traditionellen Shake-Hands-Photo bei der Amtsübergabe stellen wollen. Von Innenminister Ernst Benda erfuhren seine leitenden Beamten und die neue FDP-Führung des Hauses bereits, daß er sich nicht persönlich, sondern schriftlich von seinen Mitarbeitern verabschieden werde und daß er nicht mit seinem Nachfolger Hans-Dietrich Genscher zur Geschäftsübergabe zusammentreffen wolle. Genschers designierter Parlamentarischer Staatssekretär, Wolfram Dorn: „Das ist doch wirklich ein schlechter politischer Stil, den Bonn nicht gewöhnt ist."

VERLOCKENDE PHRASEN. Franz Josef Strauß kam in die USA, kämpfte und siegte noch einmal auf seine Art: „Well, we have won the election... (drei Sekunden Pause)... in Bavaria", erklärte er einem Interviewer von CBS. Dennoch setzte er „in den USA den Wahlkampf fort", wie selbst die „FAZ" vermerkte. So redete er wieder einmal wider Atomsperrvertrag und Aufwertung und brachte auch seinen bereits vor fünf Monaten in England verkauften Ladenhüter — einen europäischen Atompool — erneut ins Gespräch. Neu: Er desavouierte einen Kabinetts-Kollegen im Ausland: „Anscheinend hat Herr Brandt erklärt, die deutsche Regierung begrüße die Pläne für eine solche (europäische Sicherheits-)Konferenz. Das finde ich merkwürdig, da die Frage im Kabinett nie diskutiert wurde. Ich war und bin übrigens noch immer Mitglied des Kabinetts." Und Strauß brüstete sich: „Ich lasse mich von verlockenden Phrasen aus Moskau nicht so leicht hinreißen." Brandt aber warf er in Fragen der europäischen Sicherheit „Pipedreams" (Träume eines Opiumrauchers) vor. Daß solche Strauß-Worte — gesagt in der Universität von South-Carolina — auch im amerikanischen Kongreß-Protokoll abgedruckt wurden, dafür sorgte Strauß-Gastgeber Strom Thurmond, einst Demokrat, dann 1948 selbständiger Präsidentschaftskandidat südstaatlicher Rassenfanatiker, heute rechtsradikaler republikanischer Senator des US-Bundesstaates South-Carolina und Berater Nixons. Protest-Slogan der US-Linken: „Strom Thurmond liebt brennende gelbe Babys und verhungernde schwarze Babys." Die Kombination Strauß/Thurmond führte dann auch zu Höchstkursen an der Washingtoner Gerüchten-Börse. Eines der on-dits: Strauß wolle mit des Senators Hilfe das amerikanische Veto gegen das von der SPD/FDP angestrebte Stimmrecht für Berliner Abgeordnete sichern. Ein anderes Gerücht meldete der SPD-Pressedienst: Strauß habe gesagt, Konrad Adenauer würde sich im Grabe umdrehen, wenn er mit ansehen müßte, wie sein „blasser Nachfolger Kiesinger Deutschland dem Untergang zutreiben" lasse. Coca-Cola-gemäßigt bat die SPD den CSU-Vorsitzenden, „mach mal Pause", und die FDP verlangte von der CDU, den „tobenden Strauß" endlich zu bremsen. Der FDP-Pressedienst: „Kein deutscher Politiker hat sich seit 1945 schäbiger gegenüber seinem eigenen Lande verhalten als Herr Strauß."

NICHT BOTSCHAFT SONDERN MISSION

Übereinstimmend entwickelten DDR-Funktionäre in Gesprächen mit westdeutschen Journalisten eine neue Deutschland-Initiative. Bonner Regierungsbeamte reisten eigens nach Berlin, um sich bei den Gesprächspartnern der DDR-Vertreter direkt zu informieren. Parallel dazu ließen Ostblock-Diplomaten in Berlin wissen, daß ihre Länder ebenfalls an einer Verbesserung der zwischendeutschen Beziehungen interessiert seien. Überdies konferierte der Ost-Berliner Sowjet-Botschafter Pjotr Abrassimow am vergangenen Donnerstag zwei Stunden lang mit dem Regierenden Berliner Bürgermeister Klaus Schütz, der am nächsten Tag nach Bonn reiste, um Willy Brandt zu berichten. Offenbar gedeckt von Moskau, gaben die DDR-Funktionäre bei ihren Kontakten zu erkennen:

Ost-Berlins SED ist unter bestimmten Voraussetzungen bereit, auf ihre Maximalforderung nach formeller völkerrechtlicher Anerkennung der DDR durch die Bundesrepublik zu verzichten. Als Voraussetzungen gelten

▷ die Bereitschaft zum Austausch von Gewaltverzicht-Erklärungen auch mit Ost-Berlin,

▷ der Verzicht Bonns auf die Hallstein-Doktrin,

▷ eine akzeptable Form der Anerkennung bestehender Grenzen und

▷ die Aufnahme von Regierungsverhandlungen zwischen Bundesrepublik und DDR.

Ergebnis dieser Verhandlungen müßten von beiden Regierungschefs unterzeichnete Abmachungen etwa in der Art der 1967 von DDR-Ministerpräsident Willi Stoph unterbreiteten Vorschläge sein (Stoph hatte damals einen „Vertrag über die Herstellung und Pflege normaler Beziehungen zwischen DDR und BRD" angeboten). Solche Übereinkünfte besäßen zwar ihrem Wesen nach völkerrechtliche Gültigkeit, bedeuteten aber nicht die gegenseitige Anerkennung der beiden deutschen Staaten als Ausland. Die dann zu errichtenden Vertretungen der beiden Staaten bei der jeweils anderen deutschen Regierung sollten deshalb die Bezeichnung „Mission", nicht aber „Botschaft" tragen.

Eine gegenseitige Anerkennung der „beiden souveränen Staaten deutscher Nation" (Stoph) als Ausland sei der DDR schon deshalb unerwünscht, weil ihrer Staatswirtschaft damit der zollfreie Weg in die Bundesrepublik und mithin in den EWG-Raum verlegt würde. Wenn erst einmal das zwischendeutsche Klima verbessert sei, könne auch zwischen dem West-Berliner Senat und der DDR über Verbesserungen auf den Zufahrtswegen wie über den Zugang der West-Berliner nach Ost-Berlin gesprochen werden.

Eine günstige Ausgangsposition, das betonten DDR- wie Ostblock-Genossen, könne sich die neue Bundesregierung freilich nur dann verschaffen, wenn ihre Bereitschaft zur Bereinigung der offenen Fragen schon in der Regierungserklärung klar erkennbar werde.

ORDENS-ORDNUNG. Im Scherz visierte Gustav Heinemann bereits als Präsidentschafts-Kandidat eine Lösung für eine gerechtere Ordensverteilung an: „Ich stelle am besten einen Waschkorb voller Orden im Park der Villa Hammerschmidt auf und lasse alle einmal hineingreifen." Statt dessen wird der Bundespräsident Heinemann den von seinem Vorgänger Heinrich Lübke angekurbelten Ordensverleih (durchschnittlich 3000 Stück pro Jahr) auf mindestens die Hälfte reduzieren. Die neue Ordens-Ordnung: Heinemanns Staatssekretär Dietrich Spangenberg wird bei der Prüfung der Ordensanwärter strengere Maßstäbe anlegen und für eine gerechtere Verteilung sorgen. Nach dem Willen Spangenbergs sollen künftig auch jüngere, verdienstvolle Staatsbürger einen Orden bekommen. Vor allem aber wünscht Heinemann auch „die Stillen im Lande, die im Schatten arbeiten", auszuzeichnen.

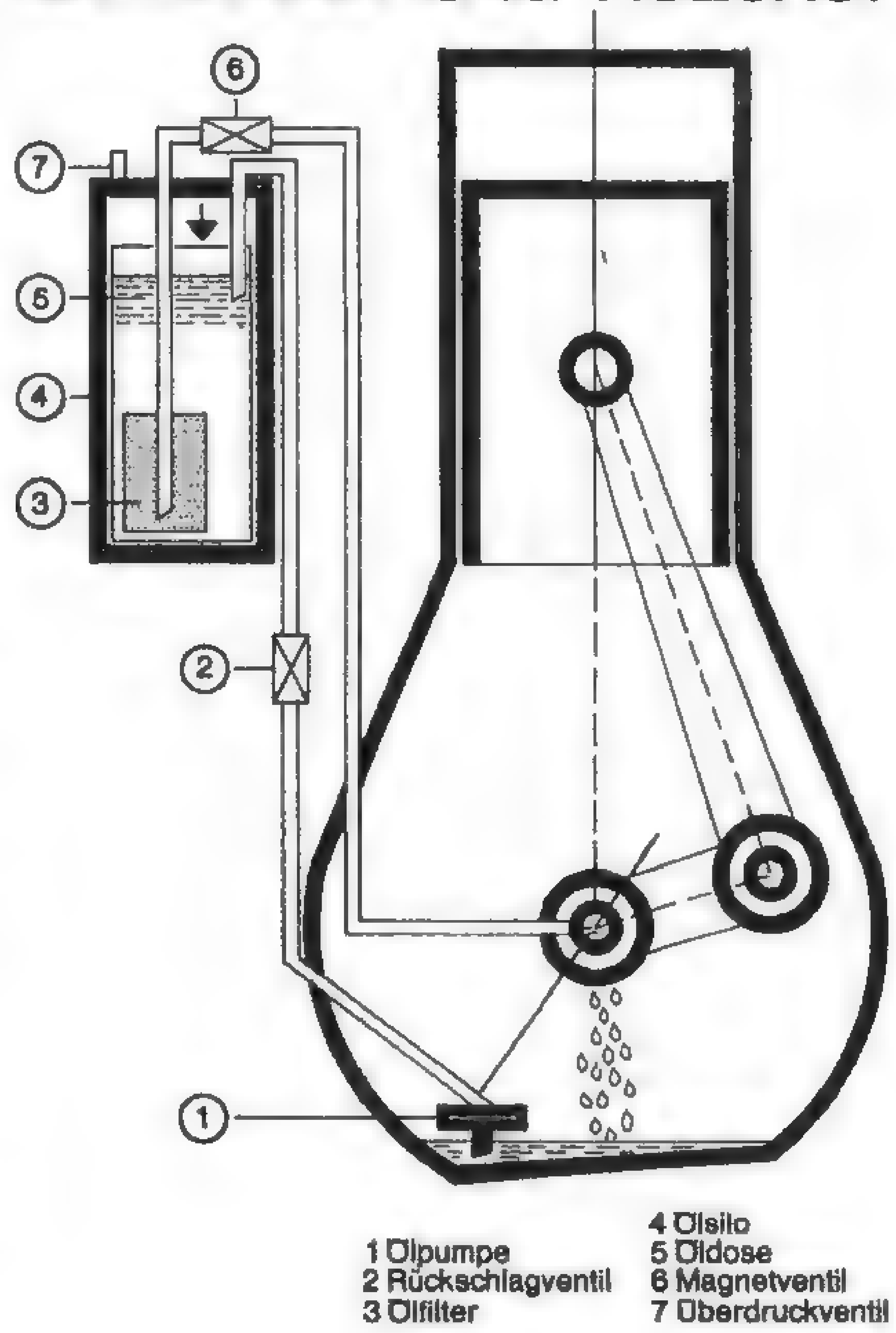
„Die einzige wirkliche Neuheit der IAA"

So nannte ein aufmerksamer Beobachter die von Hoechster Mitarbeitern entwikkelte „Siloschmierung HOECHST", die auf der IAA in Frankfurt vorgestellt und praktisch demonstriert wurde. Feststeht jedenfalls, daß die Erfindung bei Autofahrern und Leuten der Motorbranche auf ungewöhnliches Interesse stieß. Vertreter von Auto- und Flugzeughersteller-firmen prüften das neue Schmiersystem und seine vielfältigen Anwendungsmöglichkeiten eingehend und kritisch. Ihre Reaktionen lassen keinen Zweifel: schon bald werden Autos mit „Siloschmierung HOECHST" auf den Straßen erprobt.

Ölwechsel in zwei Minuten

Länger braucht künftig auch ein Laie nicht! Die „Siloschmierung HOECHST" macht den Ölwechsel zu einer schnellen, einfachen und sauberen Sache. Bei Auto-, Boots- und anderen Motoren.
Der Ölsilo, ein Druckbehälter, ist vom Motor getrennt und kann überall im Fahrzeug angebracht werden. Damit ist er übersichtlich und leicht zugänglich. Außerdem kühlt sich das Öl immer wieder ab und altert langsamer. Die Ölwanne wird überflüssig. Dadurch entfallen z. B. beim Bootsmotor die üblichen Raumprobleme und ihre lästigen Konsequenzen (Absaugen des Schmieröls mit der Handpumpe). Automotoren brauchen nicht mehr geneigt eingebaut zu werden und können zur Verringerung des Stirnwiderstandes niedrig gehalten sein. Schmierstoffdepot ist eine Öldose, die in

SILOSCHMIERUNG HOECHST



den Silo eingesetzt und beim Ölwechsel einfach ausgetauscht wird. Die Ölkontrolle erfolgt elektronisch; man spart sich also das Hantieren mit dem Meßstab. Dank der besonderen Konstruktion des ganzen Systems wird zum ersten Mal ein Vorschmier-Effekt erreicht. Erfolg: kein unnötiger Verschleiß mehr beim Kaltstart.
Ohne große Mehrkosten läßt sich ein Mikrofilter in die Öldose einbauen. Jedesmal wird mit dem Öl jetzt auch der Filter gewechselt.

Kennziffer 17

Rebenschutznetze aus Hostalen-strip

Aus der Vogelperspektive sehen herkömmliche Abschreckungsvorrichtungen gar nicht so gefährlich aus. Optische Signale, akustische Warnzeichen, mechanische Hindernisse oder sprühbare Gespinste können Vögel von Weinbergen nicht zuverlässig fernhalten. Oft werden bis zu 50 % der zu erwartenden Traubenernte von Staren vernichtet, in Wald- und Gewässernähe bis zu 75 %.
Mit Netzen aus ®Hostalen-strip dagegen ist jeder Weinberg sicher. Diese Netze wirken aus der Vogelperspektive wie ein Block. Die Vögel versuchen gar nicht erst zu landen.
Die Rebenschutznetze werden in Standardgrößen von ca. 750 qm hergestellt. Sie sind aus UV-stabilisiertem Hostalen-strip gewirkt. Bei einem groß angelegten Versuch im Rheingau zeigte sich: Die leichten, reißfesten und wasserabstoßenden Netze lassen sich leicht verlegen, können spielend auf das Vierfache ihrer normalen Breite ausgedehnt werden, bieten vollkommene Sicherheit, ohne die Sonneneinstrahlung zu beeinträchtigen.

Kennziffer 18

NEU: das TREVIRA-Hemd

Fast jeder Europäer kennt ®TREVIRA, die Hoechster Polyesterfaser, aus eigener Trage-Erfahrung.
Nach den Anzügen, Mänteln, Krawatten kommen jetzt auch Herrenoberhemden aus Trevira auf den Markt. Luftige, elegante, bequeme Hemden aus 65% Trevira mit 35% Baumwolle. Mit permanent glatten Kragen und Manschetten. Pflegeleicht und haltbar wie alles aus Trevira. Bügelfrei, weich im Griff, hautsympathisch, saugfähig.
Das neue Trevira-Hemd gibt es in mehreren hundert Variationen. In vielen Farben. In vielen Formen. In vielen Dessins. In vielen Stoffarten. Und in vielen Preislagen. Denn das ist das Besondere an Trevira: es erfüllt alle Ansprüche. Die modischen ebenso wie die qualitativen.

Kennziffer 19

Für Sie bei Hoechst notiert

HOECHST

Hoechst nähert sich der 10-Milliarden-Grenze

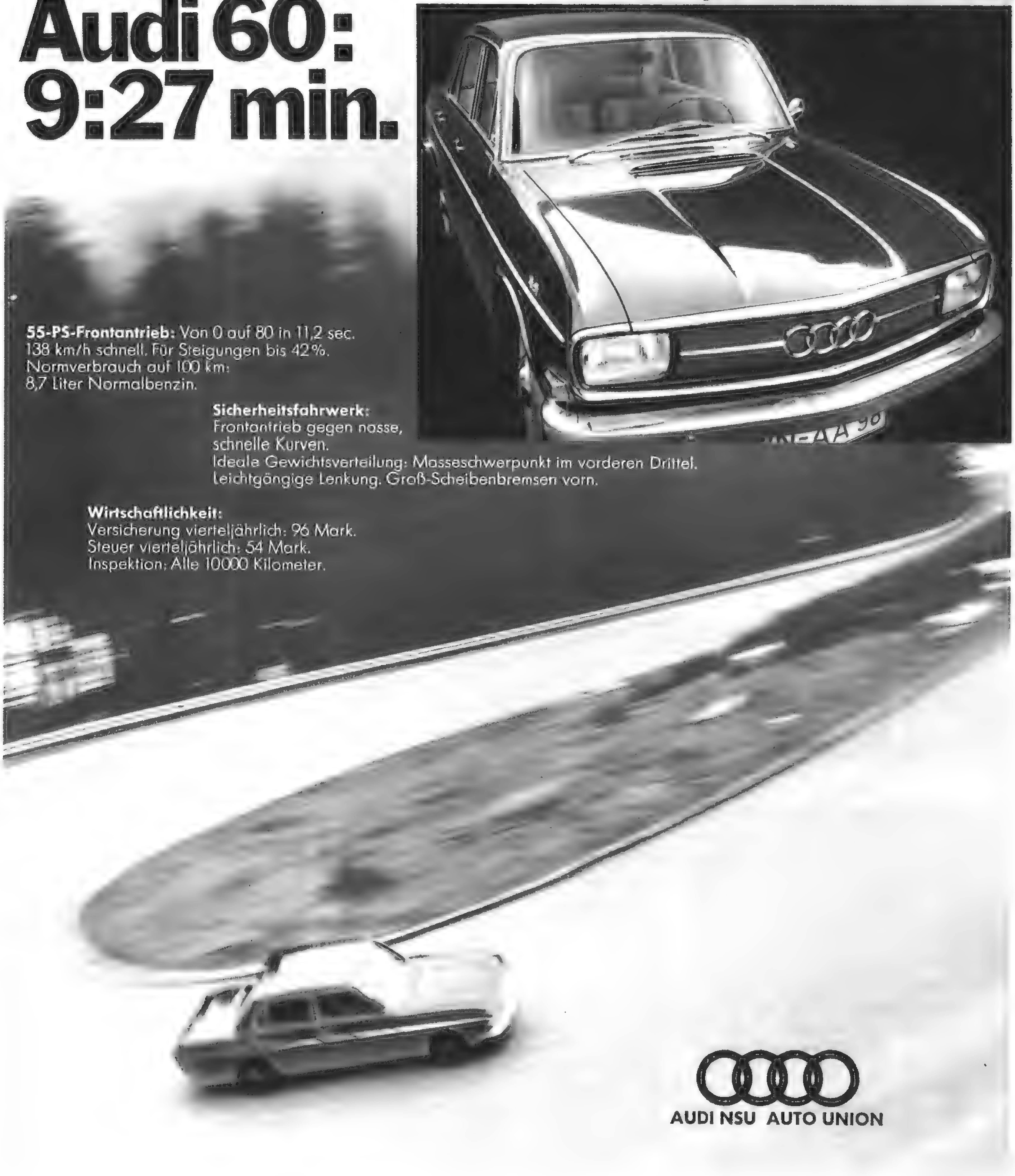
Wie wird der Hoechster Weltumsatz im Jahre 1978 aussehen? Rund 20 Milliarden DM werden aufgrund einer langfristigen Vorausschau erwartet. Das gab der Vorsitzende des Vorstands Dr. Rolf Sammet auf einer Pressekonferenz am 2. Oktober bekannt. Die Eigenleistung der Produktions- und Vertriebsgesellschaften im Ausland soll bis 1978 auf das Dreifache des gegenwärtigen Werts und der Export auf das Zweieinhalbfache steigen, während sich der Inlandsumsatz etwa verdoppeln soll.
In 1969 wird Hoechst einen Weltumsatz von etwa 9,3 Milliarden DM erzielen. Das bedeutet gegenüber dem Vorjahr eine Umsatzzunahme von rund 1,3 Milliarden DM oder 17 Prozent.
Der Gewinn vor Steuern wird, falls bis Jahresende keine unvorhersehbaren Ereignisse mehr eintreten, etwa 17 Prozent höher sein als 1968.
Hoechst wird im nächsten Jahr ein Investitionsprogramm in Angriff nehmen, das Projekte im In- und Ausland im Wert von rund 2,5 Milliarden DM umfaßt. Die Abwicklung dieses Programms wird mehrere Jahre in Anspruch nehmen. Für das Jahr 1970 sind für Investitionen in Sachanlagen und Beteiligungen im In- und Ausland rund 1,5 Milliarden DM vorgesehen.

Wir möchten mehr Informationen

Kennziffer ☐ 17 ☐ 18 ☐ 19
(Gewünschtes bitte ankreuzen)
Name: ________
Firma: ________
Anschrift: ________

An Farbwerke Hoechst AG
WA/Allgemeine Firmenwerbung
6230 Frankfurt (Main) 80 R00201

Bergrennstrecke „Schauinsland".
175 Kurven auf 11,15 km.
Audi 60: 9:27 min.



DER SPIEGEL
DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

DEUTSCHLAND

BONN

REGIERUNGSBILDUNG

Marke Machthaber

Nach dem langen Warten vor den Toren des Palais Schaumburg kann es den Sozialdemokraten nicht schnell genug gehen.

Nur 17 Tage brauchte Willy Brandt, um sich mit dem FDP-Partner Walter Scheel auf ein gemeinsames Regierungsprogramm zu einigen. Die Wahl des Kanzlers, die Vereidigung des Kabinetts und die Wachablösung in den Amtsstuben sollen in dieser Woche, weniger als einen Monat nach der Bundestagswahl, abgeschlossen sein.

Schon am Tag nach seiner Wahl will Brandt sein Kabinett zur ersten Sitzung zusammenrufen. Auch die Regierungserklärung möchte der „Kanzler der inneren Reformen“ (Brandt) in Rekordfrist abgeben: am 28. Oktober.

Voraussetzung dieses Terminplans freilich ist, daß die neuen Partner ihre Mehrheit von zwölf Stimmen am Dienstag dieser Woche bei der Kanzlerwahl auch zusammenbringen.

Unter vier Augen hat der freidemokratische Fraktionschef Wolfgang Mischnick in den letzten Tagen jeden einzelnen seiner 30köpfigen Truppe auf die Brandt-Wahl einzuschwören versucht.

In der 224-Mann-Fraktion der Sozialdemokraten war solche Überzeugungsarbeit nicht notwendig. Doch fürchten die SPD-Oberen, daß Unfall, Krankheit, Schläfrigkeit, Genossen-Ärger oder Nebel die knappe Brandt-Majorität gefährden könnten.

Am Dienstag letzter Woche mahnte Fraktionsboß Helmut Schmidt, designierter Verteidigungsminister, seine Truppe zu „eiserner Disziplin“: Am Tag vor der Kanzlerwahl dürfe kein sozialdemokratischer Abgeordneter „schnell mal nach Hause fliegen“, weil Nebel seine rechtzeitige Rückkehr verhindern könnte.

Drohend fügte Schmidt hinzu: „Jeder einzelne muß sich darüber klar sein, daß er seine politische Karriere riskiert, wenn er bei der Abstimmung durch eigenes Verschulden fehlt.“

Um zu verhindern, daß — wie bei der Heinemann-Wahl in Berlin — ein Genosse den Wahlakt verschlafen könnte, hat Schmidt für Dienstag morgen, unmittelbar vor der Kanzlerwahl, eine „Zählsitzung“ der Fraktion anberaumt.

Fehlende Mitglieder sollen durch Kuriere herbeigeschafft werden. Alle Genossen mußten vorsorglich bei der Fraktions-Geschäftsführung eine detaillierte Erklärung hinterlegen, wo sie wohnen und „in welchem Bett sie schlafen“ (Schmidt).

Aus Sorge um die Mehrheit lehnte es Willy Brandt auch ab, das Fraktionsvolk schon vor der Kanzler-Wahl über seine Kabinettsliste zu informieren. Er wollte keinem Genossen Gelegenheit geben, möglichen Ärger über die Postenverteilung mit dem Stimmzettel abzureagieren. Brandt zu Vertrauten: „Sonst wählt mich vielleicht so mancher nicht.“

Tatsächlich hatte der Regierungsbildner bei der Zusammenstellung seiner Kabinettsliste einige verdiente Parteiveteranen enttäuschen müssen.

So überredete er am Dienstag letzter Woche im Fraktions-Vorstandszimmer unter vier Augen den bisherigen Bundesratsminister Carlo Schmid, 72, zum Verzicht auf einen Kabinettssitz. Schmid hatte ursprünglich dem Zukunftsministerium für Wissenschaft und Bildung vorstehen wollen. Er verzichtete nobel.

Professor Ernst Schellenberg, 62, Sozialexperte und unermüdlicher Rentenrechner der sozialdemokratischen Fraktion, mußte — zugunsten des IG-Bergbau-Chefs Walter Arendt — ebenso auf Ministerwürden verzichten wie der Vorbeugehaft-Erfinder Martin Hirsch.

Dennoch machte Brandt den parteieigenen Lobbys Zugeständnisse. SPD-Oberbürgermeister und Wohnungsbau-Direktoren zwangen den SPD-Chef am letzten Mittwoch, die mit dem Koalitionspartner in der Vorwoche vereinbarte Auflösung des Wohnungsbauministeriums wieder rückgängig zu machen und mit Lauritz („Lau-Lau“) Lauritzen einen Minister zu akzeptieren, den Brandt wegen mangelnder Energie am liebsten nicht im Kabinett gehabt hätte. Aufgelöst werden nun die Ministerien für Familie, Post, Vertriebene, Schatz und Bundesrat.

Die mittleren Parteifunktionäre in der SPD-Fraktion (Bonner Jargon: „Kanalarbeiter-Gewerkschaft“) und die niedersächsische SPD drückten ihren Kandidaten, den hemdsärmeligen und trinkfreudigen Egon Franke, als



Nürnberger Nachrichten

Bonner Geisterbahn

Gesamtdeutschen Minister durch. In der Bonner Bier-Kneipe „Rheinlust" stieß Franke schon am letzten Dienstagabend mit Champagner auf seine Minister-Zukunft an.

Das Justizministerium soll Gerhard Jahn erhalten, Jurist und bislang Parlamentarischer Staatssekretär in Brandts Außenamt, der sich durch Fleiß und Loyalität, wenn auch durch nichts sonst, für einen Posten anbot. Jahns Haus soll zu einem Rechtspflegeministerium erweitert werden.

Erheblich erweitert wird das Innenministerium des Freien Demokraten Hans-Dietrich Genscher. Beim Koalitionsgespräch am letzten Mittwoch im Auswärtigen Amt — es wurden Zigarren der Marke „Machthaber" gereicht — bot die SPD den Kompetenz-Zuwachs als Ausgleich für die Weiterexistenz des Wohnungsbauministeriums an. So wird dem Innenministerium das ganze Vertriebenenministerium angegliedert, daneben erhält es unter anderem die Abteilungen Wasserwirtschaft, Luftreinhaltung und Lärmbekämpfung aus dem Gesundheitsministerium.

Außerdem bekommt die FDP den Posten des beamteten Staatssekretärs im Ministerium für Wissenschaft und Bildung. Kandidaten: der Saarbrücker Jurist Professor Werner Maihofer und die hessische Kultur-Staatssekretärin Hildegard Hamm-Brücher.

An die Spitze dieses Ministeriums wollte Brandt einen Fachmann setzen, und er gab Auftrag, nach geeigneten Wissenschaftlern Ausschau zu halten. Er selber stieß auf den Karlsruher Kybernetiker Karl Steinbuch, 52, Autor des bildungspolitischen Bestsellers „Falsch programmiert" und SPD-Zeuge in Wahlanzeigen der Partei.

Da Steinbuch zu hohe Etat-Ansprüche stellte, offerierte Brandt das Amt schließlich dem Karlsruher Professor für Grundbau, Tunnelbau und Baubetrieb Hans Leussink, 57, der nach 24 Stunden Bedenkzeit am letzten Donnerstag akzeptierte.

Der Minister-Aspirant ist seit 1965 Präsident des Wissenschaftsrats, einer glücklosen Planungs-Institution, die von Professoren wie Studenten attackiert wird. Der Verband Deutscher Studentenschaften warf dem Leussink-Rat vor, er orientiere sich „nicht an den Möglichkeiten von morgen, sondern an den Versäumnissen von gestern".

Obwohl am vergangenen Wochenende noch nicht einmal alle neuen beamteten und Parlamentarischen Staatssekretäre feststanden, zeigten sich erste Auswirkungen des Bonner Machtwechsels auch schon in der Provinz — so in Köln beim Bundesamt für Verfassungsschutz. Dessen Präsident Hubert Schrübbers, der sich durch seinen Eintritt in die CDU ein Vierteljahr vor der Wahl als wenig vorausschauend erwiesen hatte, muß damit rechnen, von seinem Stellvertreter, dem Wehner-Protegé Günther Nollau, abgelöst zu werden.

Neben der Suche nach Personen entwarf Willy Brandt letzte Woche bereits die Grundzüge seiner Regierungserklärung, die er gemeinsam mit seinem designierten Vizekanzler Walter Scheel ausarbeiten will.



Minister-Kandidat **Leussink**
Für Forschung einen Fachmann

Arbeitsgrundlage ist das Protokoll der Koalitionsverhandlungen zwischen SPD und FDP. Darin heißt es

- ▷ zur Ostpolitik: „SPD und FDP setzen sich dafür ein, daß durch verbindliche Abkommen über Gewaltverzicht und Verzicht auf Gewaltandrohung bis zu der endgültigen friedensvertraglichen Regelung die territoriale Integrität aller Nachbarn und die Unverletzlichkeit der Demarkationslinien, der Grenzlinien und Grenzen im Osten gewährleistet wird";
- ▷ zur Verteidigungspolitik: „Bei der Heranziehung zum Wehrdienst müssen die Ausnahmen entscheidend eingeschränkt werden; Wehrdienstverweigerer müssen zum Ersatzdienst herangezogen werden; eine Wehrsteuer wird nicht erhoben. Die Möglichkeit der Verkürzung des Wehrdienstes unter besonderer Berücksichtigung der erhöhten Wehrgerechtigkeit wird von den Koalitionspartnern überprüft."

Helmut Schmidt hat nicht nur als künftiger Herr der Hardthöhe auf Programm und Struktur der Regierung Einfluß genommen, sondern auch als künftiger Bewerber um die Brandt-Nachfolge. Wie sein CDU-Vorgänger im Verteidigungsministerium, Gerhard Schröder, so hat auch Schmidt das Palais Schaumburg im Visier.

Erstes Ziel ist dort Brandts Zuarbeiter, der künftige Kanzleramts-Minister Horst Ehmke. Im „Unterbundeskanzler Ehmke" („Frankfurter Allgemeine") sieht Schmidt einen Konkurrenten heranwachsen.

Bevor Schmidt endgültig den Fraktionsvorsitz abgab und das Verteidigungsressort akzeptierte, traf er sich zweimal mit Ehmke zu Gesprächen von Mann zu Mann und versuchte, die Machtfülle des Brandt-Gehilfen zu beschränken.

Doch Ehmke ließ nur größere Ziele gelten: „Jetzt geht es nicht um Kronprinzen-Spielereien. Es geht darum, acht bis zwölf Jahre Willy Brandt zu sichern."

CDU

Alles Quatsch

Eine Frau von fünfzig Jahren blies Kurt Georg Kiesinger den „Dombrowski-Marsch": „Herr Bundeskanzler, noch ist Polen nicht verloren." Mit diesem Anfangsvers der polnischen Nationalhymne trat eine unbekannte Wählerin am letzten Donnerstag in Mülheim (Ruhr) ihrem Idol in den Weg. Der Kanzler auf Abruf gelobte ihr: „Wir werden weiterkämpfen."

Wie der CDU-Vorsitzende zu kämpfen gedenkt, offenbarte er wenig später seinen nordrhein-westfälischen Parteifreunden bei der Eröffnung des Kommunalwahlkampfes in der Ruhr-Stadt. Um nach dem Verlust des Kanzleramtes nicht auch noch die Führung der Christen-Union zu verlieren, will er vor allem die Reformer nieder-



CDU-Jungparlamentarier in Eichholz: Rückhalt für Reformer

halten: „Wer so redet wie diese Herren, redet uns konsequent um den Sieg."

Vor „diesen Herren" setzte der oberste Christdemokrat noch am selben Tag in der CDU/CSU-Bundestagsfraktion seine Reformer-Beschimpfung fort. Die Reformthesen von Ernst Benda, Gerhard Stoltenberg und Manfred Wörner qualifizierte er ab: „Das ist doch alles Quatsch."

Keiner der Gescholtenen meldete sich zu Wort. Eine offene Konfrontation mit Kiesinger schien ihnen noch zu früh. Die Reformer wollen die Zeit bis zum Bundesparteitag Mitte November nutzen, um parteiintern Personal-Veränderungen vorzubereiten.

Die umstrittenen Unions-Patriarchen versuchen unterdessen, das widerspenstige CDU-Jungvolk unter Kontrolle zu halten. Als sich nach der Fraktionssitzung die christdemokratischen Parlamentsneulinge in der parteieigenen Polit-Akademie Eichholz bei Bonn versammelten, vermutete der um sein Amt fürchtende Generalsekretär Bruno Heck Verschwörung und ließ sich vorsorglich bei den Bundestags-Debütanten blicken.

Gastgeber und Chefreformer Manfred Wörner, den die Partei-Erneuerer an Hecks Stelle zum Generalsekretär wählen wollen, beließ es bei einer Einweisung in die Parlamentsarbeit.

Um seine Pläne nicht zu gefährden, befolgte Wörner den Rat von Freunden, sich nach seinem ersten öffentlichen Kiesinger-Angriff (SPIEGEL 42/1969) nun zurückzuhalten und seine Stellung in der Fraktion abzusichern.

Ersten Rückhalt fand Wörner letzte Woche bei der Wahl des Sprechers der baden-württembergischen CDU-Bundestags-Abgeordneten: Er setzte sich gegen den blassen Konservativen Eduard Adorno leicht durch.

Schon die ersten zaghaften Reformansätze erinnerten Kurt Georg Kiesinger an das Schicksal seines glücklosen Vorgängers Ludwig Erhard. Kiesinger über Erhard und sich selbst: „Ich habe diesem Mann bis zuletzt die Stange gehalten, wie es meiner Meinung nach gute Sitte in einer demokratischen Partei sein sollte."

PREISE

Druck im Schlauch

(siehe Titelbild)



Kohle



Fleisch



Kartoffeln



Spirituosen

Verteuerte Konsumgüter: Inflation nach Hausmacher Art

Zwanzig Jahre lang hämmerte es die Christenunion den Wählern ein: Nur eine Herrschaft der CDU/CSU in Bonn garantiere den Bürgern sichere Arbeitsplätze und eine stabile Mark. Drei Jahre genügten, die Wirtschafts-Wundertäter zu entlarven.

Als CDU-Kanzler Ludwig Erhard im Spätherbst 1966 abgewirtschaftet hatte, drohte Massenarbeitslosigkeit. Nun, da CDU-Kanzler Kurt Georg Kiesinger abtritt, droht Inflation.

Die Krise zu meistern, blieb damals und bleibt auch diesmal wieder jener Partei aufgetragen, die von den Christdemokraten stets als Wirtschafts-Schädling verteufelt worden ist, den Sozialdemokraten. Karl Schiller, Wirtschaftsminister der zukünftigen SPD/FDP-Regierung, trägt sein Schicksal mit Fassung: „So wie wir im Frühjahr 1967 mit der von Erhard hinterlassenen Arbeitslosigkeit fertig werden mußten, müssen wir uns jetzt mit den von Kiesinger und Strauß hinterlassenen Preissteigerungen herumschlagen."

Auf dem Hohen Haus am Rhein, in dem sich an diesem Montag der sechste Deutsche Bundestag konstituiert, lastet eine schwere und dringliche Hypothek. Regierung und Parlament müssen im Eiltempo ein Stabilitätsprogramm entwerfen, verabschieden und vollziehen, um den heißesten Boom der Nachkriegszeit zu löschen.

Das neue Kabinett wird, noch bevor der neue Kanzler am 28. Oktober seine Regierungserklärung abgibt, eine drastische Aufwertung der Deutschen Mark verfügen.

Denn nach den Versäumnissen der von der CDU/CSU majorisierten Großen Koalition drohen

▷ die schärfste Teuerung seit der Währungsreform; die Erzeugerpreise der Industrie klettern derzeit mit einer Jahresrate von sechs Prozent, die Kosten der Lebenshaltung, traditionell Nachhut jeder Inflation, lagen bereits im September um 2,8 Prozent über dem Vorjahresstand;

▷ die heftigste Lohnexplosion der Nachkriegszeit; die Effektivlöhne werden nach Berechnungen des unabhängigen Sachverständigenrates im letzten Quartal dieses Jahres um 12,5 Prozent höher liegen als Ende 1968, die Lohnkosten der Industrie (einschließlich der höheren Soziallasten) nach Schätzungen der Bundesbank am Jahresende um 18 Prozent.

Kurzum: Die Bundesrepublik steuert — zur Zeit noch führerlos — in eine „hausgemachte Inflation" (Bundesbankpräsident Karl Blessing). Und „angesichts der sich in allen Wirtschaftsbereichen häufenden Meldungen über Preisanhebungen" kann auch das Bonner Wirtschaftsministerium „an der Fortsetzung dieser inflatorischen Bewegung nicht zweifeln".

Den ersten Treibsatz hatte Schiller selbst gezündet, als er im letzten Jahr die Konjunktur länger als nötig mit Staatsgeldern anheizte und zu spät gegensteuerte. Dann freilich, als er sich um die Jahreswende zum Bremsen entschlossen hatte, fiel ihm die industriehörige CDU/CSU in den Arm. CDU-Kanzler Kiesinger und CSU-Finanzminister Strauß blockten alle Versuche Schillers ab, das zu bewirken, was letztlich einziger Inhalt christdemokratischer Programmatik war — Stabilität und Ruhe:

▷ Schillers Vorschläge vom 17. März, 9. Mai und 23. Juni, die Mark aufzuwerten und so den deutschen Markt wenigstens vor der übersteigerten Nachfrage aus dem inflationären Ausland zu schützen, wurden von Strauß entgegen den Gesetzen der Logik torpediert;

▷ Schillers Antrag vom 23. Juni und in der letzten Kabinettsitzung vor der Bundestagswahl, die inzwischen gleichfalls überbordende Binnenkonjunktur durch Abbau von Abschreibungserleichterungen und höhere Investitionssteuern einzu-

Rudolf Augstein

DIE REGIERUNG, DIE WIR GEWOLLT HABEN

Es war zu erwarten, die katholische Partei würde die Regierungsämter nicht aufgeben, ohne „Betrug“ zu rufen, Manipulation, Verfälschung des Wählerwillens, und wieder, und ausgerechnet von dem 39jährigen Helmut Kohl, Betrug und Manipulation. Es war zu erwarten, die katholische Partei würde nicht verwinden, daß Macht nicht von ihr, sondern gegen sie ausgeübt wird. Sie muß, wie die katholische Kirche, den Pluralismus der Meinungen erst lernen, muß sich den demokratisch-egalitären Tendenzen anpassen. Das war mehr als fällig.

Aber sind denn die Wähler betrogen, ist ihr Wille manipuliert worden? Hat gar ein „Putsch gegen die Wähler“ stattgefunden, wie der „Rheinische Merkur“ lamentiert? Ist der Christen-Union der Sieg „gestohlen“ worden (Bruno Heck)? Hat die Mehrheit der Wähler sich eindeutig für die Fortsetzung einer Politik unter Führung von CDU/CSU gegen einen Kanzler Brandt entschieden, wie die Landesleitung der CSU in einer „Danke für Ihr Vertrauen“-Annonce bekanntgab? Die Mehrheit der Wähler hat sich nur dann gegen einen Kanzler Brandt entschieden (und damit immer noch nicht für eine Politik unter Führung von CDU und CSU), wenn man die Stimmen der NPD denen der CDU/CSU schlicht hinzuzählt. Mit ähnlicher Beweiskraft könnte man die Stimmen der Nicht-Wähler und die ungültigen Stimmen als gegen Brandt und für Kiesinger abgegeben betrachten.

So wären denn die Wähler der CDU/CSU manipuliert und betrogen worden, weil die NPD nicht über die Hürde kam? Sogar Strauß wird das nicht lange behaupten wollen. Die Mehrheit der verfassungsgemäß zustande gekommenen Bundestagsfraktionen trägt den neuen Regierungsbund, sogar ohne die Stimmen der Einwohner West-Berlins und ohne jede Verfälschung eines imaginären, nur in der Einbildung der Politiker existierenden Wählerwillens. Die Wähler können nur antworten, was sie gefragt werden. Sie werden nicht gefragt, wer Kanzler, nicht, welche Koalition geschlossen werden soll, sondern ausschließlich nach der Präferenz für eine Partei. Der Dolchstoß des Jahres 1969 macht keine Legende.

Es stimmt, die Mehrheit ist knapp. Es stimmt, eine knappe Mehrheit ist weniger anfällig, wenn eine Partei regiert. Es stimmt, die FDP ist besonders anfällig, weil an die zehn von dreißig Abgeordneten lieber eine Koalition mit der CDU/CSU sähen.

Nur, was besagt das? Hätte die CDU/CSU diese zehn Abgeordneten — und alle zehn kann sie nicht gewinnen — herausgebrochen, so hätte sie immer noch zwei Abgeordnete weniger als der am Dienstag zu wählende Kanzler. Kiesinger, der auch noch seine Ohnmacht mißbraucht, ist kein Brech-Mittel mehr.

Eine respektablere Mehrheit könnte auch schwerlich aus Neuwahlen hervorgehen, sondern allenfalls aus einem neuen Wahlgesetz, das die beiden großen Partei-Gruppen knallend ad acta gelegt haben. Somit: Eine CDU/CSU, die nicht auf Opposition setzt, sondern darauf, binnen zwei Jahren das abgelebte Kanzlerbild Kiesinger auf den Richtlinien-Sessel zu intrigieren, steht sich selbst und ihrer Erneuerung im Wege. Traut sie sich nicht zu, diese beiden Parteien SPD und FDP im Jahre 1973 Mores zu lehren? Offenkundig noch nicht.

Es mag ja richtig sein, daß die Christen-Union 1973 wenig Chancen hat, wenn sie aus der Opposition heraus einen Kanzler-Kandidaten, womöglich den Rainer Barzel, anbieten muß. Nur, die FDP rechnet nicht anders. Jene fünf oder sieben FDP-Abgeordneten, deren Übertritt die CDU immer noch erhofft, wissen, daß sie ihre Partei vernichten würden. Dazu gehört nicht nur ein Stück Charakter, sondern auch ein Stück Schurkengesinnung. Jene Abgeordneten, die ich sehe, bringen das nicht über sich. Nein, diese Koalition hat eine Chance, bis 1973 zusammenzubleiben, eben weil sie eine so schmale Mehrheit hat; aber auch, weil die noch verbleibende Spielart „Große Koalition“ schon aufgebraucht ist.

Die SPD wird bis zu Neuwahlen 1973 oder früher unter keinem CDU-Kanzler in die Regierung gehen, soviel steht fest (das Umgekehrte, daß nämlich die Christen-Union nicht unter einem SPD-Kanzler dienen würde, stand ja immer fest). Also kann es keine Verbreiterung der Regierungsbasis geben, es sei denn, die FDP als Fraktion ginge zur CDU/CSU über.

Das Fazit ist zwingend. Nur wenn die Mehrheit der dreißig FDP-Abgeordneten zur CDU hin Selbstmord begeht, gibt es das, was man eine stabilere Regierungsmehrheit nennt. Der Fall ist zu unwahrscheinlich. Also wird man auf seiten der CDU/CSU gut tun, sich auf eine starke Opposition eher als auf den Absprung von FDP-Abgeordneten zu kaprizieren. Bis zu Neuwahlen gibt es keine stabilere Mehrheit, und vorzeitige Neuwahlen kann zuallerletzt die FDP wollen (wir Wähler noch weniger).

Wer diese Regierung gewollt hat, muß gleichwohl ins Auge fassen, daß sie unverhältnismäßig viel Kraft darauf verwenden wird, die nötigen Mehrheiten immer parat zu haben. Aber das wäre unter einer Renegaten-Regierung der CDU/CSU nicht anders. Fortschreiten wird diese Regierung langsam, aber zu ihrem Glück wird sie daran gemessen, wie eine Renegaten-Regierung der CDU/CSU wohl fortschreiten würde.

Willy Brandt will ein Kanzler der inneren Reform sein, was Präsident Nixon niemals vorgegeben hat. Aber was „Time“ kritisch über Nixon schrieb, könnte auch Brandt abschrecken. „Der Fehler der Nixon-Regierung“, schrieb „Time“, „ist die Neigung des Präsidenten, vorsichtig halbe Schritte zu machen in der Hoffnung, zur gleichen Zeit jene Kritiker zu beruhigen, die große Sprünge fordern, und jene nicht zu verärgern, die auf Stillstand beharren. Wie lobenswert auch jede kleine Tat sein mag — am Ende befriedigt diese Politik niemanden und setzt den Präsidenten dem Vorwurf aus, ihm gehe es mehr darum, Aktivität vorzutäuschen, als grundlegenden Wandel herbeizuführen.“

Grundlegender Wandel bei uns wäre nicht nur erwünscht, sondern nötig. Aber will die Bevölkerung grundlegenden Wandel? Doch wohl eher nicht. Und was wäre ein grundlegender Wandel? Gibt es einen grundlegenden Wandel, den die FDP, die einst Deutschland verändern wollte, mitmachen könnte? Wird die FDP jene linke Komponente einer sich öffnenden Gesellschaftspolitik entwikkeln, die zu respektieren auch für die SPD lohnend sein könnte? Oder wird sie sich im Bremserhäuschen scheinbar unentbehrlich, in Wahrheit überflüssig machen? Daß die Mehrheit der Wähler immer noch mittelständlerisch-besitzbürgerlich fühlt, scheint offenkundig. Wird die FDP nach rückwärts oder nach vorwärts beharren?

Werden Brandt und Scheel den Mut haben, das Verhältnis zur rebellischen Jugend durch eine Amnestie neu zu gründen? 10 000 Verfahren stehen an. Werden die beiden Vorsitzenden initiativ, um den Hunger-Ländern seitens der Industrie-Staaten wirksamer als bisher beizustehen? Das heißt beinahe schon zuviel verlangen. Aber Brandt hat uns versprochen, Zeichen zu setzen. Sie können sich nicht in der Kilometerpauschale erschöpfen.

Freilich, was immer an Neuerungen ansteht, kann von dieser Koalition besser geleistet werden als von ihrer allein möglichen Alternative:

- ▷ finanzielle Mitbeteiligung der Arbeitenden;
- ▷ Mitverantwortung der Arbeiter, Angestellten und Beamten in allen Bereichen, etwas unscharf Mitbestimmung geheißen;
- ▷ gerechtere Steuern zuungunsten der Großverdiener;
- ▷ Reform des Ehe- und Familienrechts;
- ▷ Zusammenfassung der kulturellen Bundes-Kompetenzen, konzentrierte Planung der Ausgaben für Forschung und Wissenschaft;
- ▷ bessere Beziehungen zu Sowjet-Rußland, Polen und zur DDR.

Ob Dr. Willy Brandt ein Bundeskanzler ist, wird sich herausstellen. Der, den er ablöst, war eine Galionsfigur, die nur immer tönte „Ich regie-

re, ich regiere, ich regiere“ und „Ich bin ein starker Mann“.

Bessere Männer, wenn solch rüder Qualitätsvergleich erlaubt ist, sitzen künftig auf den Stühlen des Verteidigungsministers, des Innenministers und auch des Finanzministers. Denn es läßt sich nicht übersehen, daß der publizitätsstarke Franz Josef Strauß nach dem Verteidigungsressort nun auch das Bundesfinanzministerium in einem Strudel demagogischer Unzulänglichkeit räumt, so sehr, daß der formal unbeteiligte Bankier Abs als Sündenbock mit Groll und Kritik beladen wird, und nicht etwa der verantwortliche Minister. Jedenfalls kann die Reform der Bundesfinanzen jetzt von einem Minister betrieben werden, dem dies Geschäft nicht zu gering erscheint.

Schiller bleibt Schiller. Aber daß der Wahlspruch von den richtigen Männern gefährlich übertrieben war, zeigt sich trotz der zusammengestrichenen Minister-Liste. Einen überzeugenden Nachfolger auf dem Stuhl Heinemanns, Dehlers und Ehmkes haben die beiden Parteien offenbar nicht anzubieten. Daß der Gesamtdeutsche Minister Egon Franke heißt, mag wenig besagen. Will man, wie man gelegentlich soll, zynisch sein, wird man die Wichtigkeit dieses Ministeriums nicht eben hoch veranschlagen. Es ist, rundheraus, überflüssig. Mit einem Amt für innerdeutsche Regelungen unter direkter Kompetenz des Kanzlers wäre allen gedient.

Die Landwirtschaft kann unter dem Bayern Josef Ertl nicht subventionistischer verfahren werden als unter der Jean-Paul-Figur Hermann Höcherl. Allenfalls verspricht das Desinteresse der beiden Regierungspartner an bäuerlichen Wählerstimmen hier einige Erleichterung. Ob es weise ist, das Ministerium des emsigen Hans Katzer nicht mit dessen SPD-Zwilling Professor Schellenberg, sondern mit dem Gewerkschaftsboß Walter Arendt zu besetzen, muß sich, auch und gerade im Hinblick auf „wilden“ Streik, herausstellen. Der eine war einschlägig bewandert, der andere muß sich bewandern lassen.

Das gefährlichste Versäumnis drohte eine Weile da, wo bislang schon am ungescheutesten gesündigt wurde, im, wie es nun heißen soll, Ministerium für Wissenschaft und Bildung. Hier müßten die zu knappen Mittel für sämtliche Forschungsvorhaben gesteuert, hier die Rahmenpläne für Schulen und Hochschulen der Bundesländer durchgesetzt werden. Nichts gegen Klaus von Dohnanyi, dessen Phantasie sich auf elegante technische Lösungen sehr wohl einlassen kann: Aber in dieses Amt gehört entweder ein durchsetzungskräftiger, im Partei-Establishment angesehener Boß oder ein einschlägig erfahrener Außenseiter, der sich über Bund-Länder-Kompetenzen und über der Hochschul-Misere die Hacken wundgelaufen hat. Wenn kein deutscher Wedgwood Benn zu haben ist, so genügt es denn doch nicht, Stoltenberg zu ersetzen (daß Dahrendorf Junior unter Scheel wird, anstatt als Abgeordneter da zu karren, wo Not am Mann ist, mindert den Nennwert großer Sprüche).

Die richtigen Frauen hat uns die SPD gar nicht erst versprochen, und so kann man sagen, daß diese Regierung das kritische Vertrauen, das wohlwollende Interesse der Öffentlichkeit verdient. Herbert Wehner zum Fraktionsvorsitzenden zu machen, war eine Königsidee.

Fläche zu kritischem Widerstand wird dies Kabinett freilich bieten, genug, um eine Opposition mit Fuß und Hand auf die Beine zu bringen, wenn es denn überhaupt in den Fähigkeiten von CDU und CSU liegt, ein Gegenkonzept innerparteilich zu entwickeln.

Gäbe es solch eine Opposition, verlöre die Klage der Christen, sie seien von den Fernsehleuten und Journalisten benachteiligt worden, schnell ihren Gegenstand. Denn natürlich ist Kritik für den fähigen Kopf reizvoller als Zustimmung, und wachsam, sagen wir zu 51 Prozent wachsam gegen die Regierung, ganz gleich welche Regierung, sollten Fernsehen und Journalisten immer eingestellt sein.

Sagen wir CDU und CSU darum noch einmal, warum sie bislang zu Recht das Gefühl hatten, von der Publizistik benachteiligt zu werden. Jene, wie der Vorsitzende der Christlichen Studenten sagt, „Argumente aus der Mottenkiste der fünfziger Jahre“, jene unwahrhaftige Ausbeutung des verlorenen Krieges und der zerstobenen Illusionen, jene roßtäuscherischen Revisionismen, jene Oder-Neiße-Rabulistik, DDR-Phänomenologie und atomare Europa-Spinnerei wird von Leuten, die beruflich mit Politik zu tun haben, immer weniger akzeptiert.

Was aus Bayern, und nicht nur aus Bayern, nach den Wahlen zu vernehmen war, läßt allerdings auf Einsicht noch nicht hoffen. Da kündigen sie einen permanenten Wahlkampf an, beklagen den „Ausverkauf Deutschlands“ und den „programmierten Untergang deutscher Wirtschaftskraft“, den „Untergang der deutschen Souveränität“, alles im „Bayernkurier“. Da schreibt der „Rheinische Merkur“ von dem zu erwartenden „Ausverkauf in der Außenpolitik“. Die CSU-Landesleitung gelobt in Zeitungsannoncen, „den Ausverkauf der Rechte unseres Landes und seiner Bürger zu verhindern“. Rundum Total-Ausverkauf.

Strauß selbst spricht von der „Politik des Verzichts auf deutsche Rechte und Interessen“. Sind wir Propheten, wenn wir weissagen, daß die alten Hüte der CSU, denen kein CDU-Vorsitzender widerspricht, die Publizistik weiter mit Schlagseite gegen diese Mittelstands- und Kleine-Landwirte-Gesinnung in Rage bringen?

Eine bessere, eine stärkere, eine ausgewogenere Regierung ist denkbar, aber nicht zu sehen. Glück zu, Ihr Damen und Herren dieser Regierung, handeln Sie nach dem Motto, das der Preußen-Friedrich nach dem Haaresbreite-Sieg bei Liegnitz kreierte: „Gott ist stark in den Schwachen.“ Solange Sie von der Opposition Stinkbomben statt Gegenkonzept zu gewärtigen haben, wird die intelligente Meinung dieses Landes mit Ihnen sein.

fangen, prallte an der Christenmehrheit im Kabinett ab.

Erst am Tage nach der Wahl gelang es dem Sozialdemokraten, die trotzenden Christdemokraten zu überlisten und erstmals seit einem Jahr wieder aktive Wirtschaftspolitik zu betreiben.

Mit Hilfe des Bundesbankdirektors Otmar Emminger, eines Kiesinger-Duzfreundes und Aufwertungs-Befürworters, überredete Schiller die Kabinettsrunde, den Wechselkurs der Mark probeweise freizugeben.

Der notorische Aufwertungs-Gegner Strauß gab seine Zustimmung, weil er glaubte, der Mark-Kurs werde wegen einer vorübergehenden Dollar-Knappheit möglicherweise sogar sinken, notfalls aber könne die Bundes-



Konjunkturpolitiker **Schiller**
„Jetzt ist Stabilität dran“

regierung jederzeit zur alten festen Parität zurückkehren.

Als die Mark nach sieben Tagen Freihandel statt dessen um 6,35 Prozent höher gehandelt wurde und damit faktisch aufgewertet worden war, wachte Franz Josef Strauß auf. In der letzten frostigen Sitzung im Kabinett des Kurt Georg Kiesinger wies Bundesbankpräsident Blessing auf Selbstverständliches hin: „Kein Mensch glaubt noch, daß wir zur alten DM-Parität zurückfinden.“

Wütend fuhr Strauß auf Blessing los: „Man hat mich hinters Licht geführt. Hier ist mit gezinkten Karten gespielt worden.“

Einen taktischen Erfolg mochte der amtierende Wirtschaftsminister Schiller damit errungen haben, eine wirksame Strategie im Kampf gegen die Inflation ist die neue Regierung noch schuldig. Die erste Preis- und Lohnwelle läuft schon, die Konjunkturaussichten fürs nächste Jahr sind trübe:

▷ Das Münchner Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung, das noch im

Sommer eine Konjunkturabschwächung zu erkennen glaubte, notierte, die Bundesrepublik sei „seit dem Frühsommer in eine Überhitzungsphase geraten, in der die Nachfrage-Expansion die inländischen Angebotsmöglichkeiten weit überfordert";

▷ das Wirtschaftswissenschaftliche Institut der Gewerkschaften (WWI) malte schwarz: „Der Inflationsbazillus beginnt auch in der Bundesrepublik zu wirken... Sie kann 1970 vielleicht nur noch zwischen erheblichen Preissteigerungen und einer drohenden Krisengefahr wählen, die sich dann 1971 voll auswirken würden";

▷ Bundeswirtschaftsminister Schiller fürchtet, daß mit der ersten Preis- und Lohnwelle die Antriebskräfte der Inflation noch lange nicht erschöpft sind: „Der Druck im Schlauch ist nicht auf einen Schlag weg."

Der große Boom übertrifft sogar den Rekord des Jahres 1960, als das Wirtschaftswunder ins Kraut schoß. Nie zuvor stieß die Produktion so hart an die Grenzen der Kapazität, war die Zahl der Gastarbeiter so hoch und das Auftragspolster der Firmen so dick — nie zuvor scheffelten die Unternehmer so fette Gewinne, die Aktionäre so viel Dividende.

Die Frankfurter Bundesbank faßte ihre neuesten Untersuchungen zusammen: „Extreme Spannung zwischen Güternachfrage und -angebot im Inland" und „fundamentales Ungleichgewicht zwischen der Bundesrepublik und der übrigen Welt".

Was die Institute voraussagten, spüren die Verbraucher schon seit Monaten: Noch im ersten Halbjahr 1969 hatte die Bundesbank eine Rate von drei Prozent für die ganze Saison 1969 ermittelt. Jetzt steht der Preis-Tachometer bereits bei 3,5 Prozent.

Vorgenommen oder angekündigt wurden in den letzten Wochen Preiserhöhungen für

▷ Spirituosen um fünf Prozent;

▷ Porzellan um sechs bis acht Prozent;

▷ Lederwaren und Schuhe um fünf bis zehn Prozent;

▷ Bestecke um zehn bis zwölf Prozent;

▷ Steinkohle um 13, Koks um 17 Prozent;

▷ Glühlampen (Osram) sowie Papierwaren um 15 Prozent;

▷ Eisenwaren um zehn bis 20 Prozent.

Kartoffeln, die vor Jahresfrist für neun Mark je Zentner zu haben waren, kosteten schon Anfang Oktober 13 Mark. „Was se nächste Woch koste", so berichtete ein Frankfurter Kartoffelhändler damals, „wisse mer net." In der Woche darauf verlangte er für den Zentner 15 Mark.

In Berlin schlugen die Händler 60 Prozent auf die alten Kartoffelpreise, in Hamburg gar 70 Prozent auf. Die Schlachthof-Abgabepreise für Schweinehälften kletterten seit Juni dieses Jahres um zehn bis 15 Prozent. Allein in München trieben die Fleischhauer und Selcher die Preise für Bratenfleisch vom Schwein binnen eines Monats um 1,9 Prozent hoch — seit September vergangenen Jahres um 6,9 Prozent.

Schweinekoteletts kosten laut Ermittlungen der Bonner Zentralen Markt- und Preisberichtsstelle im Bundesdurchschnitt 7,7 Prozent mehr als im Vorjahr, in Frankfurt, Hamburg und München bis zu 15 Prozent mehr. Auch die Verbraucherpreise für Rindfleisch wurden während des letzten Jahres laut amtlicher Statistik um sechs bis neun Prozent nach oben gedreht, in den Ballungsgebieten schlugen die Fleischer noch weit mehr auf.

„Alle reden über Preisstabilität", so hatten noch im Juli dieses Jahres 21 Markenartikelfirmen in großen Zeitungsanzeigen verkündet: „Wir halten Preisdisziplin und erklären, daß wir für die Dauer eines Jahres die Preise für unsere Markenartikel nicht erhöhen werden." Anfang September hatte einer der Inserenten, die Geschäftsleitung der Keksfirma Bahlsen, es sich anders überlegt. Elf Produkte, darunter Leb- und Honigkuchen, wurden um fünf bis 20 Prozent teurer.

Zwar hielt das Unternehmen eisern am Preis von einer Mark für seine Lebkuchen-Serien, Herzen und Sterne mit Schokolade fest, verminderte aber das Gewicht am 8. September derart, daß die Ware seither um 14,9 Prozent kostbarer ist. Bei den ebenfalls preisgebundenen Spitzkuchen der Bahlsen-Honigkuchen-Serie (Preis: 1,50 Mark) erlöst Bahlsen dank weniger Gewicht 19 Prozent mehr.

Andere Teilnehmer der Stabile-Preise-Kampagne, darunter die renommierten Firmen Braun, 4711, Elbeo, Gold-Zack, Kaffee Hag und Inka-Kosmetik, konnten ihr Versprechen mühelos einhalten — denn sie hatten kurz vor Beginn der Anzeigen-Aktion ihre Preise kritisch überprüft und für bestimmte Produkte um 22 bis 84 Prozent nach oben korrigiert.

In Versand-Katalogen werden Camping-Liegen mit 2,06 Meter Länge und 72 Zentimeter Breite angeboten. Bei stabilem Preis aber spart der Fabrikant seit kurzem stillschweigend Material ein: je acht Zentimeter in Länge und Breite.

Ein Markenartikler brachte eine Kaffeemühle zu 24 Mark heraus. Als der Boom zu brummen begann, versah der Hersteller das Kunststoffgehäuse des Geräts mit einer anderen Farbe. Seither bietet er das neue Produkt zum Preis von 29 Mark an.

Für die Maß Bier kassieren Bayerns Schankwirte zehn Pfennig mehr. Ohne Aufhebens setzten Frankfurter Bäcker die Preise für Weißbrot um zehn bis 20 Pfennig je Pfund herauf. In Hamburgs Backstuben notieren die Brötchen einen Pfennig höher.

„Angesichts der gegebenen Übernachfrage", so resümiert die Bundesbank in ihrem letzten Monatsbericht, „dürften sich die Preisauftriebstendenzen erheblich verstärken." Auch das Wirtschaftswissenschaftliche Institut der Gewerkschaften fürchtet, „daß die Preisentwicklung im Spätherbst — und vor allem dann 1970 — den wirtschafts- und konjunkturpolitisch verantwortlichen Instanzen aus den Händen gleitet".



Konjunkturpolitiker **Strauß, Blessing**: „Man hat mich hinters Licht geführt"

Über die Kehrseite der Prosperität führen auch die Wirtschaftsbosse Klage. Professor Franz Broich, Generaldirektor der Chemischen Werke Hüls AG, über seine Lieferanten: „Alles dauert heute sechs Monate länger." Generaldirektor Dr. Rolf Sammet von den Farbwerken Hoechst hat als Auftraggeber noch trübere Boom-Erfahrung: „Bei manchen Apparaten ist es überhaupt nicht mehr möglich, Lieferfristen zu vereinbaren."

Die Auftragsflut schwemmt über alle Branchen. Als der Frankfurter Elektrokonzern AEG 24 Prozent Zuwachs bei den Kundenaufträgen meldete, hatte er lediglich den Durchschnitt aller Bestelleingänge der deutschen Industrie erreicht. Seinen Ak-

tionären teilte der Oberhausener Maschinenbau-Trust Gutehoffnungshütte mit, gegenüber dem Vorjahr seien 53,7 Prozent mehr Orders eingegangen.

Der Boom braucht neue Häuser. Die überbeschäftigten Fabrikanten planen so viele neue Produktionshallen, daß die „Baugenehmigungen für Wirtschaftsgebäude" schon im Frühsommer um 47 Prozent höher lagen als ein Jahr zuvor. Die Preise zogen mit: Von Mai bis August stiegen die reinen Baukosten bei gewerblichen Betriebsgebäuden um 3,6 Prozent — das entspricht einer Jahresrate von 14,4 Prozent —, obwohl während dieser Zeit keine Lohnerhöhungen fällig wurden. Binnen eines Jahres kletterte der Baupreis-Index für Wohngebäude um 5,3 Prozent.

„Zum zentralen Engpaß in der Wirtschaft der Bundesrepublik" (Deutsche Bundesbank) wurde der Arbeitsmarkt. Obwohl mit 1,5 Millionen Ausländern mehr Gastarbeiter denn je in Deutschland wirken, gab es noch niemals so viele unbesetzte Arbeitsplätze: 860 000.

Tausend offene Stellen meldet allein der Duisburger Stahlkonzern Thyssen, tausend Jobs an Fließbändern und Schreibmaschinen hat auch VW in Wolfsburg zu vergeben.

Jeder Mann in der westfälischen Möbelfabrik Interlübke leistet täglich eine Überstunde ab, jeder Werker bei der Duisburger Demag zwei. Um mit den Rechnungen nachzukommen, müssen alle 120 Buchhalter und Computer-Diener der Textilfabrik Schulte & Dieckhoff in der Woche 15 Stunden länger arbeiten. Europas größter Schuhkonzern, die Salamander AG in Kornwestheim, hat in aller Eile Kindergärten ausgehoben, um Mütter vom Wickeltisch an den Schusterleisten zu locken.

Versandhändler Josef Neckermann kann den Boom nur mit 1800 zusätzlich angeheuerten Teilzeitarbeitern bewältigen, die in der Woche zwischen 15 und 25 Stunden lang Pakete schnüren. Demnächst geht Neckermann auf die Dörfer: Büroabteilungen werden „in ländliche Gebiete" verlegt.

Seit letzten Januar schraubte die deutsche Industrie ihre Produktion um 15 Prozent hoch. Die Niederrheinische Hütte in Duisburg ließ ihre Walzstraßen so schnell laufen, daß 56 Prozent mehr Draht herausschossen. Der Thyssen-Konzern erreichte mit seiner Rohstahlerzeugung von zwölf Millionen Jahrestonnen einen neuen Rekord.

Investitionen von nie gekanntem Ausmaß heizen Konjunktur und Preise weiter an. Die Duisburger Stahlgruppe Klöckner legte ein Bauprogramm von 500 Millionen Mark vor, die Daimler-Benz AG investiert in diesem Jahr 800 Millionen, und der Wolfsburger Riese steckt eine Milliarde in neue Anlagen. Der Chemie-Trust Bayer will bis 1973 rund sechs Milliarden Mark für Ausbau und Rationalisierung einsetzen.

Die Frankfurter Bundesbank addierte die Unternehmer-Ausgaben für Anlagen im ersten Halbjahr 1969 und kam auf die Rekordsumme von 63



Milliarden Mark: Das Vorjahresergebnis wurde um nicht weniger als 22 Prozent übertroffen.

Ihre Investitionen können die Unternehmen aus der Kasse finanzieren, denn in allen Branchen explodieren die Gewinne. Schon jetzt lassen die Farbwerke Hoechst durchblicken, 1969 werde der Ertrag um 17 Prozent höher ausfallen als im Vorjahr. Vom Oberhausener Misch-Konzern Babcock wurde bekannt, er schließe mit 20 Prozent Gewinnplus ab.

Nutznießer der Prosperität waren zuallererst Deutschlands Unternehmer. Die Bundesbank stellte fest: „Im ersten Halbjahr 1969 sind aus dem Unternehmensbereich schätzungsweise 18 Prozent mehr für Zwecke des privaten Verbrauchs und der privaten Ersparnis entnommen worden als ein Jahr zuvor." Dagegen sind die Bruttolöhne und -gehälter lediglich um acht Prozent gewachsen. Karl August Schillers „soziale Symmetrie" ist auf dem Höhepunkt der Konjunktur zur Asymmetrie entartet. Gegenüber dem ersten Halbjahr 1967 waren die Nettolöhne und -gehälter in den ersten sechs Monaten dieses Jahres nur um 13,8 Prozent gestiegen, die Nettogewinne hingegen um 45 Prozent.

Mit spontanen Streiks außerhalb der Gewerkschaft suchten Anfang September Stahlkocher und Kohlenhauer einen Ausgleich. Die Eisenbosse mußten die Löhne um elf Prozent aufbessern, die Zechenchefs zehn Prozent zulegen. Heinz P. Kemper, Generaldirektor der Veba und Aufsichtsratsvorsitzender der Ruhrkohle AG, billigte die höheren Löhne für die Kumpel als „Gerechtigkeitszuschlag" und stockte postwendend seine Kohlenpreise auf. Den Aufpreis nahm Deutschlands größtes Elektrizitätswerk RWE zum Anlaß, seinen Kunden fünf Prozent höhere Strompreise zu avisieren. Ein RWE-Sprecher erklärte lapidar: „Einer muß ja den Anfang machen."

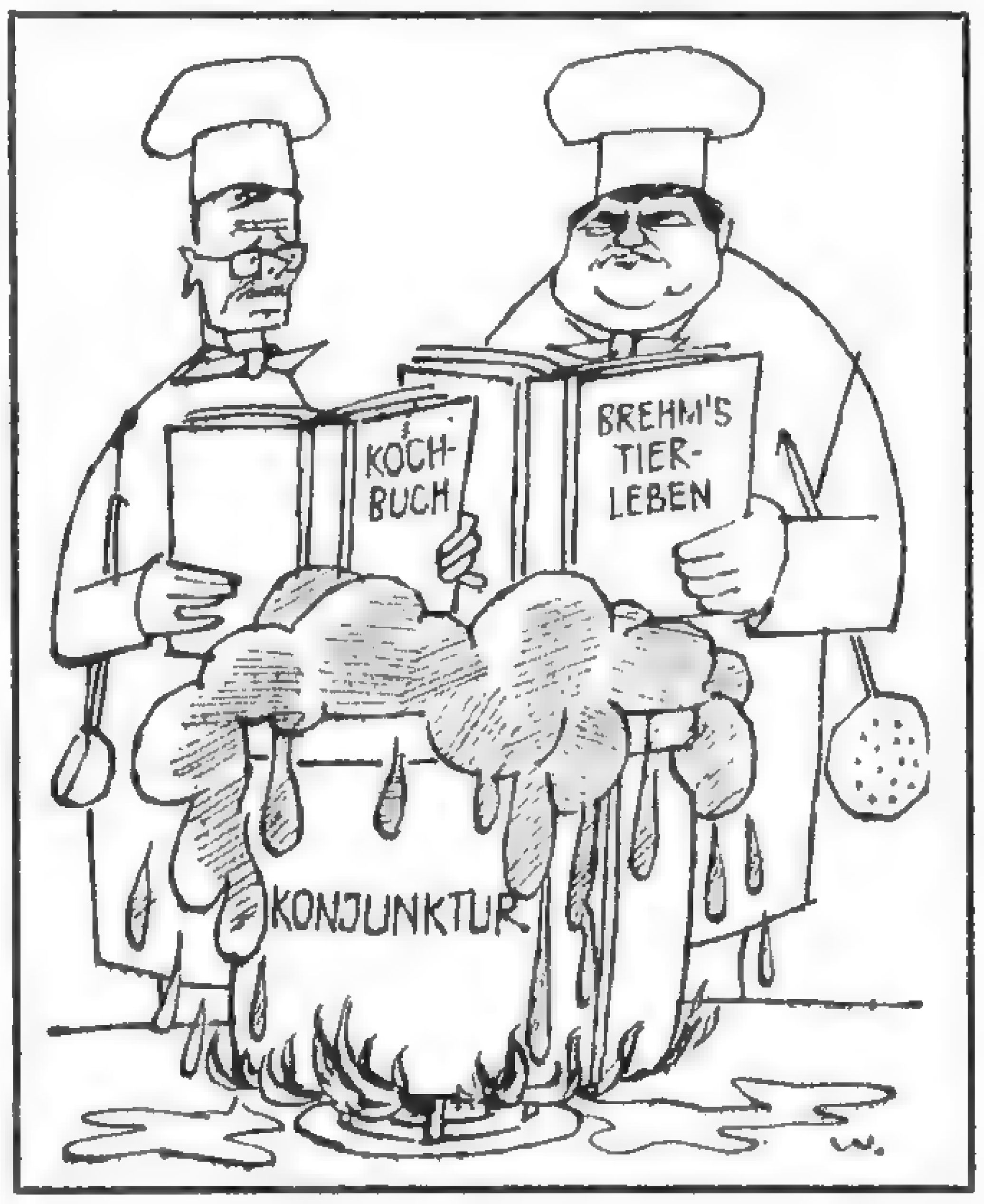
Dr. Rüdiger Schoneweg, Vorstandsmitglied in der Ladenkette Kaiser's Kaffee-Geschäft AG, ist überzeugt: „Die Preiswelle wird erst im Januar richtig einsetzen." Auch Paul Derigs, Vorstandsmitglied im Warenhauskonzern Karstadt, sieht keine Chance für stabile Preise: „Ein Auffangen der Einkaufspreise durch erhöhten Umsatz ist nicht mehr möglich."

Bundesbank und wirtschaftswissenschaftliche Forschungsinstitute halten die gegenwärtige Konjunktursituation vor allem deswegen für gefährlich, weil viele Unternehmer wie nie zuvor in der Lage sind, die anfallenden Mehrkosten — etwa höhere Löhne — mühelos auf die Verbraucher abzuwälzen.

Der Kampf der neuen Bundesregierung um Stabilität wird daher notwendigerweise auch die Unternehmergewinne schmälern. „Stabilität", so beschied Schiller die bereits jetzt um einen Teil ihrer Exportgewinne gebrachte Industrie, „kann weh tun, aber jetzt ist Stabilität dran."

Schon bei den Koalitionsverhandlungen zwischen den beiden Wunschpartnern SPD und FDP fand Wirtschaftsminister Schiller das rechte Gehör. Kein Freidemokrat fiel ihm ins Wort, als er ein Vier-Punkte-Programm vortrug. Er will

- ▷ das von der Kiesinger-Koalition mißachtete Stabilitäts- und Wachstumsgesetz konsequent anwenden, das ihn im Falle einer Hochkonjunktur zu Dämpfungsmaßnahmen verpflichtet;
- ▷ sofort ein „Sachprogramm zur Sicherung der Stabilität" vorlegen;
- ▷ den Wettbewerb durch eine Novelle zum Kartellgesetz beleben; volkswirtschaftlich unerwünschte Zusammenschlüsse von Wirtschafts-Unternehmen, etwa in der Presse, sollen durch eine vorsorgliche Kontrolle unterbunden werden;
- ▷ unterentwickelten Branchen und Regionen durch gezielte Staatshilfen den Anschluß an die allgemeine Wirtschaftsentwicklung finden helfen.



Die Quelle

„Warum Gas wegnehmen? Ich als Zoologe sage Ihnen — da kocht nix über!"

Der neue Wirtschaftsminister plant als erste Amtshandlung nach seiner Vereidigung und noch bevor Kanzler Willy Brandt seine Regierungserklärung vor dem Parlament abgibt, das Kabinett zum Aufwertungsbeschluß zu drängen.

Als günstige Gelegenheit für den offiziellen Währungsschnitt bietet sich das nächste Wochenende an. Wie von ungefähr tagt an diesem Samstag in Brüssel der EWG-Währungsausschuß, den die Bundesregierung vor einer Wechselkursänderung konsultieren muß. Am Montag darauf tritt der Ministerrat der EWG zusammen, der nach einer Mark-Aufwertung über Bonns Hilfsmaßnahmen an die aufwertungsgeschädigte deutsche Landwirtschaft (zwischen 1,2 und 2,5 Milliarden Mark) befinden muß.

Nach dem Expertenrat muß Schiller einen Aufwertungssatz zwischen acht und zehn Prozent wählen, wenn er der von außen angeheizten Binnenkonjunktur beikommen will.

Nur mit einer derart drastischen Wechselkurs-Korrektur hofft der Minister ein bescheidenes Nahziel noch erreichen zu können: Im nächsten Jahr soll die für 1969 erwartete Preissteigerungsrate von drei Prozent nicht überschritten werden. Erst von 1971 an glauben Schiller und seine Konjunkturexperten wieder relative Preisstabilität garantieren zu können.

Mit Unterstützung der Freidemokraten will er zugleich der von Aufwertung und Lohnkosten bedrängten Wirtschaft Steuerhilfen geben. Die Koalitionspartner kamen überein, die Ergänzungsabgabe, den von der Großen Koalition eingeführten Drei-Prozent-Zuschlag zur Einkommen- und Körperschaftsteuer, in zwei Stufen wieder abzuschaffen. Überdies kann die Industrie wieder mit öffentlichen Aufträgen für Schul-, Straßen- und Krankenhausbau rechnen.

Schon in seiner Regierungserklärung soll Kanzler Brandt die Deutsche Bundesbank offiziell bitten, ihre konjunkturbremsende Hochzinspolitik aufzugeben. Von Bonn allein gelassen, hatte die Notenbank im September den Diskontsatz auf die Rekordhöhe von sechs Prozent geschraubt. Nach der Aufwertung kann sie ihn, so meint Schiller, wieder senken.

Der Rückgang der Exporte würde laut Schiller durch vermehrte Massenkaufkraft im Inland wettgemacht. Nach seiner Rechnung wird die Binnennachfrage 1970 durch höhere Löhne und Gehälter im öffentlichen Dienst, mehr Geld für Kriegsopfer und durch die ebenfalls geplante Verdoppelung des Arbeitnehmerfreibetrages in der Lohnsteuer um 5,8 Milliarden Mark wachsen.

Eine CDU/CSU-Opposition braucht Kanzler Brandts Wirtschaftsminister nicht zu fürchten. Mit ihrem Wahlkampf-Nein zur Aufwertung hat sich die Christunion selber aus dem Konjunkturgeschäft manövriert. Zur Sache ist dem künftigen Schiller-Kontrolleur in der Opposition, Franz Josef Strauß, bis heute nichts Neues eingefallen. Noch am Freitag letzter Woche bot er den Bonner Journalisten seine alte Rechthaberformel an: „Das ewige Aufwertungsgerede hat uns die Inflationshysterie gebracht."

Selbst Unternehmer wie der Kölner Stahl-Industrielle und Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages Otto Wolff von Amerongen beurteilen die Chancen der CDU-Wirtschaftspartei in der Opposition skeptisch: „Das binnenwirtschaftliche Stabilitätsprogramm ist die schwierigste Aufgabe der neuen Bundesregierung. Die CDU könnte schon gute Fälle finden, aber wie soll sie die ohne guten Anwalt vertreten?"

Röchling-Bankier Dr. Manfred Schäfer, Chef des CDU-Wirtschaftsrates, warnt die Parteifreunde im Bundestag vor gar zu kecker Opposition gegen den SPD-Wirtschaftsminister: „Wenn die gegen Schiller und seinen Apparat antreten, kann Schiller sich aussuchen, wann, wo und wie er sie in der Luft zerreißt."



Weil sie gut zueinander passen, weil einer die ideale Ergänzung des anderen ist, weil sie es zeigen wollen:
Der neue Weg im Uhren-Styling
DUGENA
MONZA
Geschaffen von Dugena, gestaltet von den besten Schweizer Designern, ausgestattet mit dem schützenden Monza-Tresor; getragen von Männern, die sich am Neuen und Ungewöhnlichen orientieren, und von ihren anspruchsvollen Frauen.
Ab DM 120,-
Exclusiv im Dugena-Fachgeschäft

„ACHT PROZENT SIND NICHT ZUVIEL"

SPIEGEL-Interview mit Bundesbankdirektor Dr. Heinrich Irmler

SPIEGEL: Herr Dr. Irmler, wie ist die wirtschaftliche Lage der Nation im Herbst 1969? Können die Bundesbürger damit rechnen, daß auch künftig die Wirtschaft auf vollen Touren läuft und dennoch die Preise einigermaßen stabil bleiben?

IRMLER: Unsere wirtschaftliche Lage ist durch einen Boom gekennzeichnet, wie wir ihn bisher seit der Währungsreform noch nicht gehabt haben. Die Nachfrage geht erheblich über das Angebot hinaus. Die Auftragsbestände der Industrie haben eine Rekordhöhe erreicht und entsprechen einer Produktion von schätzungsweise vier bis fünf Monaten. Die Lieferfristen wachsen ständig. Was freilich die Preise betrifft, so ist wenig Optimismus angebracht.

SPIEGEL: Sind die Zeiten der relativ stabilen Preise endgültig vorbei?

IRMLER: Wir sind mitten in einer starken Kostensteigerung. Die Lohnerhöhungen gehen wesentlich über den Produktivitätsfortschritt hinaus.

SPIEGEL: Haben sich die Arbeitnehmer mit den Lohnerhöhungen — im vierten Quartal 69 wachsen die Effektivlöhne pro Kopf gegenüber dem gleichen Vorjahrs-Zeitraum voraussichtlich um 12,5 Prozent — nicht einfach ihren gerechten Anteil an der Prosperität unserer Wirtschaft geholt?

IRMLER: Das ist sicher ein Nachholprozeß, der gerecht ist von der Seite der Arbeitnehmer her gesehen, der aber doch nicht ohne Auswirkungen auf die Preise bleiben kann. Denn in einer Übernachfrage werden Unternehmer natürlich Lohnerhöhungen als Feigenblatt — wenn ich das so sagen darf — benutzen, um die Preise heraufzusetzen. So ist damit zu rechnen, daß wir Preissteigerungen noch vor uns haben.

SPIEGEL: Ist diese verfahrene Situation von der alten Regierung verschuldet worden?

IRMLER: Ich halte den Ausdruck „verfahrene Situation" für etwas zu hart. Es ist ein nicht rechtzeitig gebremster Boom. Und es ist eine Lehrbuchweisheit, daß ein Boom, wenn er nicht rechtzeitig gebremst wird, Preiskonsequenzen hat. Der darauffolgende Abschwung kann dann härter sein, als es eigentlich notwendig wäre. Ohne Zweifel hätten wir uns durch eine rechtzeitige und deutliche Aufwertung — sagen wir vor einem Jahr — einen guten Teil dieser Preis- und Kostenwelle ersparen können.

SPIEGEL: Kann die bevorstehende offizielle Aufwertung die Preisflut noch eindämmen? Ist es für eine Aufwertung nicht schon zu spät?

IRMLER: Der optimale Zeitpunkt für eine Aufwertung ist sicher verpaßt. Die Kostenwelle ist schon in Gang. Aber inwieweit sie auf die Preise durchschlägt, hängt von den wirtschaftspolitischen Maßnahmen ab, unter anderem von dem Aufwertungssatz.

SPIEGEL: In den letzten sechs Monaten stiegen die Lebenshaltungskosten um zwei Prozent. Wird sich diese Teuerung 1970 fortsetzen?

IRMLER: Der Preissteigerungssatz dürfte über dem liegen, den wir in diesem Jahr haben.

SPIEGEL: Wie wir hören, visiert Minister Schiller einen Aufwertungssatz von acht Prozent an. Halten Sie diesen Satz für vertretbar und angesichts der konjunkturpolitischen Situation für ausreichend?

IRMLER: Ich möchte mich zur Höhe des „richtigen" Aufwertungssatzes nicht äußern. Die genannten acht Prozent scheinen mir aber nicht zu weit zu gehen, andererseits vermutlich auch erforderlich zu sein.



Bundesbankdirektor Irmler
Für die Preise pessimistisch

SPIEGEL: Können damit die Unternehmer schon zur Preisdisziplin gezwungen werden?

IRMLER: Ein Aufwertungssatz in der von Ihnen genannten Höhe wird sicherlich den Preisauftrieb dämpfen, aber nicht sofort.

SPIEGEL: Wie lange wird es dauern, bis diese Konjunkturbremse zieht?

IRMLER: Das ist schwer zu sagen, das dauert sicher einige Zeit und hängt im übrigen von der binnenwirtschaftlichen Konjunkturpolitik ab; Ruhe an der Preisfront wird es jedenfalls nicht geben.

SPIEGEL: Werden also die Nominal-Lohnerhöhungen durch die Inflation aufgezehrt?

IRMLER: Sie werden sicherlich nicht ganz aufgezehrt werden. Wieweit sich die Lohnquote erhöht, also die Einkommensverteilung zugunsten der Arbeitnehmer verbessern wird, ist davon abhängig, ob und wie sehr die Unternehmer daran gehindert werden können, die Preise zu erhöhen.

SPIEGEL: Sie würden gehindert durch eine Aufwertung und eine weiterhin restriktive Kreditpolitik.

IRMLER: Ja, allerdings muß man im Auge behalten, daß wir keine Stagnation riskieren dürfen. Man muß ein angemessenes Wirtschaftswachstum nach wie vor sichern. Das bedeutet, daß man die Entwicklung der Daten sehr sorgfältig beobachten muß, damit die Kredit- und Fiskalpolitik rechtzeitig gelockert werden kann.

SPIEGEL: Wäre die Bundesbank bereit, bei einer Aufwertung um acht Prozent ihre konjunkturdämpfende Hochzinspolitik, die sie bisher einschlagen mußte, sofort aufzugeben?

IRMLER: Ich bin nur eines von 20 Mitgliedern des Zentralbankrates. Aber ich bin der Meinung, daß man mit der Lockerung angesichts der Übernachfrage, die jetzt herrscht, vorsichtig sein muß. Man kann auf keinen Fall am Tag der Aufwertung gleich grundlegend umschalten.

SPIEGEL: Halten Sie es für wahrscheinlich, daß einige exportintensive Branchen durch die Aufwertung subventionsbedürftig werden?

IRMLER: Sie werden jedenfalls Absicherungen begehren. Und zwar werden wohl nicht nur die exportintensiven Branchen, sondern auch solche Wirtschaftszweige, die einer starken Importkonkurrenz ausgesetzt sind, um Hilfe rufen. Aber man sollte sehr vorsichtig sein mit solchen flankierenden Maßnahmen.

SPIEGEL: Wie ist es mit den Bauern?

IRMLER: Im Prinzip befindet sich meiner Meinung nach die Landwirtschaft in keiner sehr viel anderen Lage als andere deutsche Wirtschaftszweige, deren Erlöse ja durch die Aufwertung auch entweder am Steigen gehindert oder reduziert werden. Man sollte also mit Sondergesetzen für die Landwirtschaft vorsichtig sein und etwaige Hilfsmaßnahmen von vornherein befristen.

SPIEGEL: Was würden Sie davon halten, wenn der deutsche Wirtschaftsminister aufwertet und gleichzeitig den Arbeitnehmer-Freibetrag bei der Lohnsteuer verdoppelt, die Ergänzungsabgabe zur Einkommensteuer langsam abbaut und mit Spritzen aus dem Bundeshaushalt die Infrastruktur verbessert?

IRMLER: Ich halte weder gezielte noch generelle flankierende Maßnahmen im Augenblick für notwendig. Denn die derzeitige Übernachfrage bedarf der Dämpfung, wenn überhaupt eine Chance bestehen soll, den Preisauftrieb einigermaßen in Grenzen zu halten. Die Aufwertung darf also nicht sofort wieder durch Gegenhalten konterkariert werden.


BOMMERLUNDER
Der große Klare aus dem Norden
Ein König unter den Klaren.
Seine Heimat ist der Norden.
Seine Beliebtheit kennt keine Grenzen.
Es gibt nur einen BOMMERLUNDER.
BOMMERLUNDER
40 VOL.%
HERM. G. DETHLEFFSEN, FLENSBURG
Gegründet im Jahre 1760
ORIGINAL SEIT 1760
Name und Etikett gesetzl. geschützt



Bundestag-Twens **Schulte, Hauff, Engholm:** „Von der Maschine überrollt"

BUNDESTAG

Sehr angepaßt

Zweieinhalb Jahre lang hatten Rainer Barzel und Helmut Schmidt allein am runden Tisch gesessen und Staatsgeschäfte besprochen. Am Dienstag letzter Woche saß ein dritter Mann dabei: Helmut Schmidts neuer Partner, FDP-Fraktionschef Wolfgang Mischnick.

Bei Kaffee und Fruchtsaft berieten die drei über die Ausschüsse des neuen Bundestags. Vom einstigen „Tarifpartner" (Barzel) der zerbrochenen Großen Koalition verlangte Schmidt Konzessionen zugunsten seines neuen Verbündeten: Die kleine FDP müsse in allen Ausschüssen vertreten sein, weil nur so die Regierungsmehrheit im Gesetzgebungsverfahren gesichert werden könne.

Mit dieser flankierenden Maßnahme will es Helmut Schmidt einer Linkskoalition unter Kanzler Willy Brandt ermöglichen, ihr Regierungsprogramm trotz der knappen Mehrheit von zwölf Stimmen im Parlament durchzubringen.

Ohnehin läßt es die Zusammensetzung des sechsten Deutschen Bundestages fraglich erscheinen, ob dieses Parlament die taugliche Legislative für Brandts „innere Reformen" sein kann. Den Aufbruch in die siebziger Jahre soll ein Parlament bewältigen, das nicht wesentlich anders ist als seine Vorgänger.

Zwar: Noch nie war ein Bundestag so jung wie dieser; das Durchschnittsalter der Abgeordneten sank von 51 Jahren (1965) auf 49 Jahre. Aber: Weniger denn je ist die Volksvertretung ein Spiegelbild des Volkes, mehr denn je repräsentiert sie die einflußmächtigen Interessengruppen der Nation.

Die Verjüngung des Hohen Hauses rührt vor allem daher, daß ein großer Teil der Uralt-Parlamentarier von den Segnungen der vor Jahresfrist eingeführten Abgeordneten-Pension Gebrauch machte. Nur noch 28 Mitglieder des ersten Bundestages von 1949 bilden ein verlorenes Häuflein unter ihren 490 Kollegen. Umgekehrt sind 155 Abgeordnete, fast ein Drittel, Parlaments-Neulinge überwiegend jüngeren Jahrgangs. Die SPD hat 42 Fraktionsmitglieder unter 40 Jahren, die CDU/CSU 35, und die FDP hat einen Abgeordneten. Am stärksten ist im sechsten Bundestag die Altersgruppe der Vierziger vertreten, bisher waren es stets die Fünfziger.

Allerdings: Wer keinem über 30 traut, wird auch am neuen Bundestag keine Freude haben. Nur drei Twens, für die CDU der Universitäts-Assistent Dieter Schulte, 28, für die SPD der Instituts-Leiter Dr. Volker Hauff, 29, und der Sozialwirt Björn Engholm, 29, konnten sich den Weg in den Bundestag erkämpfen.

Die zornige Zwanziger-Generation darf auch kaum hoffen, in vier Jahren besser abzuschneiden, denn nur noch 63 MdB sind älter als 60 Jahre und lassen somit erwarten, daß sie bei der nächsten Kandidaten-Aufstellung ihre Plätze frei machen.

Trotz der fallenden Alterskurve sind die jungen Deutschen im Parlament immer noch unterrepräsentiert: 40 Prozent der Wähler, aber nur 15 Prozent der Abgeordneten sind jünger als 40 Jahre.

Auch sonst entspricht das soziologische Bild des Bundestages nicht der Gesellschaft, sondern eher gesellschaftlichen Vorurteilen:

- ▷ Die Frauen stellen 55 Prozent der Wähler, aber nur sieben Prozent der Abgeordneten;
- ▷ ganze zwölf von 518 Volksvertretern bezeichnen sich als Arbeiter.

Dagegen erreichten angesehene und einflußreiche Gruppen eine unverhältnismäßig starke parlamentarische Vertretung:

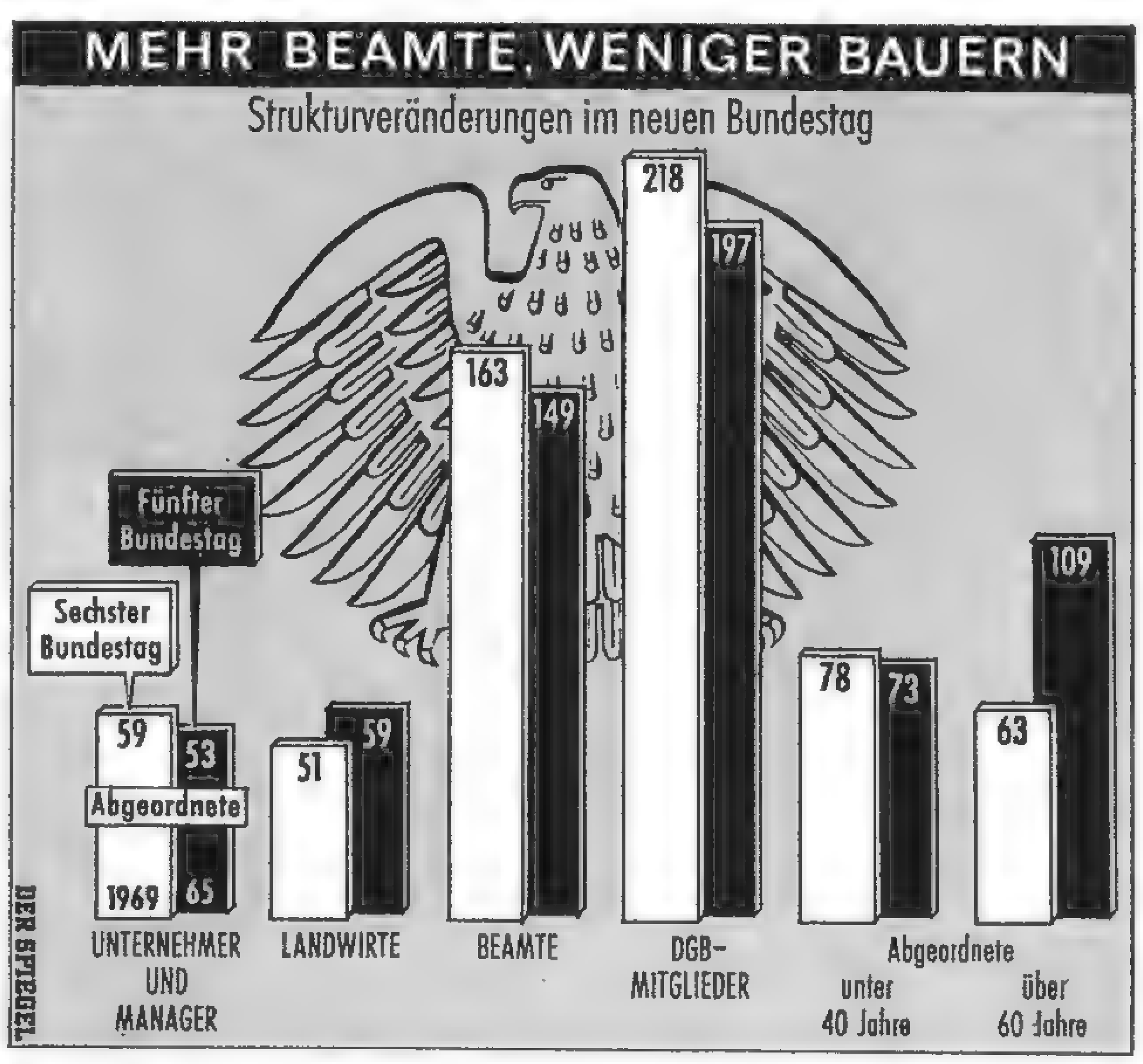
- ▷ Akademiker, in der Bevölkerung nur knapp zwei Prozent, stellen mehr als die Hälfte der Abgeordneten, bei den Neulingen sind sogar zwei Drittel akademisch gebildet;
- ▷ 16 Adlige, sechs mehr als im letzten Bundestag, dekorieren das bürgerliche Parlament;
- ▷ Wirtschafts-Manager oder Unternehmer ist jeder neunte Bundestagsabgeordnete, aber nur jeder hundertste Wähler.

Fast alle großen Interessen-Verbände konnten ihre Stärke von 1965 entweder halten oder sogar noch vergrößern.

Die Unternehmer sind in der SPD-Fraktion nur durch den Porzellan-Fabrikanten Philip Rosenthal, den Spediteur Hermann Haage, den Industrieberater Adolf Scheu sowie den Versicherungs-Manager und langjährigen Genossen Alex Möller vertreten. Selbst bei der FDP hat die Wirtschaft Boden verloren; Hoechst-Direktor Dr. Alexander Menne und das Präsidiumsmitglied des Textil-Industrie-Verbands Dr. Hans Werner Staratzke wurden Opfer der konservativen FDP-Wählerflucht in Hessen.

In der CDU/CSU-Fraktion hingegen verbuchte der christdemokratische Wirtschaftsrat ein Plus von fünf Mandaten bei seiner Kerntruppe der Wirtschaftsbosse und selbständigen Unternehmer: Vor vier Jahren gehörten 41 Abgeordnete zu dieser Gruppe, heute sind es 46.

Für ausgeschiedene Alte Herren — etwa den Präsidenten der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, Professor Siegfried Balke, oder den Oetker-Direktor Alexander Elbrächter — rückten bei den Wirtschafts-Christen andere Senioren nach: Dr. Gisbert Kley, 65, Siemens-Manager und bewährter Streiter wider die Mitbestimmung, sowie Dr. Philipp von Bismarck, Vorstandsmitglied der Kali-Chemie AG, der sich auch als Vertriebenensprecher hervorgetan hat.



Auch hoffnungsvolle Jungaktive stießen zur christlichen Unternehmer-Fraktion, so der Bayer-Direktor Günter Böhme, 43, der Weinhändler Elmar Pieroth, 34, und der Hauptgeschäftsführer des Bundesverbandes Bekleidungsindustrie, Dr. Hermann-Josef Unland, 40. Sogar einen eigenen Angestellten brachte der

Aktenzeichen C 3/69

(Die ARAG löst die Kostenfrage. Aber sehen Sie selbst!)

„Vati, was ist das – ein Paragraph?"

Die kleine Gaby fragt das, weil Vati und Mutti in letzter Zeit viel über dieses geheimnisvolle Wort sprechen. Oft weint Mutti dabei. Denn Vati sagt, daß der Prozeß, den er verloren hat, mehr kostet als er in drei Monaten verdienen kann.

Hätte Vati doch nur den Rechtsschutz der ARAG gehabt! Zum Beispiel den Familien- und Verkehrs-Rechtsschutz. Natürlich mit Familien-Vertrags-Rechtsschutz, der allein Schutz bei allen Rechtsgeschäften des täglichen Lebens bietet. Weil er alle Risiken aus Kauf, Tausch, Miete, Leihe, Finanzierung, Reparatur usw. absichert.

Dann hätte nämlich die ARAG alles bezahlt. Die Kosten für den Rechtsanwalt und das Gericht, die Zeugen und Sachverständigen. Ganz gleich, ob es ein Prozeß vor dem Zivil- oder Strafgericht, dem Arbeits- oder Sozialgericht gewesen wäre.

Sollten Sie nicht allein deshalb die ARAG für sich bezahlen lassen, wenn es um Ihre Rechte geht?



ARAG Rechtsschutz für alle

An die ARAG Allgemeine Rechtsschutz-Versicherungs-AG, 4 Düsseldorf, Brehmstraße 110 SP C/2

Bitte senden Sie mir – kostenlos und unverbindlich – ausführliche Spezial-Informationen über

- ☐ *Verkehrs-Voll-Rechtsschutz*
- ☐ *Familien- und Verkehrs-Rechtsschutz*
- ☐ *Familien-Rechtsschutz*
- ☐ *Vertrags-Rechtsschutz*

Name: ____________ *Vorname:* ____________

Geburtsdatum: ____________ *Beruf:* ____________

☐ *selbständig* ☐ *nicht selbständig*

Postleitzahl und Wohnort: ____________

Straße und Haus-Nr.: ____________

STELLA



Ein, zwei Tage ausspannen: das Rezept gegen Reisestrapazen und Managerkrankheit.

Lufthansa-Service Zweiter Teil revolutioniert Ihre Geschäftsreise.

Nehmen wir an, Sie müssen für Ihre Firma nach Chile.

Und Sie fliegen auf der westlichen unserer beiden Südamerika-Routen. Dann dauert die normale Flugzeit 23 Stunden.

Das ist doch eigentlich ein guter Grund, Erholungspausen einzulegen.

Sie können das schon in New York tun. Aber noch mehr haben Sie davon im Ferienzentrum Jamaica, im tropischen Klima der Karibischen See.

Jedenfalls können Sie bei jeder Zwischenlandung einfach aussteigen und sich umsehen. Solange Sie Lust und Zeit haben.

Überall sammeln Sie neue Eindrücke. Die Sie in neue Energie umsetzen können.

Der Lufthansa-Service Zweiter Teil kümmert sich dabei um vieles, was Ihren Aufenthalt angenehmer macht.

Wir von der Lufthansa sagen Ihnen gern, wo der schönste Strand in Jamaica ist und wie man am besten hinkommt. Wo Sie in Bogota Smaragde kaufen. Und wo in Lima besser keinen Inka-Schmuck.

Ganz gleich, wohin Sie mit Lufthansa fliegen: Flugunterbrechungen kosten Ihre Firma keinen Pfennig.

Und Sie höchstens ein Paar Urlaubstage. Sowie die kleine Überwindung, etwas zu vergessen.

Daß Sie nur Geschäftsmann sind.

Lufthansa

Lufthansa-Tickets in jedem IATA-Flugreisebüro

LH 913

Wirtschaftsrat in den Bundestag: seinen Beauftragten in Südbaden und Südwürttemberg, Julius Steiner.

Die linke CDU-Mannschaft, ohnehin nie sehr einflußreich, hat in der neuen Fraktion selbst ihren Zahlenvorsprung vor den Unternehmern fast eingebüßt. Dr. Norbert Blüm, Hauptgeschäftsführer der CDU-Sozialausschüsse, unverdrossen: „Wir haben unsere Stärke von 55 bis 60 Leuten gehalten und uns erheblich verjüngt."

Große Erwartungen setzen die „Sopos" (Parteijargon) auf die neu in den Bundestag gewählten Journalisten Ferdi Breidbach, 31, bisher Pressereferent beim DGB-Bundesvorstand, und Wolfgang Vogt, 39, Chefredakteur der katholischen Arbeiterzeitschrift „Ketteler Wacht".

Für die Sozialausschüsse, die bisher zwischen dem DGB und den dahinkümmernden christlichen Gewerkschaften laviert hatten, bedeutet der neue Bundestag eine Wendemarke: Fünf der sieben neuen Sopos im Bonner Parlament gehören dem Deutschen Gewerkschaftsbund an. Somit könnte Willy Brandt erstmals auf linke CDU-Stimmen für sozialdemokratische Gesellschaftspolitik hoffen.

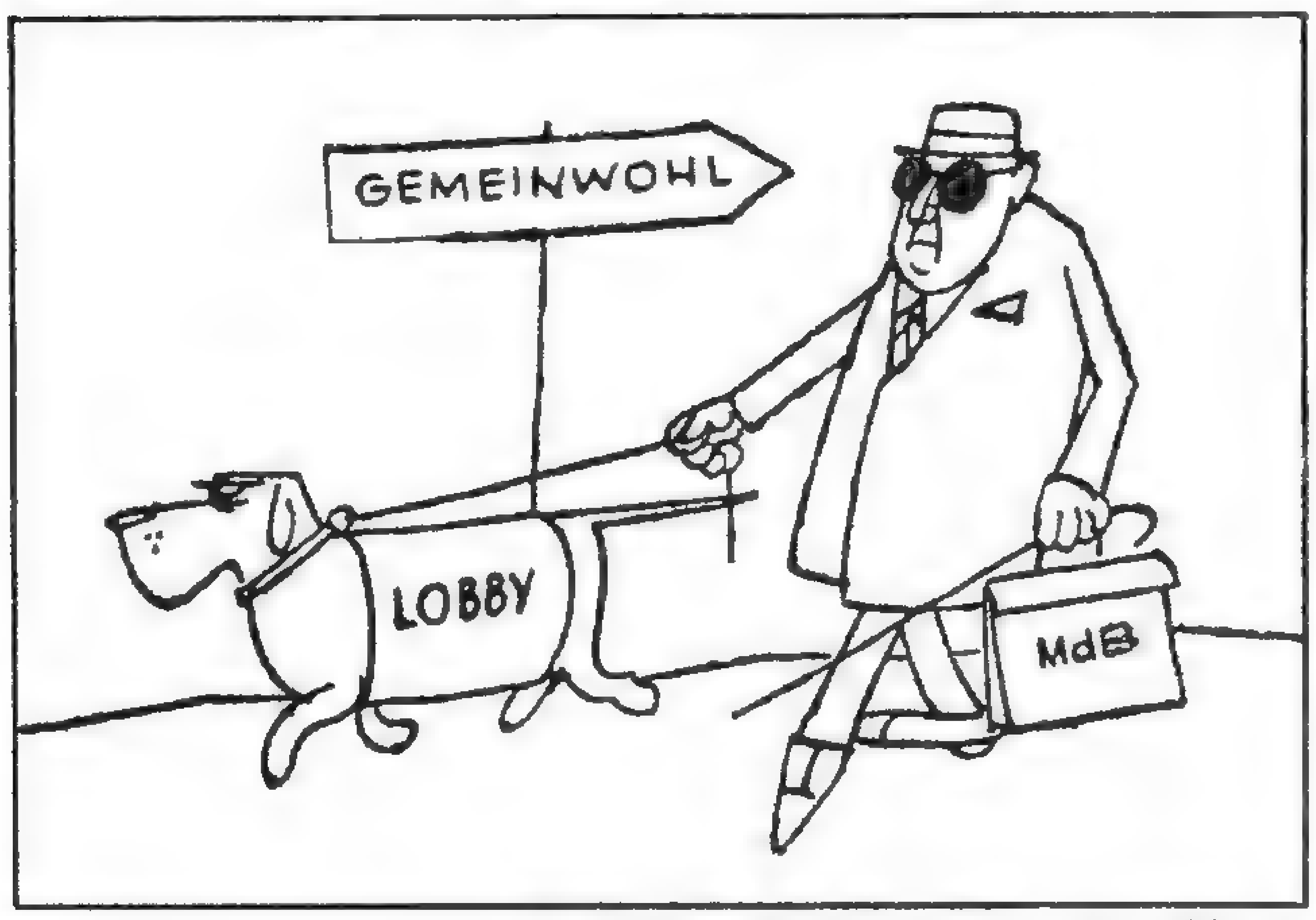
Schwer wird es der als Ernährungsminister ausersehene FDP-Oberlandwirtschaftsrat Josef Ertl haben, denn fast vollzählig ist die Bauern-Lobby bei CDU und CSU versammelt, angeführt vom Veteranen der agrarischen Subventionsjäger Detlev Struve, MdB des Wahlkreises Rendsburg seit 1949. Sechs freidemokratische Landwirte schieden aus, nur einer, Bauer Wilhelm Helms, 45, rückte dafür neu ein. Bei der SPD sind statt bisher vier nur noch zwei Abgeordnete, die Niedersachsen Dr. Martin Schmidt und Heinz Frehsee, der Landwirtschaft durch berufliche Herkunft verbunden.

Insgesamt haben die Bauern acht parlamentarische Interessenvertreter eingebüßt. Von den 51 „Agrarpolitikern im weitesten Sinne" (Deutscher Bauernverband) sitzen im neuen Bundestag 46 bei den Christdemokraten.

Ähnlich eindeutig, nur nach der anderen Seite, ist eine weitere Interessengruppe orientiert: 19 der 22 hauptamtlichen Funktionäre aus DGB-Gewerkschaften gehören zur SPD-Fraktion. Auch von den 196 einfachen DGB-Mitgliedern im neuen Bundestag sind 90 Prozent Sozialdemokraten. Sie vertreten jedoch nicht einheitlich die Politik der Gewerkschaften.

Allerdings könnten linke DGB-Vertreter, wie der IG-Metall-Bildungs-Obmann Hans Matthöfer oder der Düsseldorfer Kreisvorsitzende Helmut Lenders, von Fall zu Fall in der Fraktion Widerstand mobilisieren, wenn die SPD-Spitze dem bürgerlichen Koalitions-Partner zu viele Zugeständnisse macht. Dafür stünden auch einige neugewählte Jung-Sozialisten bereit — etwa der Lübecker Björn Engholm oder Dietrich Sperling, 36, aus Hessen-Süd.

Freilich machen sich die SPD-Neulinge keine allzu großen Hoffnungen. Engholm: „Wenn man als neuer Abgeordneter mit Illusionen in den Bundestag geht, dann wird man von der gut geölten Fraktionsmaschine einfach überrollt."



Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt
Cave Canem

Noch nie haben sich die Jungen im Bundestag erfolgreich organisieren können. Nach vier Jahren Bundestag resümierte CDU-MdB Dr. Hansjörg Häfele, 37: „Um vermeintlicher oder wirklicher Vorteile willen haben wir uns zu sehr angepaßt."

Im neuen Parlament planen die Neulinge der CDU/CSU einen neuen Anlauf: 80 Abgeordnete, darunter 45 von der Jungen Union, formierten sich letzte Woche unter ihrem Anführer Dr. Manfred Wörner, 35, in der CDU-Akademie Eichholz bei Bonn.

Quer durch die Fraktionen zieht sich wie stets die stärkste Phalanx von Berufsvertretern — die der Staatsdiener. 163 Abgeordnete sind Beamte und Angestellte im öffentlichen Dienst, 14 mehr als im letzten, 45 mehr als im vorletzten Bundestag. Die Beamten-Lobby im engeren Sinn, repräsentiert durch Mitglieder des Deutschen Beamtenbundes, hat sich zwar von 27 auf 24 verringert, dafür aber gelang ihr erstmals der Einbruch in die SPD-Fraktion. Der Bayreuther Oberstudienrat Christoph Schiller und der Krefelder Obermedizinalrat Dr. Ferdinand Schmidt vertreten nun als Sozialdemokraten im Bundestag die Interessen der bislang bei den Genossen schlecht gelittenen Standesorganisation.

Das Überwuchern der eher auf störungsfreies Funktionieren denn auf Veränderungen bedachten Beamtenschaft im Parlament wird vom Gesetz begünstigt. Beamte, die in den Bundestag einrücken, werden nicht — wie in England und den USA — aus dem Staatsdienst entlassen, sondern nur in den einstweiligen Ruhestand versetzt;



Manager von Bismarck



Bauer Struve



Beamter Richarts



Gewerkschafter Breidbach

CDU-Abgeordnete: Für angesehene und einflußreiche Gruppen ...

ohne etwas für ihren Beruf zu tun, beziehen sie neben den Diäten ein Ruhestandsgehalt und bewahren zugleich ihre Ansprüche auf Pension oder Wiedereinstellung.

Das Bonner Parlament der Beamten und Akademiker, der Gewerkschafter, Unternehmer und Bauern, das Parlament der Männer in den mittleren Jahren soll nun das moderne Deutschland schaffen. Schon jetzt ist abzusehen, daß die neue Regierung dabei harte Kämpfe mit den unverändert fest etablierten Interessenten-Bünden auf der Rechten austragen muß.

Deren Erfolgskatalog in 20 Jahren CDU-Herrschaft ist lang. Die Parlaments-Lobby der Industrie, regelmäßig unterstützt durch Mittelständler, Agrarier und Beamte, verhinderte unter anderem

- ▷ das Verbotsprinzip im Kartellgesetz;
- ▷ die Ausweitung der paritätischen Mitbestimmung über die Montanindustrie hinaus;
- ▷ wirksame Gesetze zur Vermögensbildung der Arbeitnehmer;
- ▷ eine grundsätzliche Reform des Unternehmensrechts;
- ▷ Steuerreformen, die große Einkommen und Vermögen stärker belastet hätten.

Sie bewirkte zu ihrem eigenen Nutzen

- ▷ unternehmerfreundliche Steuergesetze, zum Beispiel bei Abschreibungen;
- ▷ Subventionen für krisenanfällige Wirtschaftszweige;
- ▷ Sondergesetze wie die „Lex Münemann" von 1959, ein Instrument der Großbanken gegen die Konkurrenz des Münchner Finanziers Rudolf Münemann.

Die Grüne Front im Bundestag verhinderte erfolgreich jede nachhaltige Strukturbereinigung der westdeutschen Landwirtschaft und zapfte statt dessen Jahr für Jahr Milliarden-Subventionen aus der Staatskasse.

Die Interessenten-Zirkel im Parlament entschieden nicht nur über große Gesetzesprojekte. Noch stärker beeinflußten sie in den Bundestagsausschüssen die Detailkorrekturen an Regierungsvorlagen. Der Wirtschaftsausschuß des letzten Bundestages bestand mindestens zu 52 Prozent aus Interessenvertretern von Industrie und Mittelstand.

Bevor eine SPD/FDP-Koalition den Kampf mit der Ausschuß-Lobby aufnehmen kann, muß sie zunächst einmal mit der künftigen CDU/CSU-Opposition um die rechnerische Mehrheit für die Regierungsparteien in den Ausschüssen feilschen. Denn nach dem geltenden System wäre die geschrumpfte FDP-Fraktion in sechs kleineren Ausschüssen — darunter dem für Geschäftsordnungsfragen — gar nicht vertreten gewesen. Die CDU/CSU hätte dort sogar die Mehrheit gestellt. Nach dem d'Hondtschen Verfahren, das kleine Gruppen benachteiligt, können die Freidemokraten nur in Ausschüssen mit mindestens 17 Mitgliedern einen Sitz beanspruchen.

Auf der Suche nach einem Ausweg schlugen die sozialdemokratischen Parlamentsstrategen den Christdemokraten ein Tauschgeschäft vor:

Die SPD werde ihren Plan aufgeben, einen Sozialdemokraten mit Hilfe der FDP zum Bundestagspräsidenten zu wählen, und statt dessen Kai-Uwe von Hassel (CDU) im Amt bestätigen, wenn die künftige Opposition eine geringere Zahl von Ausschüssen und diese mit höheren Mitgliederzahlen akzeptiere.

Um nach dem Verlust von Bundespräsidentschaft und Kanzleramt wenigstens das nach der Verfassung zweithöchste Staatsamt für die Union zu retten, stimmte Rainer Barzel grundsätzlich zu. Der christdemokratische Fraktionschef wollte sich durch seine Kooperations-Bereitschaft von den kampfeslüsternen Parteichefs Kiesinger und Strauß abheben und als besonnener Parlaments-Pragmatiker profilieren.

Die Sozialdemokraten nahmen Barzel beim Wort. Am letzten Dienstag präsentierte Fraktionschef Helmut Schmidt seinem CDU-Kontrahenten einen von den SPD-Fraktionsassisten-



Unternehmer Rosenthal



Bauer Schmidt



Beamter Schiller



Gewerkschafter Matthöfer

... eine unverhältnismäßig starke Vertretung: **SPD-Abgeordnete**

Zeigen Sie Ihrer Frau, wie man Berge versetzt. Geschirrberge!



Nur der AEG-FAVORIT DELUXE hat das bio-Intensiv-Spülkraft-System.



Es gibt Männer, die spülen selbst das Geschirr. Es gibt Männer, die muten es ihren Frauen zu. **Und es gibt Gentlemen, die verweisen ganz einfach auf den Geschirrspüler FAVORIT DELUXE der AEG und seine Vorzüge:**

- erster Geschirrspüler mit bio-Intensiv-Spülkraft-System
- Bottich und Innentür aus Edelstahl rostfrei
- ein Schalter für sieben Programme – davon 2 zum biologischen Spülen für besonders eiweiß- und stärke-verschmutztes Geschirr
- AEG-Thermo-Chron-Steuerung garantiert die richtigen Spültemperaturen
- AEG-Düsen-Fächer-System – volle Spülkraft für das Geschirr
- vollautomatische Spülmittelzugabe
- serienmäßig eingebauter Wasserenthärter
- Fassungsvermögen: Tagesgeschirr eines 4 - 5 Personenhaushaltes

Sehen Sie sich zusammen mit Ihrer Frau den FAVORIT DELUXE beim Fachhändler an. **Und achten Sie besonders auf sein bio-Intensiv-Spülkraft-System.** Noch etwas: Immer und überall werden AEG-Geräte vom bewährten AEG-Kundendienst betreut.

An AEG-TELEFUNKEN, Geschäftsbereich Hausgeräte, 8500 Nürnberg 2

Senden Sie mir bitte kostenlos Prospektmaterial über den Geschirrspüler FAVORIT DELUXE

Name ______________________

Ort ______________________

Straße ______________________

Bitte ausschneiden und auf eine Postkarte – Porto 20 Pfennig – kleben. SP 12

AEG

AUS ERFAHRUNG GUT

ten entworfenen Organisationsplan für ein neues Ausschußsystem.

Anders als im fünften Bundestag mit seinen 24 Ausschüssen sollen im sechsten nur noch 18 Ausschüsse die parlamentarische Kleinarbeit bewältigen. Jedem der geplanten 14 Bundesministerien wollen die Sozialdemokraten einen Parlamentsausschuß gegenüberstellen. Daneben sollen die Ausschüsse für Petitionen, Geschäftsordnung, Haushalt und Strafrechtsreform bestehen bleiben.

Die geplante Ausschuß-Reform würde den Freidemokraten zwar Zutritt zu allen Ausschüssen verschaffen, zugleich aber die liberale Mini-Fraktion in Besetzungs-Schwierigkeiten bringen. Auf die 31 FDP-Abgeordneten warten neunzehn Ausschuß-Sitze (plus neunzehn Stellvertreter-Posten), drei Minister-Sessel, drei Parlamentarische Staatssekretariate und eine Bundestags-Vizepräsidentschaft. FDP-Fraktionschef Mischnick: „Es wird ein hartes Geschäft für uns. Aber in unserer Fraktion hat es noch nie Hinterbänkler gegeben, die sich ausruhen konnten."

BERLIN-ABGEORDNETE

Gottes Segen

Erst nach der Tagesordnung kamen die Herren zur Sache — zu der Frage, ob Willy Brandts Bundestags-Mehrheit um sechs Stimmen wachsen soll.

Am Mittwoch letzter Woche hatte die deutsch-alliierte Arbeitsgruppe eine Routinesitzung in Bonns Außenamt bereits beendet, als die Vertreter der drei Westmächte ihre deutschen Partner wissen ließen: Sie erwarteten eine offizielle Anfrage der neuen Bundesregierung, ob den West-Berliner Bundestagsabgeordneten künftig volles Stimmrecht gewährt werden könne; erst dann wollten sie sich dazu äußern.

Auch der US-Stadtkommandant von West-Berlin, General Robert G. Fergusson, eröffnete vorletzte Woche Vertrauten: „Von uns aus unternehmen wir nichts. Wir warten auf die Deutschen."

Seit sich in der Wahlnacht zeigte, daß ein Machtwechsel in Bonn möglich war, drängen vor allem die Sozialdemokraten darauf, die knappe Mehrheit von zwölf Mandaten für die SPD/FDP-Koalition mit Hilfe der Berliner Abgeordneten auszubauen. Denn von 22 Berliner Parlamentariern gehören 13 zur SPD, acht zur CDU, einer ist FDP-Mann, so daß sich die Majorität des neuen Bündnisses auf 18 Sitze erhöhen würde.

Bislang freilich waren alle Vorstöße zugunsten des Berliner Stimmrechts am alliierten Veto gescheitert. Die drei West-Berliner Schutzmächte beriefen sich auf den Sonderstatus der Stadt und ihr Einspruchsrecht, das im Deutschland-Vertrag von 1954 verbrieft ist.

Im Bundestag können daher bis heute Berlins Vertreter weder den Kanzler wählen noch Gesetze verabschieden. Voll stimmberechtigt sind sie nur bei der Wahl des Staatsoberhaupts, des Bundestagspräsidenten und des Wehrbeauftragten sowie in den Ausschüssen.

Eine ähnliche Regelung galt bisher für die 66 Ost-Berliner Abgeordneten in der DDR-Volkskammer. In der Woche vor der Bundestagswahl jedoch ließ Volkskammer-Präsident Gerald Götting im Angesicht von Sowjet-Botschafter Pjotr Abrassimow die Ost-Berliner Vertreter über den Atomwaffen-Sperrvertrag mit abstimmen.



Berliner MdB-Wahl*: „Die Amerikaner werden nicht gleich einmarschieren"

Bonns Sozialdemokraten werteten das als Zeichen dafür, daß aus Moskau kein ernsthafter Einwand gegen eine Emanzipation der West-Berliner Bundestagsabgeordneten zu erwarten sei. Mit dem Hinweis auf sowjetisches Entgegenkommen, so glaubt Willy Brandt, ließen sich die Bedenken der westlichen Alliierten ausräumen.

Zwar will sich Brandt am Dienstag dieser Woche ohne die Stimmen der Berliner zum Bundeskanzler wählen

* Im West-Berliner Abgeordnetenhaus am 28. September dieses Jahres mit dem Regierenden Bürgermeister Klaus Schütz (l.).



Großinvasion ausländischer Anleger

Tausende von Anlegern aus aller Welt errichten sich lukrative Brückenköpfe in den Vereinigten Staaten.

Wie sie das machen? Indem sie eine Beteiligung am Immobilien-Portefeuille des USIF erwerben.

Der USIF bietet Wachstum, Sicherheit und Liquidität in einem so hohen Maße, wie internationale Anleger es sonst selten finden. Der Fonds besitzt heute gewerbliche Immobilien mit hoher Rendite in ausgesuchten Stadtgebieten der USA: Büro- und Wohnhochhäuser, Wohnanlagen, große und mittlere Einkaufszentren und Industriekomplexe im Wert von über 500 Millionen Dollar. Monatlich werden neue Immobilien im Werte von durchschnittlich 40 Millionen Dollar hinzuerworben.

Das Mieteinkommen aus diesen Immobilien erhöht sich im Einklang mit der allgemeinen Kostensteigerung in den Vereinigten Staaten. Daher ist eine solche Anlage gegen inflationäre Tendenzen geschützt. Außerdem können die Anteile ganz oder teilweise mit 48stündiger Kündigung bei der Treuhandbank eingelöst werden.

Möchten auch Sie wie viele Tausende aus über 60 Ländern im USIF investieren?

Wenden Sie sich an die nächste GRAMCO-Repräsentanz (GRAMCO ist die Vertriebsgesellschaft des USIF REAL ESTATE). Oder schicken Sie den Coupon direkt an uns. Auch Ihre Bank oder Sparkasse informiert Sie gern über den USIF REAL ESTATE.

Crystal House, Miami Beach, Florida



Gramco Beratungsstelle für GRAMCO Sales Ltd.
8000 München 2
Burgstraße 7
Tel. 0811 / 22 28 91

Ich möchte Näheres über den USIF Real Estate erfahren. Bitte senden Sie mir unverbindlich ausführliche Unterlagen.

Name ____________ Beruf ____________

Adresse ____________ Telefon ____________

G 43

lassen, aber als Regierungschef, so hatte er schon vor der Bundestagswahl angekündet, wird er den Alliierten die Gleichstellung der Berliner Volksvertreter im Bundestag abfordern.

Ein Brandt-Berater sprach seinem Chef Mut zu: „Die Amerikaner werden ja wohl nicht gleich in Bonn einmarschieren, wenn die Berliner volles Stimmrecht bekommen." Der Berliner Senatsdirektor Günter Hartkopf (FDP), als Staatssekretär im Bundesinnenministerium vorgesehen, argumentierte koalitionstreu: „Die Alliierten kommen alle zwei Jahre zu uns und wollen drei Milliarden Mark Devisen-Ausgleich. Da werden wir ja auch einmal einen Wunsch äußern dürfen."

Der künftigen CDU-Opposition fällt es schwer, gegen eine Aufwertung Berlins zu kämpfen. Deshalb zitieren die Christdemokraten den Artikel 38 des Grundgesetzes, der zwingend die unmittelbare Wahl zum Bundestag vorschreibt; die Vertreter West-Berlins sind jedoch lediglich vom Abgeordnetenhaus ins Bonner Parlament delegiert.

Ernst Benda, Innenminister der Großen Koalition und als Berliner Abgeordneter selbst von der Ausnahmeregel betroffen: „An sich habe ich nichts gegen ein Stimmrecht der Berliner. Allerdings müßte dann die Berliner Bevölkerung die Möglichkeit haben, ihre Vertreter im Deutschen Bundestag selbst zu bestimmen."

Auch der Berliner CDU-Bundestags-Novize Jürgen Wohlrabe lavierte: „Wenn die CDU nicht mitmacht, wird sie in Berlin nicht mehr ernst genommen. Aber ohne Direktwahl geht es nun einmal nicht."

So pingelig waren die Unions-Christen freilich nicht immer. Im Januar 1957, nach der Rückgliederung des Saarlandes in die Bundesrepublik, hatte der Landtag in Saarbrücken zehn seiner Abgeordneten für den Bundestag bestimmt. Sie genossen volles Stimmrecht, und Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier wünschte ihnen zu ihrer Arbeit „Gottes Segen".

REGIERUNGSSPRECHER

Spion beim Kanzler

Meinen Partei-Chefs", so urteilt FDP-Sprecher Hans-Roderich Schneider, 43, „geht es wie den Offizieren vom 20. Juli. Die haben damals zwar sogar Regierungsprogramm und Kabinettsliste fertig gehabt, aber darüber das Wichtigste vergessen: als erstes den Deutschlandsender in Königs Wusterhausen zu besetzen, um dem Volk zu sagen, was los ist."

Königs Wusterhausen liegt für die FDP in Bonn, Welckerstraße 11, Zimmer 123, dem Dienstsitz des stellvertretenden Regierungssprechers.

Ende letzter Woche hatten die FDP-Führer zwar schon allerlei subalterne Posten in ihren künftigen Ministerien vergeben, aber noch immer keinen Mann gefunden, der an der Seite des von der SPD designierten Presseamtschefs Conrad Ahlers dem deutschen Volk die Arbeit der sozialliberalen Regierung verklaren kann.

Die Führer der Freien Demokraten haben ohnehin kein rechtes Verhältnis zur Presse und zur Öffentlichkeitsarbeit: Partei-Chef Walter Scheel sieht in den Zeitungen am liebsten Sottisen über andere und schöne Karikaturen über sich selbst; sein Vize Hans-Dietrich Genscher informiert vorzugsweise Journalisten, die ihm vorher versprechen, nichts zu veröffentlichen.

Vor parteiinternen Besprechungen über die Regierungsbildung wiesen die FDP-Präsiden alle sonst zugelassenen Mitarbeiter — darunter Scheels persönlichen Referenten, Dr. Rohde, und FDP-Sprecher Schneider — aus dem Saal. Die Vertreibung hatte nicht den gewünschten Erfolg; denn vor der FDP-Bundestagsfraktion klagte



FDP-Sprecher **Schneider**
Krampfhafte Suche

Mischnick später: „Wir mußten feststellen, daß trotz aller unserer Vorkehrungen alles wieder wörtlich im SPIEGEL stand."

Durch das Deutsche Nachrichtenmagazin war auch die Besetzung des Presseamtspostens für die Liberalen zu einem Problem geworden, nachdem ihr Spitzen-Kandidat abgesagt hatte: Karl-Hermann Flach, stellvertretender Chefredakteur der linksliberalen „Frankfurter Rundschau" und bis 1962 Bundesgeschäftsführer der FDP, lehnte ab, weil er sich nicht gesund genug fühlte und sich „gern die Freiheit eines Journalisten erhalten will".

Da entsannen sich die Freidemokraten ihres Pressechefs, des vormaligen Leiters der Bonner SPIEGEL-Redaktion, Hans-Roderich Schneider. Er bringt aus seiner Journalistenzeit von allen Bonner Freidemokraten den besten Kontakt zur SPD-Spitze mit. Seine alte persönliche Bekanntschaft mit Willy Brandt wäre ihm im Presseamt besonders nützlich: Die beiden Regierungssprecher unterstehen direkt dem Bundeskanzler.

Doch der SPD-Chef winkte ab: Da er den ehemaligen stellvertretenden SPIEGEL-Chefredakteur Conrad Ahlers zum Presseamts-Chef aufrücken lassen wolle, könne Schneider nicht dessen Vize werden, denn — so ein Brandt-Berater — „zwei SPIEGEL-Leute an der Spitze dieses Amts kann selbst eine SPD/FDP-Regierung nicht verkraften".

Auf der „krampfhaften Suche nach einem Mann, der nicht vom SPIEGEL ist" (Scheel), brachten Liberale nun Kandidaten ins Gespräch, die andere Liberale sogleich verwarfen:

- ▷ Hans Friderichs, bis 15. September Bundesgeschäftsführer seiner Partei und seither Weinbau-Staatssekretär in Mainz, den Schneider seinem Partei-Chef empfohlen hat;
- ▷ Volrad Deneke, von 1963 bis 1965 Hinterbänkler in der FDP-Fraktion und früher Chefredakteur des „Deutschen Ärzteblatts";
- ▷ Klaus Bernhardt, Bonner Korrespondent des „Handelsblatts";
- ▷ Peter Pechel, Chefredakteur beim Sender Freies Berlin.

Bekannte Journalisten vermochte die FDP-Führung für den Dienst im Zentrum der Staatsmacht (Ahlers: „Ein Regierungssprecher ist so gut informiert, daß er sogar weiß, was der Kanzler denkt") nicht zu begeistern; denn der Stellvertretende Leiter des Presse- und Informationsamts der Bundesregierung

- ▷ verdient mit rund 5000 Mark Monatsgehalt weniger als Spitzenjournalisten;
- ▷ muß werktags von acht Uhr morgens bis spätabends Dienst tun und in der Regel auch am Wochenende verfügbar sein;
- ▷ gerät — wie SPD-Anhänger Ahlers unter CDU-Regierungschef Kiesinger — leicht in die Gefahr, von seiner Partei als Erfüllungsgehilfe des Kanzlers und vom Kanzler als Spion des kleineren Regierungspartners angesehen zu werden.

So kamen die Liberalen Ende letzter Woche doch wieder auf den Schlesier Schneider zurück, der trotz höher dotierter Angebote aus der Presse aus politischem Engagement in den Staatsdienst will. Brandts Bedenken hoffen die Freidemokraten zerstreuen zu können. Ein FDP-Präside: „Schließlich kann SPIEGEL-Zugehörigkeit doch nicht so angesehen werden wie die tätowierte Blutgruppen-Nummer von SS-Männern in der linken Achselhöhle."

Die Berufung des FDP-Sprechers würde freilich jenen Freidemokraten mißfallen, die dem lebenslustigen Schneider, der gern gut ißt und trinkt, nicht anmerken können, ob er Ernst oder Spaß macht, wenn er allzu selbstsichere Parteifreunde als Orakel verunsichert: „Wir haben den Ersten Weltkrieg verloren, und wir haben den Zweiten Weltkrieg verloren — wir werden auch den dritten gewinnen."



Elektronische Benzineinspritzung.
120 DIN-PS. 185 km/h.

Mit all den Extras, die Sie bei anderen Autos
nicht kaufen können:
Hydropneumatische Federung, automatischer Niveauausgleich,
verstellbare Bodenfreiheit, Zweikreisbremsen mit
Bremsdruckspeicher, schwenkbare Jodscheinwerfer.
Geld allein genügt nicht. Etwas Citroën gehört schon dazu.

citroën Intelligenz auf Rädern
Citroën Automobil AG, 5 Köln 41, Postfach 410234


„Freunde, lasst uns einen krombachern!"
KR 1/12/69
Anspruchsvolle Männer. In allen Dingen. Auch in der Freizeit. Seit sie das Pils probiert haben, das mit Felsquellwasser gebraut wird, sind sich diese Kenner einig: Krombacher Pils ist unser Pils. Weil es herzhaft-würzig ist und so schlank und bekömmlich. Unverkennbar.
Krombacher Pils
mit Felsquellwasser gebraut
Aus der Krombacher Brauerei Bernhard Schadeberg, 5914 Krombach/Sauerland

WERBUNG

PARTEIEN

Harfe gegen Margarine

Audi, Puschkin, König-Pilsner und Oetker-Pudding verhalf sie mit ihren Ideen zu höheren Marktanteilen und steigenden Umsätzen. Doch bei dem Kunden FDP versagten die Tricks der Düsseldorfer Team-Agentur. Statt erwarteter neun Prozent der Wählerstimmen erreichte ihr Auftraggeber bei den Bundestagswahlen nur kümmerliche 5,8 Prozent.

Für die erfolgsgewohnte Werbefirma ist die Malaise der FDP ein schwerer Schock. Team-Gesellschafter Georg Baums: „Der Mißerfolg hat uns alle überrascht."

Die Team-Mannschaft war vor dem 28. September ihres Erfolges sicher. Denn die FDP-Werbung galt in der Branche als „intelligent" und „raffiniert". Freilich mangelte es schon damals nicht an Kritik. Im Juni dieses Jahres warnte der Esslinger Werbeberater Franz Ulrich Gass: „Die schwungvolle Werbung der FDP erfreut die Fachwelt, aktiviert jedoch nicht den Kunden." Drei Tage vor der Wahl konstatierte die Düsseldorfer Agentur Troost bei einer Umfrage des Hamburger Branchen-Informationsdienstes „Der Kontakter": „Die Werbung geht an der Masse der Wähler vorbei."

Obwohl die Düsseldorfer auch jetzt noch der Meinung sind, für die FDP „die bestmögliche Werbung" geschneidert zu haben, begann die Mannschaft, kritische Bilanz zu ziehen. Die Team-Werber wissen zum Beispiel, daß die Kampagne „Wir schaffen die alten Zöpfe ab" zwar „überaus erfolgreich" war — die Partei bekam über 30 000 Zuschriften —, aber viel zu früh einsetzte.

Der von Team-Mitinhaber Vilim Vasata ersonnene Zopf-Slogan setzte sich viel schneller durch, als die Experten erwartet hatten. Schon Ende Januar, wenige Wochen nach dem Start, war der FDP-Werbespruch ein beliebtes Thema westdeutscher Karikaturisten. Die volkstümlichen Späße über die FDP-Werbung verleideten den Liberalen aber die Lust an der Kampagne. Im Mai stoppten sie die Zopf-Inserate und legten eine „allzu lange Sendepause" (Baums) ein.

Als die beiden großen Parteien im Frühsommer lautstark um die Mark-Aufwertung stritten, hatten die FDP-Werber keine Munition mehr zu verschießen. Baums: „Da konnten wir mit den anderen nicht mehr mithalten."

In der letzten Phase des Wahlkampfes vermochte sich die finanzschwache FDP gegenüber SPD und CDU kaum mehr Gehör zu verschaffen. Bestürzt stellten die Wahlstrategen fest, daß auf acht SPD- und zehn CDU-Plakate nur noch eins von der FDP kam.

Die materielle Überlegenheit der beiden Regierungsparteien war in der Tat erdrückend. Während die FDP für ihre gesamte überregionale Werbung nur 6,5 Millionen Mark bereitstellte, durften die Agenturen der CDU und SPD allein für Inserate und Plakatanschläge je 20 Millionen Mark verpulvern.

Daß die FDP-Werbung dennoch im „Ansatz richtig" war, glauben die Team-Chefs anhand eines sogenannten Parteienskalometers beweisen zu können: Durch Umfragen wurde monatlich eine Sympathiekurve jeder Partei ermittelt. Ende 1966 — nach Beginn der Großen Koalition — rangierte die FDP bei minus 68, im Sommer dieses Jahres erreichte sie die Marke plus 62.

Team-Kritiker Gass hingegen will in einer Analyse herausgefunden haben, daß die FDP ohne Werbung „ein Prozent mehr Stimmen hätte gewinnen können". Begründung: „Man kann in der Werbung in ultrakurzer Zeit kein Profil neu aufbauen ... die Hinnahme eines verwaschenen Profils hätte die Adressaten in den Zielgruppen weniger verwirrt."

Die Werbeagenturen der CDU (Dr. Hegemann, R. W. Eggert, Bonner Werbe) verzichteten von vornherein auf komplizierte Image-Korrekturen, obwohl „die antiquierte Marke CDU" (Eggert-Geschäftsführer Dr. Walter Scheele) eine Schönheitsoperation dringend notwendig gehabt hätte.

Die CDU-Wahlstrategen kümmerten sich nicht um das lädierte Ansehen der Partei, sondern versuchten die Deutschen nach altbewährten Rezepten zu manipulieren. Wie in den letzten Bundestagswahlkämpfen appellierten sie an Vatergefühle und das Sicherheitsbedürfnis der Nation.

Nach den Wahl-Lokomotiven Adenauer und Erhard hatte die CDU wiederum mit Kiesinger eine ideale Kanzlerfigur parat. Denn in zahlreichen Umfragen erwies sich der württembergische Charmeur allen Konkurrenten weit überlegen. In einem Assoziationstest wurde Kiesinger beispielsweise als Museumsdirektor eingestuft, überdies wurde ihm eine Harfe zugeordnet. Kanzler-Bewerber Brandt hingegen wurde in der gleichen Untersuchung mit einem Handlungsreisenden und mit Margarine assoziiert.

Wie Kiesinger am besten zu verkaufen sei, fand die von der CDU schon in drei Bundestagswahlkämpfen erprobte Düsseldorfer Agentur Dr. Hegemann heraus. Texter H. G. Dieckberdel kam auf den Slogan: „Auf den Kanzler kommt es an", Graphiker-Kollegen stellten Kiesinger auf Plakaten in gütiger Landesvaterpose vor.







Team-Agentur, FDP-Plakate: „Der Mißerfolg hat uns alle überrascht"

Auf das Kanzler-Plakat sind die CDU-Strategen in der Bonner Nassestraße noch heute stolz. Schwärmt Pressesprecher Dr. Arthur Rathke: „Eine fabelhafte Idee, Kiesinger in voller Lebensgröße zu zeigen. Der Kanzler wirkt nicht als Kopf, sondern nur als Figur."

Der Kanzler-Slogan erreichte in allen Umfragen Bestnoten. Dagegen verfing die CDU-Parole: „Sicher in die 70er Jahre" bei den Deutschen kaum noch. Sie wurde von den meisten Befragten als leeres Versprechen angesehen.

Wie ein Bumerang wirkten hingegen die Kampf-Inserate der CDU gegen den Wirtschaftsminister Karl Schiller („Hier irrt Schiller"). Das Allensbacher Institut für Demoskopie fand heraus, daß die Anzeige von einem großen Teil der Bevölkerung „als unangenehm" empfunden wurde, weil sie im Ton zu aggressiv war und sich zudem gegen einen populären Politiker richtete.

Die mißratene Anzeigen-Kampagne geht freilich nicht auf das Konto der



CDU-Plakat
„Der Kanzler wirkt nicht als Kopf"

CDU-Agenturen. Die aggressiven Texte wurden gegen den Willen der beratenden Agentur im Bonner CDU-Hauptquartier zusammengeschustert.

Vor den meisten Experten der westdeutschen Werbezunft fand die CDU-Reklame keine Gnade. Für Dr. Eduard Grosse, Geschäftsführer der Frankfurter Agentur Foote, Cone & Belding, waren die CDU-Anzeigen „altmodisch" und die Fernsehspots „einfach grauenvoll". Und sein Düsseldorfer Kollege Dr. Ulbricht von der Agentur von Holzschuher, Bauer & Ulbricht konstatierte: „Die CDU und ihre Agenturen haben wenig gezeigt."

Gleichwohl fühlen sich die Laien-Werber der CDU durch das gute Wahlergebnis in ihrer Arbeit bestätigt. Dr. Rathke: „Wir haben nicht nach Gags gesucht, weil wir unsere Wähler kennen." Und: „Wenn wir Werbung gemacht hätten nur für Leute, die etwas von Werbung verstehen, hätten wir genauso einen Mißerfolg gehabt wie die FDP."

Zufrieden mit ihrem Werbegeklingel ist auch die SPD-eigene Werbefirma Are in Düsseldorf. Die 17köpfige Werbemannschaft trug dazu bei, daß die Sozialdemokraten zu einem Stimmenzuwachs von 3,4 Prozent kamen. Kaum ein SPD-Funktionär hatte Ende 1968 mit solchem Erfolg gerechnet.

Was die im Herbst 1968 engagierten Are-Geschäftsführer Harry Walter und Harry Lorenz vorfanden, war nicht ermutigend. Noch immer rumorte es in der SPD-Anhängerschaft wegen der Großen Koalition, und immer noch galt die SPD in bürgerlichen Kreisen weithin als unakzeptabel.

Anders als die CDU, die in ihrer Wahlansprache keine Unterschiede machte, suchte die SPD mit differenzierten Kampagnen Terrain zu gewinnen. Maßgeschneiderte Inserate umgarnten unzufriedene Stammwähler, Frauen, soziale Aufsteiger und Meinungsbildner.

Um bei bürgerlichen Wählern nicht anzuecken, vermied die SPD in ihrer Werbung Angriffe gegen ihren Koalitionspartner. Are-Geschäftsführer Harry Walter: „Wir haben im Wahlkampf von vornherein auf jegliche Polemik verzichtet."

Die noble Zurückhaltung verstimmte indes einen Teil der Partei. Als die Anti-Schiller-Anzeigen der CDU erschienen, forderten einige Funktionäre harte Konterschläge. Die daraufhin von der Are entwickelte Kampf-Anzeigen-Kampagne kam bei Brandt und Wehner aber nicht an. Sie wurde als „zu persönlich" abgelehnt.

Ein durchgefallenes Inserat trug zum Beispiel die Überschrift: „Kiesinger sagt, die NPD ist keine neonazistische Partei". Ergänzt wurde die Aussage mit dem Konterfei von 16 prominenten NPD-Mitgliedern und Hinweisen auf ihre NSDAP-Mitgliedschaft und ihren Rang in SA und SS. Die Anzeige gipfelte in der Frage: „Die müßten Sie doch eigentlich kennen, Herr Kiesinger?"

Obwohl sich die SPD aggressive Anzeigen verkniff, wiesen einige Zeitungen SPD-Inserate zurück. So wurde die Schiller-Annonce „Hier nennen wir in aller Offenheit die vier Termine, an denen Professor Schiller wirksame Maßnahmen gegen steigende Preise vorschlug" von der „Rheinischen Post", der „Aachener Volkszeitung", der „Westfalenpost", der „Kölnischen Rundschau", vom „Fränkischen Volksblatt" und dem „Bamberger Neuen Volksblatt" als zu polemisch abgelehnt. Die Unterausgaben der „Rheinischen Post" in Neuß-Grevenbroich und Moers verhängten sogar für alle SPD-Anzeigen eine strikte Annahmesperre.

Im Vorteil gegenüber den Christdemokraten war die SPD freilich durch einen gut funktionierenden Spionageapparat. SPD-Sympathisanten in den Düsseldorfer CDU-Agenturen sorgten dafür, daß Texte und Entwürfe bei den Are-Chefs früher landeten als im Bonner CDU-Hauptquartier.

Dafür nahmen es die Are-Manager mit der Geheimhaltung im eigenen Hause sehr genau. Sie schafften sich



CDU-Werber **Scheele**
„Die Marke CDU ist antiquiert"

eigens einen Panzerschrank an und ließen alle nicht verwerteten Text-Entwürfe sofort im Reißwolf vernichten. Was der Reißwolf nicht fraß, kam in einen großen blauen Plastiksack, dessen Inhalt täglich von einem vertrauenswürdigen Angestellten in die Düsseldorfer Müllverbrennungsanlage geschüttet wurde.

Einen Volltreffer erzielte die SPD mit Anzeigen, in denen sich Prominente wie Quizmaster Kulenkampff und Bundeswehrreformer Graf Baudissin zu den Sozialdemokraten bekannten. Die sogenannten Testimonial-Inserate erregten schnell den Neid der Konkurrenz. So forderten CDU-Funktionäre ebenfalls Prominenten-Anzeigen. Pressechef Rathke wies das Ansinnen zurück: „Eine Partei, die 20 Jahre die Führung gehabt hat, kann doch nicht nach Dash-Manier werben, das ist einfach unpolitisch." Auch die FDP-Anhänger hätten gern ähnliches gehabt, erinnert sich Baums: „Wir hatten so etwas in der Planung, aber dann reichte das Geld nicht mehr."



SPD-Werbeagentur Are: „Auf Polemik verzichtet"

In den Agenturen versuchen die Parteien-Werber — sie kassierten zusammen rund 7,5 Millionen Mark Honorar — jetzt zu ergründen, wie groß ihr Anteil am Erfolg oder Mißerfolg ihrer Auftraggeber ist. Da es aber keine wissenschaftlich exakte Methode zur Messung der Werbewirksamkeit gibt, sind sie auf Vermutungen angewiesen.

Bei der erfolgreichen Are-Agentur geben sich die Manager bescheiden. Geschäftsführer Harry Walter: „Das Wahlergebnis haben wir sicherlich nicht entscheidend beeinflußt."


KRAWATTEN-POLITIK.
KEINE KOMPROMISSE.
ALLEIN DER GESCHMACK
ENTSCHEIDET.
NICHT DER PREIS.
KONSEQUENZ: DRALON.
SEIDIGE ELEGANZ.
EXQUISITE DESSINS.
FÜR WÄHLERISCHE.
dralon®
BAYER
Qualitäts-Fasern
BAYER

UNTERNEHMEN

STEIGERWALD

Klar vorn

Das Werkzeug, das einmal eine Weltraumstation zusammenschweißt, wird der Elektronenstrahl-Schweißer sein", prophezeite der deutsche Diplom-Physiker Karl Heinz Steigerwald, 49, vor neun Jahren.

Seit die sowjetischen Raumschiffe Sojus 6, Sojus 7 und 8 nacheinander ins All starteten, fühlt sich der Chef der Münchner Firma Steigerwald Strahltechnik GmbH vollauf bestätigt: Eine wesentliche Aufgabe der sowjetischen Kosmonauten bei ihren Raum-Experimenten war das Verschweißen von Metall-Teilen im Hochvakuum des Weltraumes (siehe Seite 222). Steigerwald vermutet, daß dabei auch der Elektronenstrahl eingesetzt wurde.

Von den Amerikanern weiß der Experte für Elektronen-Technik schon heute, daß sie Strahlschweißgeräte für Montagearbeiten im All bereithalten. Das Know-how dafür hatte ihnen ein Deutscher geliefert: Karl Heinz Steigerwald.

Entgegen einem Verbot der Besatzungsmächte hatte der junge Physiker nach dem Krieg, als Angestellter der AEG in den Süddeutschen Laboratorien Mosbach in Baden, mit elektronen-optischen Geräten experimentiert. Als er feststellte, daß auf seinem Forschungsgebiet, der Elektronenmikroskopie, „Sauregurkenzeit" (Steigerwald) herrschte, versuchte er, mit den ultrakurzen Strahlen aus der Elektronenröhre Metalle zu bohren und zu schweißen.

Steigerwalds überraschendes Ergebnis: Mit dem energiereichen, scharf gebündelten Strahl ließen sich sogar Metalle, die bislang als nicht schweißbar galten, wie das im Flugzeugbau verwendete Duraluminium, dauerhaft verbinden. Ebenso leicht konnte er Metallplatten durchbohren.

Für Steigerwalds zukunftsträchtiges Schweißverfahren und die von ihm gebaute Strahlenkanone interessierten sich indes weder die AEG noch die Firma Zeiss, bei der Steigerwald seit 1954 weiterforschte. Mehr Gespür für die Neuheit bewies der amerikanische Erfindungen-Makler Irving Rossi.

Als Ingenieure des Westinghouse-Konzerns im amerikanischen Pittsburgh beim Bau des Reaktorgehäuses für die atomgetriebenen „Polaris"-U-Boote verzweifelt nach einem Verfahren für komplizierte Schweißarbeiten suchten, brachte sie Rossi mit Steigerwald bei Zeiss zusammen. Der deutsche Physiker und sein Team bauten den Westinghouse-Ingenieuren eine Strahlenkanone, die die Reaktorbleche so exakt zusammenschweißte, daß die begeisterten Amerikaner das Gerät „Steigerwald-Gun" tauften.

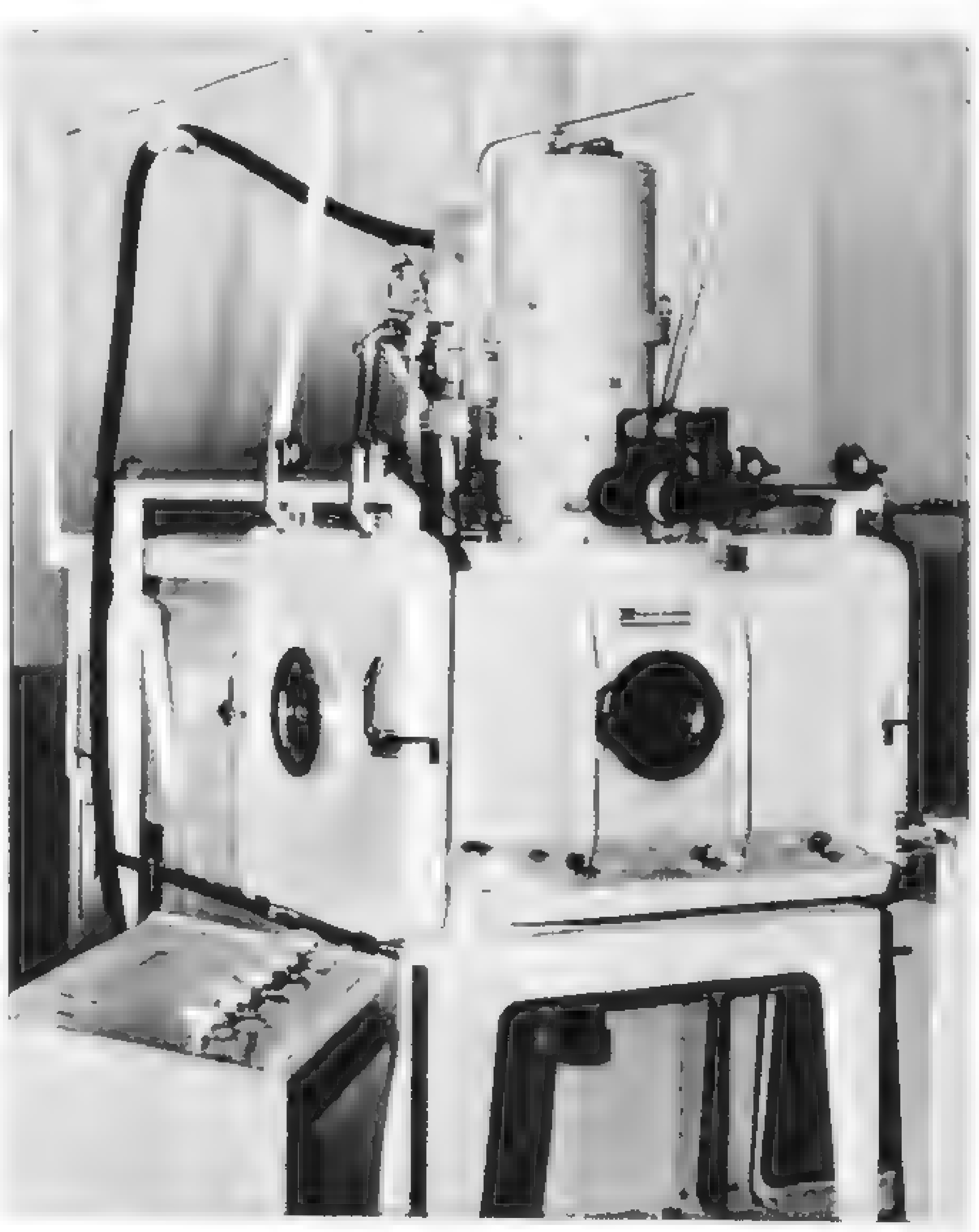
Trotz dieses Erfolges schien dem Strahlen-Fachmann ein typisches deutsches Erfinderschicksal gewiß. Die Manager der altrenommierten Optik-Werke Zeiss wollten den strahlentechnischen Seitentrieb ihrer Entwicklungsabteilung wieder kappen und verkauften sogar eine Reihe der Verfahrens-Patente an Hamilton Standard, eine United-Aircraft-Firma für Flugzeugausrüstungen und Raumfahrt-Technik in den Vereinigten Staaten.



Elektronenstrahl-Experte **Steigerwald**
Mit deutschem Know-how . . .

Die US-Ingenieure wußten die deutsche Technologie besser zu nutzen. Mit „Steigerwald-Guns" schweißten sie Raketentriebwerke und Flugzeugteile zuverlässiger als mit allen herkömmlichen Geräten und entwickelten überdies für die amerikanische Raumfahrtbehörde Nasa handliche Geräte für Montagearbeiten im Weltraum.

Steigerwald, der bei Zeiss keine Zukunft sah, baute 1963 im württembergischen Wasseralfingen einen eigenen Betrieb auf. Von Zeiss durfte er seinen zehnköpfigen Entwicklungsstab mitnehmen, vom Land Baden-Württemberg erhielt er einige hunderttausend Mark Startkapital.



Steigerwald-Strahlkanone
. . . Schweißversuche im Weltraum

Seine erste Großanlage, ein Elektronenschweißgerät im Wert von 1,3 Millionen Mark, konstruierte der Jungunternehmer für die Vereinigten Flugtechnischen Werke (VFW) in Bremen. Den Auftrag erhielt er gegen scharfe internationale Konkurrenz — auch ausländische Firmen hatten inzwischen die Möglichkeiten des Elektronenstrahls entdeckt.

Zu seinen Kunden zählte Steigerwald bald auch Weltfirmen wie Rolls-Royce, British Aircraft und Daimler Benz sowie den schwedischen Stahlkonzern Sandviken. Mit Steigerwald-Bohrgeräten bearbeiten französische, englische und amerikanische Triebwerkfirmen ihre Turbinen, mit seinen Strahlkanonen werden Teile der Europa-Rakete und des Überschallflugzeugs Concorde geschweißt.

Im Jahre 1965 verlegte der unermüdliche Erfinder („50 Patente sind es sicher") seinen wachsenden Betrieb nach München, wo Steigerwald heute etwa 200 Wissenschaftler, Techniker und Facharbeiter beschäftigt. Um mit den Aufträgen Schritt zu halten, gründete er Anfang dieses Jahres zusammen mit der Münchner Maschinenfabrik Krauss-Maffei eine Tochtergesellschaft. Sein kaufmännischer Geschäftsführer Dr. Dieter Eckart rechnet, bei einem Umsatz von rund acht Millionen Mark 1968, mit jährlichen Steigerungsraten von 40 Prozent.

Steigerwald wartet nicht darauf, daß die Industrie mit Anfragen und Bestellungen zu ihm kommt. Mehrmals im Monat steigt der Firmenchef ins Flugzeug und fragt „die Industrie, welche Probleme sie hat, die wir mit unserer Technologie lösen können".

Seinen Gästen, die den gebürtigen Koblenzer und Sohn eines Lehrer-Ehepaars im Münchner Vorort Großhadern besuchen, weist Steigerwald gern ein Stück Aluminium vor. Gegen das Licht gehalten, erscheint die Metallfolie durchsichtig wie ein Schleier; sie wurde in wenigen Sekunden 20 000mal pro Quadratzentimeter von Elektronenstrahlen durchbohrt.

Die neue Perforationstechnik erlaubt es, das Gewicht von Blechen — beispielsweise in der Luftfahrtindustrie — zu verringern oder Kunststoff die Eigenschaften von Naturleder zu verleihen: Die feinen Löcher lassen kein Wasser, wohl aber Luft durch.

Mit der technologischen Delikatesse überraschte Steigerwald im Mai dieses Jahres — auf dem 10. Symposion für Strahlen-Technologie im amerikanischen Städtchen Gaithersburg — auch die internationale Fachwelt. Bei dem Kongreß, an dem rund 200 Experten aus aller Welt teilnahmen, darunter auch sowjetische Wissenschaftler, konnte der deutsche Physiker überdies den Leistungsstand seines Unternehmens mit dem der Konkurrenten vergleichen.

Steigerwald nach dem letzten Fachreferat beruhigt: „Wir liegen immer noch klar an der Spitze."



Genuß im Stil der neuen Zeit
Voller Geschmack, köstliches Aroma.
Und leicht: nikotinarm im Rauch.
LORD EXTRA,
die Cigarette unserer Zeit.
Lord Extra
CIGARETTEN
Lord
EXTRA
IM RAUCH NIKOTINARM
Z 10/69



Sowjetischer **Runge-Ausweis**
„Vertrauen ist gut . . .

SPIONAGE

RUNGE-SÜTTERLIN

Rote Rosen

Vor der US-Mission in Berlin-Zehlendorf, Clayallee 170, ging eine junge Frau nervös auf und ab und trat dann, als habe sie einen Entschluß gefaßt, auf den amerikanischen Wachtposten in der Toreinfahrt zu. Sie bat ihn, sie zu einem Beamten des US-Geheimdienstes CIA (Central Intelligence Agency) zu führen.

Der Posten verwies die Dame an den deutschen Portier. Der Portier begehrte zu wissen, was sie beim Geheimdienst wolle. Die junge Frau lehnte jede Auskunft ab und weigerte sich auch, ihre Personalien anzugeben. Schließlich wurde sie eingelassen, gelangte aber nicht zur CIA, sondern wurde von einem Zimmer zum anderen komplimentiert.

Als sie sich schließlich doch zwei CIA-Leuten gegenübersah, entpuppte sich die schlanke Dame rasch als „dicker Fisch" (CIA). Ihr Mann, so offenbarte die Besucherin nämlich den Amerikanern, sei Oberstleutnant des geheimen sowjetischen Nachrichtendienstes Komitet Gossudarstwennoj Besopasnosti (Komitee für Staatssicherheit — KGB); sie selber stehe ebenfalls in KGB-Diensten. Ihr Mann habe zwölf Jahre Agentennetze Moskaus in der Bundesrepublik geführt. Das KGB habe ihren Mann und sie selber für einen Spionage-Einsatz in den USA vorgemerkt. Beide würden es jedoch vorziehen, legal nach Amerika zu reisen — wenn ihnen die US-Regierung Asyl gewähre und Straffreiheit für ihre Geheimdienst-Operationen in der Bundesrepublik garantiere.

Ihren Namen mochte die Dame (CIA: „Sehr attraktiv und energisch") nicht nennen. Gleichwohl „hob sie einen Zipfel des Teppichs" (CIA) und wies eine Fährte: Ihr Mann habe seine Laufbahn als Sowjet-Agent 1955 in Nürnberg begonnen — unter dem Tarnnamen Willi Gast.

Während die Besucherin die Enttarnung von Sowjet-Agenten in Bonn für den Fall der Asyl-Gewährung und der Zusage von Straffreiheit anbot, schaltete die CIA die deutschen Sicherheitsbehörden ein. Das Einwohnermeldeamt in Nürnberg bestätigte, daß sich dort am 1. Oktober 1955 tatsächlich ein Willi Gast polizeilich gemeldet habe, als Untermieter bei der Witwe Emma Reindl, Am Rennweg 59. Gast hatte in Nürnberg vorgelegt: einen behelfsmäßigen Personalausweis aus West-Berlin, einen Geburtsschein aus dem Dorf Dünnow (Pommern) und die Sterbeurkunde einer Martha Gast, vorgeblich Mutter des Willi Gast. Im Juni 1956 hatte sich Gast bei der Nürnberger Polizei abgemeldet — mit einem dort ausgestellten deutschen Reisepaß und einem Führerschein.

Die Besucherin in der Clayallee drängte: Jetzt warte ihr Mann in Ost-Berlin auf ihre Rückkehr. Sie müsse unverzüglich gehen; durch „unnötige Warterei" auf die CIA-Herren habe sie ihre Besuchszeit in West-Berlin überschritten. Das könne den Grenzbehörden der DDR und dem KGB auffallen und die Fluchtpläne ihres Mannes gefährden.

Das geschah am Mittag des 10. Oktober 1967. „Wir hatten damals das sichere Gefühl", erinnert sich heute ein Berliner CIA-Mann, „einen ganz großen Fang zu machen." Über die direkte Fernschreiblinie zum CIA-Hauptquartier in Langley (Virginia) ersuchte der Berliner Geheimdienst-Resident den Direktor der Central Intelligence Agency, Richard („Dick") Helms, um die Entscheidung, ob die CIA die Bedingungen des potentiellen Überläufers aus dem gegnerischen Lager akzeptieren solle. Binnen fünfzehn Minuten sagte Helms zu, was die Dame begehrt hatte: Freiflug, Asyl und Straffreiheit. Ihre Antwort: „Dann erwarten Sie uns in der kommenden Nacht."



Geflüchteter Sowjet-Agent **Runge**
. . . Kontrolle ist besser"

Am Abend des 10. Oktober bezogen CIA-Agenten Posten auf dem West-Berliner Bahnhof Zoo. Als erste erschienen Mutter und Sohn mit der S-Bahn von der Ost-Berliner Grenzstation Friedrichstraße. „Dann durchlebten wir 60 kritische Minuten", so ein CIA-Beamter heute: „Kommt er durch oder bleibt er hängen?"

Er kam: Gegen Mitternacht entstieg der S-Bahn ein untersetzter, kräftiger Mann, ließ sich in eine KW (Konspirative Wohnung) der CIA in Dahlem fahren, sagte den wartenden US-Geheimdienstlern freundlich „Guten Abend" und legte seinen Tascheninhalt auf den Tisch: vier Ausweise und ein Notizbuch.

Die Dokumente wiesen den Herrn mit vier verschiedenen Namen aus: Willi Gast (bundesdeutscher Reisepaß), Heinz Paul Mohrmann (Dienstbuch des Ministeriums des Innern der DDR), Wladimir Iwanowitsch Maksimow (Sowjet-Reisepaß), Jewgenij Jewgenjewitsch Runge (Sowjet-Dienstausweis).

„Und wer von den vieren sind Sie nun wirklich?", fragte der Berliner CIA-Resident. Antwort: „Runge. Ich bin Oberstleutnant des KGB und sowjetischer Staatsbürger; dies hier ist mein Ausweis als Geheimdienstoffizier, mein Deckname beim KGB ist ‚Max'."

Mit einer Coca Cola für Sohn André, 7, einem Kognak für Ehefrau Walentina, 36 (KGB-Deckname „Sina"), und einem Wodka für den Kollegen Runge, 39, hießen die US-Geheimdienstler ihre Gäste willkommen. Dann sprach Jewgenij Runge bis in die Morgenstunden auf Tonband.

Erstmals hatte sich dem US-Geheimdienst in Deutschland ein sogenannter illegaler Resident des KGB gestellt, der als Agentenführer mit falschen Papieren und falscher Lebensgeschichte („Legende") von der Abwehr im allgemeinen nur schwerlich auszumachen ist — im Gegensatz zum „legalen" Führungsoffizier, der, als Diplomat getarnt, vielfach schon vor seiner Ankunft im Gastland als Geheimdienstler erkannt und von der Abwehr ständig observiert wird.

Am 11. Oktober um elf Uhr startete in Berlin-Tempelhof eine US-Militärmaschine mit dem Flüchtlings-Trio und CIA-Offizieren nach den USA. Wenig später meldete sich im Gebäude des Bundesamtes für Verfassungsschutz (BfV) zu Köln beim BfV-Präsidenten Dr. Hubert Schrübbers der CIA-Verbindungsoffizier der Bonner US-Botschaft. Der Amerikaner unterrichtete den Deutschen von der Flucht des Russen und nannte die deutschen Agenten der Runge-Residentur in Bonn. Runge hatte genannt:

▷ Martin Marggraf, 41, Kellner mit Gelegenheits-Job bei Staatsempfängen und Aussicht auf eine Dauerstellung bei der „Deutschen Parlamentarischen Gesellschaft", dem Treffpunkt von Ministern, Di-

Neu !

"Fiberglass"– revolutionär im Sport, im Fahrzeugbau, in der Weltraumfahrt – jetzt an Ihrem Handgelenk:



TISSOT SIDERAL

Für Männer, die an der Spitze des Fortschritts stehen, bedeutet "Fiberglass" moderne Renn- und Sportwagen, Skis, Boote, Flugzeuge, Raumschiffe. Für Sie bedeutet "Fiberglass" jetzt auch Tissot SIDERAL: unsere Ingenieure haben dieses neue, edle und unverwüstliche Material für das Gehäuse der Tissot SIDERAL gewählt.
So revolutionär diese Uhr auch ist – sie besitzt ein millionenfach bewährtes, hochpräzises Werk.
Tissot SIDERAL – die neue Tissot-Kreation: automatisch, mit Datum, wasserdicht und ausserordentlich robust.
Eine ganz neue Uhr zu einem Preis für junge Leute.

Tissot geht mit der Zeit

TISSOT SIDERAL

*DM 135,-
**DM 120,-

* Abgebildetes Modell Ref. 44701/0013
Automatic-Kalender, wasserdicht,
Edelstahlband mit Perlon-Einlage DM 135,–

** Ref. 44700
Automatic-Kalender, wasserdicht,
mit seewasserfestem Spezialband. DM 120,–

Ab heute in jedem Tissot-Fachgeschäft erhältlich.

Für jede TISSOT-Sideral ist zum Preise von DM 15.- zusätzlich ein praktisches Etui erhältlich. Mit 3 Instrumentalringen (Tachymeter - Taucher-Memo - und Worldtime-Skala), die je nach Bedarf mit einem Griff ausgewechselt werden können.

Gutschein-Nr. TS/43
Wir halten für Sie eine Dokumentation der neuen TISSOT-Sideral und eine kleine Ueberraschung bereit. Bitte senden Sie diesen Gutschein an die UHREN-HANDELS-GESELLSCHAFT MBH., Abt. Sideral, 6 Frankfurt/Main 1, Münchener Strasse 8.

Name: ________

Adresse: ________

plomaten, Abgeordneten, Wirtschaftlern und Wissenschaftlern (KGB-Deckname: „Heinz Gall“);

▷ Leopold Pieschel, 44, Schwager Marggrafs, Hausmeister in der Bonner französischen Botschaft (KGB-Deckname: „Arnold“);

▷ Leonore (Lore) Sütterlin, 39, geborene Heinz, Sekretärin in der Unterabteilung ZB (Personal und Verwaltung) des Bonner Auswärtigen Amtes (KGB-Deckname: „Lola“);

▷ Ehemann Heinz Sütterlin, 43, Photograph mit Public-Relations-Aufträgen für den Zivilen Bevölkerungsschutz und den Verfassungsschutz sowie zeitweilig Mitarbeiter beim Kuratorium „Unteilbares Deutschland“ (KGB-Deckname: „Walter“).

Heinz Sütterlin steht in drei Wochen als erster der Gruppe vor Gericht. Vor dem Oberlandesgericht Köln beginnt am 10. November die strafrechtliche



KGB-Agent **Heinz Sütterlin**
„Mit Piratennarbe . . .

Aufarbeitung der spektakulärsten deutschen Agenten-Affäre seit den Landesverrats-Verfahren gegen die Ost-Spione Alfred Frenzel (1961) und Heinz Felfe (1963).

Sütterlin, des Landesverrats angeklagt, sitzt seit dem Tage, da Runge in die USA flog, in Untersuchungshaft. Er war am 11. Oktober um 17.15 Uhr beim Rosenschneiden im Garten seines Reihen-Bungalows in Bonn, Am Wichelshof 13, festgenommen worden; seine Frau Leonore Sütterlin um 16.50 Uhr an ihrem Schreibtisch im AA.

Die Verhaftung von „Lola“, „Walter“, „Heinz Gall“ und „Arnold“ resultierte aus einem groben Verstoß des KGB gegen die Standard-Sicherheitsregeln moderner Geheimdienste, wonach Deckung vor Wirkung geht. So setzt der deutsche Bundesnachrichtendienst beispielsweise einen Führungsoffizier auf jeweils nur *einen* V-Mann oder auf *ein* gemeinsam operierendes Agentengespann an. Denn das Führen von ganzen Netzen oder Ringen durch einen einzigen Residenten gefährdet Führungsoffizier und Agenten gleichermaßen: Wird von der Abwehr eine Zelle enttarnt, so gewinnt sie Zugang auch zu den übrigen Teilen des Netzes — selbst wenn die Agenten unabhängig voneinander operieren und sich gegenseitig nicht kennen.

Zwar wußten die Sütterlins nichts von Pieschel/Marggraf, und die beiden Schwäger kannten nicht das Ehepaar Sütterlin. Zudem hatte die KGB-Zentrale beide Riegen bereits „abgeschaltet“ — Pieschel/Marggraf wegen Redseligkeit im Alkoholrausch (November 1960), die Sütterlins wegen Verdachts der Konspiration mit einem westlichen Geheimdienst (Februar 1967).

Gleichwohl hatte die KGB-Zentrale ihre vier Bonner Agenten zunftwidrig über Jahre an einen einzigen Strang angeschlossen: an den Führungsoffizier Runge. Und während Jewgenij Runge in Washington ausplauderte, was er wußte, gestanden seine V-Leute vor deutschen Vernehmern.

Vier Tage später, am 15. Oktober, morgens fünf Uhr, fand die Aufseherin des Kölner Gefängnisses „Klingelpütz“ die Untersuchungsgefangene Leonore Sütterlin tot am Fensterkreuz; sie hatte sich mit ihrem Pyjama stranguliert. Die Versionen ihres Selbstmordes sind noch heute vielfältig: Frau Sütterlin habe sich erhängt,

▷ weil ihr bei der Vernehmung enthüllt worden sei, ihr Mann habe sie auf Befehl des Sowjet-Geheimdienstes, nicht aber aus Liebe geheiratet;

▷ weil „sie vor Schmerzen wahnsinnig wurde“ (Ehemann Sütterlin), nachdem ihr die Gefängnis-Direktion Tabletten gegen ein schweres Augenleiden vorenthalten habe;

▷ weil sie sich ihrer Strafe habe entziehen und zugleich ihren Mann habe decken wollen.

„Hier offenbart sich besser als in Filmen, Romanen und antibolschewistischen Parolen die Bitterkeit des Handwerks geheimer Nachrichtengewinnung“, so Geheimdienst-Kritiker Hans Detlev Becker im „Sonntagsblatt“ über Lore Sütterlins „Willensaufbietung, der man Respekt nicht versagen kann“.

In der Tat: Das Leben des KGB-Führungsoffiziers Runge, die Figur des Agenten Heinz Sütterlin und die Rolle der Spionin Leonore Sütterlin entsprechen ganz der „schulmäßigen Konstruktion“ (Becker) klassischer Spionage.

Jewgenij Runge, Ende des Krieges mit der Wehrmacht aus seiner wolgadeutschen Heimat in die Ostzone gespült, wurde dort Mitglied der FDJ und — auf Geheiß des Sowjet-Nachrichtendienstes — Genosse der SED sowie Student der Politökonomie (Spezialfach: „Amerikanischer und kapitalistischer Imperialismus“) an der Ost-Berliner Humboldt-Universität.

1954 übernahm das KGB Runge im Range eines Unterleutnants und ließ ihn in der Hauptfiliale Karlshorst unter dem Befehl von General Alexander Nikolajewitsch Korotkow als illegalen Agentenführer ausbilden — für Operationen in der Bundesrepublik.

Mit Dokumenten vom polnischen Geheimdienst verwandelte sich der Russe Runge in den Pommer Willi Gast; einen West-Berliner Personalausweis für den Flüchtling Willi Gast erstellte im West-Berliner Polizeirevier 129 Polizeimeister Wilhelm Lehmann — mit dem Decknamen „Joe“ im Dienste des KGB. In Nürnberg schließlich vervollständigte Runge seine Legende als Willi Gast, übte bei der ahnungslosen Witwe Reindl illegalen Funkempfang, trainierte Füllen und Leeren „Toter Briefkästen“ und suchte Anschluß an die westdeutsche Gesellschaft — als Staubsaugervertreter.

Während Runge in Nürnberg sein geheimdienstliches Lehrjahr absolvierte und sich dann im Juni 1956 in Köln als Vertreter Willi Gast bei der Familie Ueckermann in der Mainzer Straße 77 einmietete, spielte die KGB-Zentrale Schicksal: General Korotkow beschloß, seinen illegalen Führungsoffizier zu verheiraten — mit der deutschen KGB-Agentin Walentina Rusch



KGB-Agentin **Lore Sütterlin**
. . . eine seltsame Faszination“

aus Berlin-Niederschönhausen, die als Geliebte des KGB-Oberst Jewgenij Fjodorowitsch Michajlow (KGB-Deckname: „Orlow“, KGB-Spitzname: „Seelenöffner“) in die konspirative Sowjet-Gesellschaft geraten war. Korotkow zu Runge über die KGB-Ehefrau Walentina: „Sie kann dir in Köln den ganzen Funkverkehr abnehmen, sie wird dich zu den Treffs begleiten und dir als Kurier dienen. Außerdem habt ihr als Ehepaar eine perfekte bürgerliche Tarnung.“

Solche Arbeitsehen stiftet der Moskauer Geheimdienst für seine Auslands-Residenten noch aus einem anderen Grund: „Vertrauen ist gut“, so Lenin und so auch die KGB-Generaldirektion, „Kontrolle ist besser.“

Geheimdienstler mit Familie, das wollen KGB-Psychologen in Moskau erkannt haben, neigen weniger zu schwatzhaften Liebschaften, zu übermäßigem Alkoholgenuß und zur Flucht ins feindliche Lager, erst recht nicht, wenn ihre Kinder in Sowjet-Internaten zurückgehalten werden.

Die Geheimdienstehe des Willi Gast mit der Walentina Rusch — am 19. Oktober 1956 vor dem Kölner Stan-

desamt 1 vollzogen — hatte anfänglich Ninotschka-Appeal: Sie fing Funksprüche aus Moskau auf, er „hielt ihr abends im Bett regelmäßig Schulungsvorträge, wie sie sich als strenge Marxistin im feindlichen Ausland zu verhalten habe" (Runge). Denn: „Sie war mir unterstellt, hatte aber keinen Offiziersrang wie ich ... Ich hätte es als verantwortungslosen Mißbrauch meiner Dienststellung angesehen, meiner Frau in dieser Situation zu nahe zu treten." Aber nur im ersten Vierteljahr.

Dem KGB brachte Runge 1957 ein erstes bedeutendes nachrichtendienstliches Ergebnis ein: die wortgetreuen Dialoge einer Geheimkonferenz des damaligen Bundesverteidigungsministers Franz Josef Strauß mit Nato-Generalen.

Im Auftrage Runges baute der Kellner Marggraf, seit 1956 in KGB-Diensten, einen von Moskau angelieferten Mini-Sender („Wanze") mit fadendünnen Antennen („Schnurrbärte") hinter die Zentralheizung eines Raumes im Bad Godesberger „Schaumburger Hof", wo Strauß mit seinem Staatssekretär Josef Rust, Generalinspekteur Adolf Heusinger und den Nato-Militärs tafelte.

Vierhundert Meter vom Hotel entfernt parkte ein Wagen mit KGB-Offizieren aus der Sowjet-Botschaft Rolandseck. Über Spezialwelle im Autoradio hörten die Geheimdienstler die Strauß-Runde ab. Wenige Tage später — so Runge — erhielt er einen chiffrierten Funkspruch aus Moskau: „Gratulieren herzlich zu dem Erfolg der Abhöraktion. Phantastische Arbeit — Ergebnis für unsere Regierung unschätzbar wertvoll."

Noch ergiebiger für Moskau war Marggraf-Schwager Pieschel, dessen Lieferungen — Nato-Kode und Nato-Generalstabspläne für den Kriegsfall — aus der französischen Botschaft den Karlshorster KGB-Chef General Korotkow beflügelten, das Lob für Runge in ein russisches Sprichwort zu kleiden: „Ty s' chwatil u boga jajza — du hast dem lieben Gott die Eier geklaut."

Unabhängig von dem Netz Marggraf/Pieschel operierte das KGB in Bonn mit einem zweiten Spionagegespann, von dem damals Führungsoffizier Runge nichts wußte: mit Leonore und Heinz Sütterlin.

Heinz Sütterlin, 1924 in Freiburg geboren, im Kriege als Fahnenjunker verschüttet, von Beruf Photograph, wurde 1956 in Berlin von der „Hauptverwaltung Aufklärung" (HVA), dem geheimen Nachrichtendienst des DDR-Ministeriums für Staatssicherheit, angeworben. Ein Jahr später forderte der Zweite Sekretär der Sowjet-Botschaft Unter den Linden, Leonid Prochorow, Geheimdienst-Offizier, die Überstellung Sütterlins von der HVA zum KGB.

KGB-Diplomat Prochorow teilte Sütterlin dem KGB-Führungsoffizier Oberst Michajlow („Orlow") zu, dem Ex-Geliebten der Walentina Rusch, die zu jener Zeit als Walentina Gast in einem Kiosk am Kölner Domplatz Würstchen, Bier und Zigaretten verkaufte — zur Tarnung.



Beisetzung von Lore Sütterlin*: „Bitterkeit des Handwerks"

Sütterlin (Runge: „Auf Frauen übte der aggressive Liebhaber mit der Piratennarbe auf der Stirn eine seltsame Faszination aus") erhielt von Prochorow den Auftrag, eine Sekretärin in Schlüsselstellung des Bonner Auswärtigen Amtes anzulaufen, sie zu heiraten und für die Sowjet-Spionage zu gewinnen. Zur Auswahl nannte Prochorow Sütterlin drei Damen, darunter Leonore Heinz, „die warmherzige und kameradschaftliche Sekretärin aus guter Familie, die zwei unglücklich verlaufene Liebesaffären hinter sich hatte, die sich ungeschickt anzog und die zur höchsten Klasse der Geheimnisträger im Auswärtigen Amt gehörte" (Runge).

Die AA-Dame Heinz saß seit 1955 im Vorzimmer von Ministerialdirigent

* Am 19. Oktober 1967 in Düsseldorf.


daraul einen…
Dujardin
Krönung herbstlicher Pracht und Fülle
Dujardin & Co. vorm. Gebr. Melcher, seit 1810 zu Uerdingen am Rhein
PZ 1969

Knut Neise, Chef der Unterabteilung Verwaltung (ZB) der AA-Personal- und Verwaltungsabteilung. In dieser Stellung war sie — nach einem Unbedenklichkeitsbefund durch die dafür zuständige Abteilung V (Geheimschutz) des Bundesamtes für Verfassungsschutz — für den Umgang mit Vorgängen bis hin zur höchsten von insgesamt vier Geheimhaltungsstufen („nur für den Dienstgebrauch", „vertraulich", „geheim", „streng geheim") der sogenannten Verschlußsachen-Vorschrift zugelassen.

Neben den Referaten Organisation, Besoldung, Chiffrier- und Fernmeldewesen gehört zur Unterabteilung ZB auch das für den Geheimschutz im AA zuständige Referat ZB 9.

Als Schreibdame mit Schlüssel zum Panzerschrank kam Lore Heinz auf die KGB-Liste später Behörden-Mädchen, die unter Geheimdienstlern als ebenso sprießende wie leicht zu erschließende Nachrichtenquelle gelten. Ein Verfassungsschützer: „Die größte Gefahr ist das Heer von über 20 000 Sekretärinnen in Bonn und Umgebung. Wehe, wenn die einmal über 30 sind und unverheiratet, und dann kommt ein geschickter Agent und macht ihnen schöne Augen."

Mit einem Strauß roter Rosen begab sich Sütterlin im Sommer 1957 in die Helmholtzstraße 21 zur Wohnung von Leonore Heinz. Der Besucher fragte nach einer fremden Dame. Fräulein Heinz bedauerte, die Gesuchte nicht zu kennen, bot Sütterlin jedoch Platz an, erwärmte sich zunehmend an der unverhofften Gesellschaft, stellte die Rosen in eine Vase und ließ sich schließlich zum Abendessen ausführen.

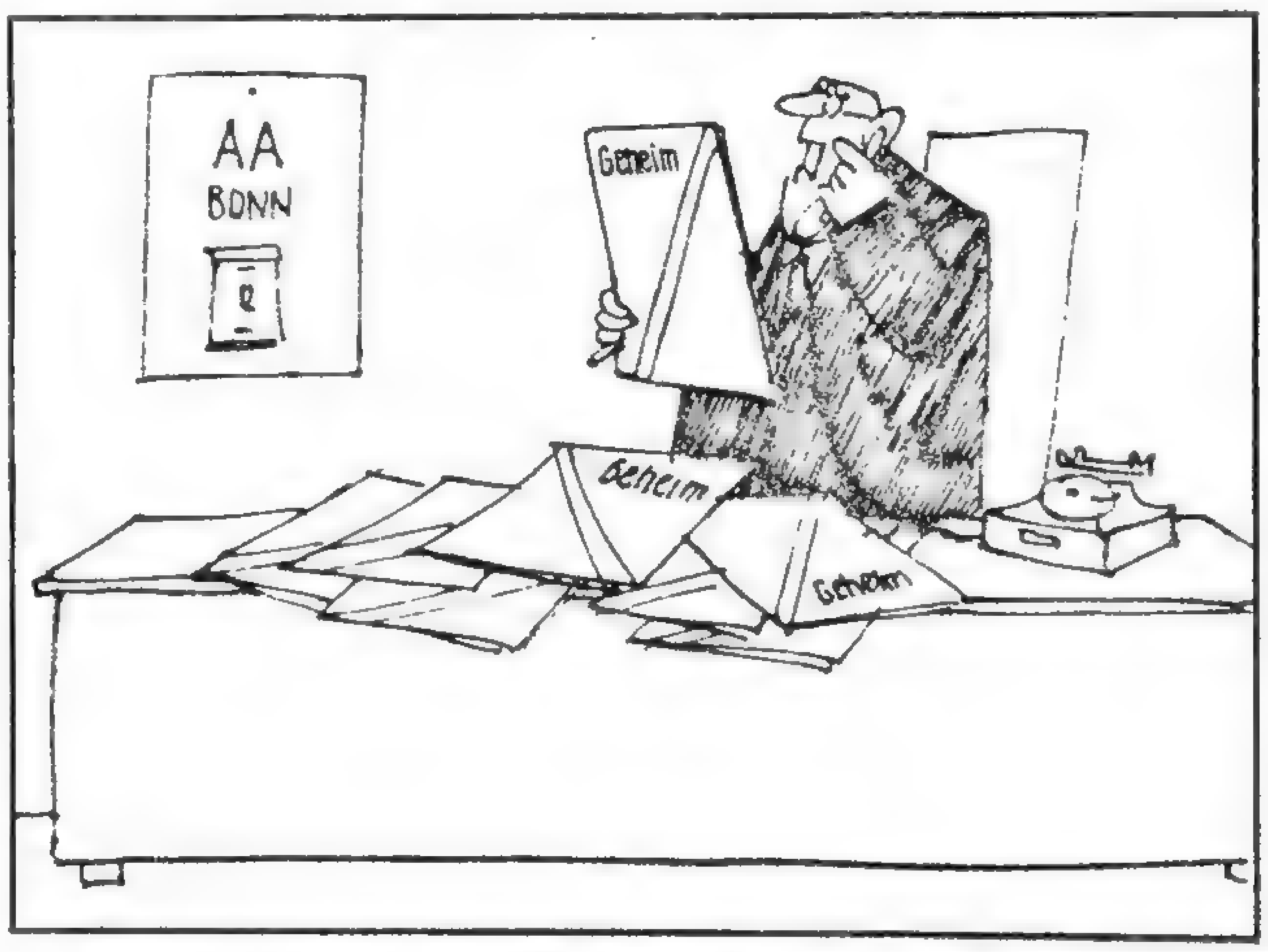
Aus der vom Sowjet-Geheimdienst geplanten konspirativen Komplicenschaft entwickelte sich Liebe — zumindest bei Lore Heinz. Nicht unbedingt aus Mißtrauen, eher aus behördlicher Korrektheit, stellte die AA-Schreibdame dem AA-Sicherheitsbeauftragten beiläufig die Frage, ob gegen ihren neuen Bekannten Sütterlin Sicherheitsbedenken beständen. Amtlich konnten gar keine vorliegen, denn der KGB-Agent war bislang keiner westlichen Abwehrbehörde aufgefallen.

So ehelichte denn am 12. Dezember 1960 vor dem Standesamt Köln-Lindenthal die Heinz ihren Heinz. Sütterlin meldete den Abschluß der ersten Etappe seines geheimdienstlichen Auftrages an KGB-Oberst Michajlow in Berlin-Karlshorst.

Alsbald kam von dort der Befehl, die familiäre Quelle anzuzapfen. Sütterlin eröffnete seiner Frau, als Mitarbeiter des „Kuratoriums Unteilbares Deutschland" interessierten ihn Dokumente aus dem AA zur Wiedervereinigung und für den Weltfrieden. Erst zögernd, später ohne Hemmungen trug die Ehefrau in Mittagspausen ihrem Ehemann zunächst in Zeitungen, dann in einer vom KGB gelieferten Handtasche mit doppeltem Boden den Inhalt ihres Panzerschranks ins häusliche Photolabor.

Die deutsche Abwehr mutmaßt, die AA-Sekretärin habe schon in der Brautzeit geahnt und nach der Trauung Gewißheit erhalten, daß Heinz Sütterlin für einen Geheimdienst arbeite. Sie habe mitgespielt, um ihren Mann nicht zu verlieren.

Über die Harmonie der vom KGB gestifteten Sütterlin-Ehe mußte vom Herbst 1961 an im Auftrage der Moskauer Zentrale der männliche Partner einer anderen KGB-Ehe wachen: Willi Gast alias Jewgenij Runge.



Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt

„Hallo Moskau. Dort KGB? Ach, Herr Kollege, könnten Sie mir mal eine Auskunft geben — ich habe die Akte KX 23 B II verlegt . . ."

Runge, mittlerweile Vater, siedelte von Köln nach Frankfurt in die Hattersheimer Straße 1 a über, legalisierte seine konspirative Tätigkeit zunächst als Kneipenwirt im Vorort Rödelheim, später als Automatenaufsteller und arrangierte unter dem Kölner Bismarck-Denkmal seinen ersten Treff mit Heinz Sütterlin.

In der Folge erwies sich die AA-Quelle derart fündig, daß die Moskauer KGB-Zentrale an Runge funkte: „Sütterlin soll stärker selektieren; wir ersticken in seinem Material!" Das Material, laut Runge:

„Wir kopierten die Personalakten der Diplomaten und Angestellten des auswärtigen Dienstes — ein idealer Ansatzpunkt für spätere Erpressungen. Wir erfuhren frühzeitig, wenn gegen einen unserer V-Leute im AA eine Überprüfung angeordnet war. Wir erhielten Dokumente, bevor sie über Lores Schreibtisch zum Chiffrierraum wanderten, und wir lasen die Berichte diplomatischer Kuriere aus dem Ausland meist noch vor dem deutschen Außenminister Schröder."

Nachdem sich Runge den Amerikanern gestellt hatte, beschuldigte die Karlsruher Bundesanwaltschaft den Agenten Sütterlin, er habe nach Moskau Photokopien folgender Dokumente geliefert:

- ▷ AA-Bericht von der Ministerrats-Konferenz der Nato-Partner in Ottawa 1963;
- ▷ Manöverberichte von den Fallex-Übungen 1964 und 1966;
- ▷ Schlüssel für das Alarmsystem der Nato;
- ▷ Nato-Planungen für Berlin-Alarm;
- ▷ Notstandsplanung der Bundesregierung;
- ▷ Lageberichte Ost des Bundesnachrichtendienstes;
- ▷ Berichte der bundesdeutschen Missionen im Ausland und
- ▷ Unterlagen über das Chiffrierwesen im AA.

Insgesamt sollen die Sütterlins 2900 vertrauliche Vorgänge für die Sowjets photokopiert haben, darunter 969 geheime und streng geheime Unterlagen sowie fünfzig Staatsgeheimnisse. Dafür bezogen sie vom KGB 75 000 Mark.

Diese Statistik ist freilich das Ergebnis einer Rekonstruktion. Denn Heinz Sütterlin ist seit dem Selbstmord seiner Frau nur teilgeständig, Runge indes konnte die Minox-Filme gar nicht entziffern. Um überhaupt zu Annäherungswerten zu kommen, addierten und studierten die Ermittler im nachhinein alle Quittungen, auf denen Lore Sütterlin im AA den Empfang von Dossiers und Dokumenten bestätigt hatte.

Wie so oft in der Praxis der geheimen Nachrichtendienste war es der schier unerschöpfliche Informationsfluß, der im Moskauer KGB-Hauptquartier schließlich die hauseigene Abwehr mit Mißtrauen erfüllte. Im Februar 1967 erhielt Führungsoffizier Runge den Befehl, das Agentenpaar Sütterlin abzuschalten. Die Begründung: Die Sütterlins lieferten Spielmaterial — im Auftrage eines westlichen Geheimdienstes.

Dieser Verdacht war so falsch wie folgenschwer für das KGB. Runge zog Bilanz: „Mich kränkte, daß ich bei der Entscheidung im Fall Sütterlin übergangen worden war ... Mich erbitterte, daß sie meine Frau in Ost-Berlin gezwungen hatten, ein zweites Kind abzutreiben, weil sie es als eine Belastung für meine künftige Arbeit ansahen."

Für diese künftige Arbeit sollte Runge seinen Sohn André in einem KGB-Internat abliefern und als illegaler Agent in die USA übersiedeln. Da entschloß er sich zur Flucht: „Alle Kenntnisse und Tricks, die ich beim KGB erworben hatte, kehrte ich nun gegen meine eigene Organisation."

An Heinz Sütterlin möchte Moskaus KGB Wiedergutmachung üben. Über Mittelsmänner nennen die Sowjets bereits einen Austauschgefangenen: den Direktor der West-Berliner Porzellan-Manufaktur, Klaus Curdts, 43, am 13. September vor Drewitz in der DDR unter dem Verdacht der Spionage für Bonns BND verhaftet.



Nordmende-Stereo-Gerät Spectra-futura st

Kleine Lautsprecher, aber Stereo-oho!

Spectra-futura-Stereo: Erleben Sie den großen Klang aus kompakten, raumsparenden Lautsprecherboxen. Einen Klang, der nicht dröhnt und dominiert. Stereo nach Maß für Wohnraumformat!

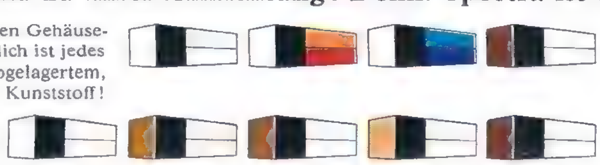
Und bedenken Sie! Sie *hören* das Stereo-Gerät nur ein paar Stunden am Tag. Aber an der Schönheit des Designs sollen Sie den ganzen Tag Freude haben!

Das unaufdringlich schicke Spectra-Design paßt so wie der Ton in Ihren Raum. Spectra wird Teil Ihrer Einrichtung, bringt Harmonie in Ihre Wohnung!

Ein paar Details der hochentwickelten Technik: Volltransistorisiert. Vier Wellenbereiche – UKW, MW, LW, KW. Beleuchtetes Anzeige-Instrument für präzise Sendereinstellung. Breitfeldskala. Fern-Nahschalter. – Und wie das Gerät in Ihren Raum paßt, so paßt sein Preis in Ihr Budget! Das ist Spectra-futura. Mit einem Wort: Stereo-oho!

Passend zu Ihrer Einrichtung! Denn: Spectra ist eben Spectra!

Wählen Sie unter 9 schicken Gehäuse-Ausführungen! Natürlich ist jedes Spectra-futura-Gerät aus abgelagertem, edlem Holz – nie aus Kunststoff! Auch in Holland, Österreich und in der Schweiz erhältlich!



spectra

NORDMENDE

KIRCHE

MILITÄRSEELSORGE

Ein gewisses Halt

Die einen tragen den bunten, die anderen den schwarzen Rock. Einig waren sich hohe Militärs und Militärgeistliche darin, daß es eine „Krankheit der Gesellschaft" zu bekämpfen gelte: die Kriegsdienstverweigerung.

Sie gehörten einem 17köpfigen Ausschuß an, der Ende vergangenen Jahres „im Einvernehmen zwischen den beiden Herren Militärbischöfen", dem evangelischen Hermann Kunst und dem katholischen Franz Hengsbach, „und dem Herrn Verteidigungsminister" Gerhard Schröder gebildet worden ist.

Ihre Vorschläge, wie die Flut der Wehrdienstverweigerer eingedämmt werden soll, hielten sie nach drei Sitzungen in einem Papier fest, das schon vor einem halben Jahr, am 1. April, verabschiedet worden ist. Erst in der vergangenen Woche wurde es gegen den Willen der Bonner Spitzen von Staat und Kirche publik.

In beiden Kirchen steht nun ein bundesweiter Streit über die Aufgaben der Militärseelsorge bevor. Es sei nicht Sache der Bischöfe und Pfarrer, „die Kampfkraft der Truppe zu stärken und als Teil der Inneren Führung den Wehrwillen zu fördern" — so der Stuttgarter Pfarrer Hermann Schäufele, Vorsitzender der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung der Kriegsdienstverweigerer. Und der Bremer Rechtsanwalt Martin Klein protestierte dagegen, daß sich „die Kirchen zu Handlangern der Militärs machen lassen".

Einen solchen Eklat hatten die Militärbischöfe Hengsbach und Kunst



Evangelischer Militärbischof **Kunst**
Sollen die Seelsorger . . .



. . . die Kampfkraft der Truppe stärken?: Katholischer Militärbischof **Hengsbach** (M.)

von Anfang an vermeiden wollen. Sie hatten zwar in den Ausschuß ihre Stellvertreter entsandt: den Generaldekan Albrecht von Mutius, Leiter des „Evangelischen Kirchenamtes für die Bundeswehr", und den Generalvikar Martin Gritz, Leiter des katholischen „Militärbischofsamtes". Zugleich aber waren sie um Diskretion bemüht, allerdings in unterschiedlichem Maße. Katholik Hengsbach informierte nicht einmal den Vorsitzenden der Bischofskonferenz, Kardinal Döpfner; Protestant Kunst verschickte das Ausschuß-Papier „vertraulich" und „lediglich für den Dienstgebrauch" an die Landeskirchen.

Geheim sollte bleiben, wie wehrfreudig sich die Militärgeistlichen in dem Ausschuß gegeben hatten. Unter Vorsitz von Brigadegeneral Jürgens, im Bundesverteidigungsministerium für Innere Führung zuständig, berieten sie mit, wie „Einsatzbereitschaft", „Kampfkraft" und „Erfüllung des Kampfauftrages" der Bundeswehr gesichert werden können. Die Überlegungen wurden als Ergebnis gemeinsamer Arbeit der Pfarrer und Soldaten verabschiedet.

So legitim es ist, daß die Bundeswehr-Führung sich um die Erhöhung der Kampfkraft der Truppe und um die Verminderung der Zahl der Kriegsdienstverweigerer bemüht, so fragwürdig ist es, daß Militärseelsorger sie dabei unterstützen.

Der Ausschuß tadelte

▷ die deutschen Schulen: Die „Mentalität" etlicher Kriegsdienstverweigerer sei „das Ergebnis des gegenwärtigen gemeinschaftskundlichen Unterrichts, zumal in den Oberstufen unserer Oberschulen";

▷ einschlägige Urteile deutscher Gerichte: Es hätten sich durch „höchstrichterliche Entscheidungen in zunehmendem Maße Unzuträglichkeiten ergeben";

▷ die Praxis der Prüfungsausschüsse, die über Anträge von Verweigerern entscheiden: Obschon 85 Prozent der Anträge genehmigt würden, seien „höchstens 30 Prozent der Antragsteller als überzeugte Kriegsdienstverweigerer zu betrachten . . . In der Differenz liegt die Wurzel des Übels".

Die Herren in Uniform und Talar waren sich darin einig, daß eine „sinnvolle, moderne, aber straffe Menschenführung in der Truppe" ebenso notwendig sei wie der Kampf gegen den „Mißbrauch der Gewissensfreiheit".

Deshalb schlugen die geistlichen und weltlichen Ausschußmitglieder zusätzlich zu dem zivilen Ersatzdienst, der in Kliniken und Altersheimen abgeleistet wird, einen „waffenlosen Dienst in der Bundeswehr" vor.

Der „waffenlose Dienst" hätte allerdings militärähnlichen Zuschnitt. In Sondereinheiten unter dem Befehl von Bundeswehr-Ausbildern würde vor allem Spaten-Arbeit verrichtet: Ödland kultiviert, Moore trockengelegt und Strände gesichert — ähnlich wie früher der Reichsarbeitsdienst und wie heute die Baueinheiten der DDR-Volksarmee.

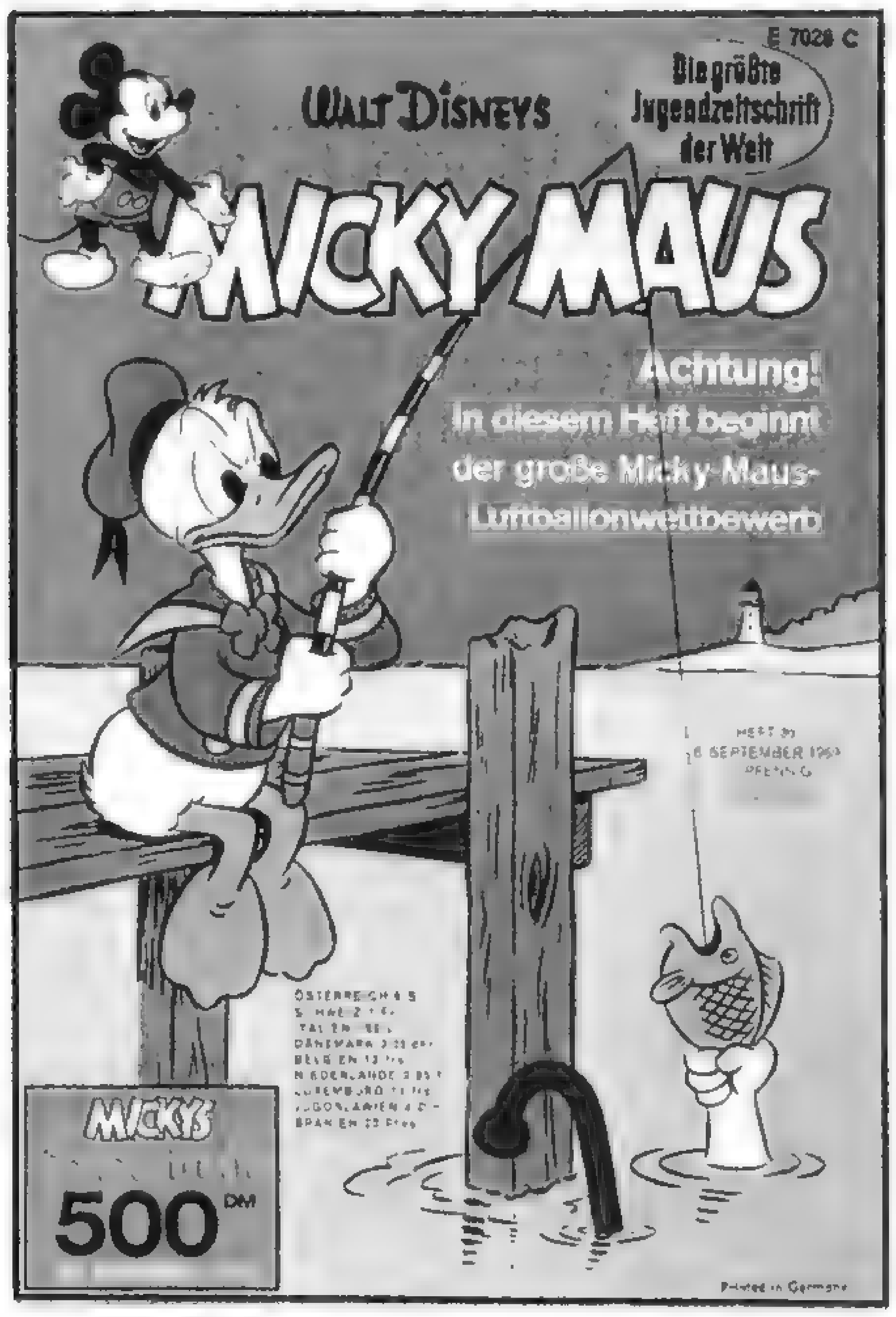
Nur wer seinen Antrag auf Kriegsdienstverweigerung vor der Musterung einreicht, soll die Chance haben, mit dem „zivilen Ersatzdienst" davonzukommen. Wer den Antrag erst nach der Einberufung stellt, soll zum „waffenlosen Dienst" befohlen werden. Damit würden nach Ausschuß-Ansicht „vor allem . . . diejenigen getroffen, die seither den Antrag verspätet stellten, um die Bundeswehr zu verunsichern".

Die Dienstzeiten sollen gestaffelt werden: Der „waffenlose Dienst" würde drei Monate länger als der zweijährige „zivile Ersatzdienst" dauern. Wehrwillige dagegen müssen nur 18 Monate dienen und später ein paar Reservisten-Übungen ableisten.

Als die Militärbischöfe und das Bundesverteidigungsministerium in der vergangenen Woche erfuhren, daß die Ausschuß-Vorschläge nicht geheim geblieben sind, versuchten sie sich zu distanzieren. Militärbischof Kunst ließ auf seine Bedenken verweisen, und das Ministerium erklärte, die „Überlegungen" würden „nicht weiterverfolgt". Und Generaldekan von Mutius nannte den Text gar „eine völlig unverbindliche Sammlung von Argumenten und Lösungsmöglichkeiten der Bundeswehr-Probleme".

Der rheinische Präses Joachim Beckmann, evangelischer Beauftragter für die Betreuung der Kriegsdienstverweigerer, hofft, daß die Vorschläge des Ausschusses („unglaublich") beim Bonner Machtwechsel von den Schreibtischen in die Papierkörbe gefegt werden. Andernfalls will Beckmann den Militärseelsorgern „ein gewisses Halt zurufen".


Das Original-Birkin von Dr. Dralle erhalten Sie auch in europäischen und überseeischen Ländern.
BIRKIN weckt die Kraft in Ihrem Haar. Es wird belebt. Die Kopfhaut atmet frei.
Haar unter dem Elektronenmikroskop:
Krankes Haar ist rauh, knotig und rissig. Voller Schuppen und Parasiten. Vom Ausfall bedroht.
So sieht gesundes Haar aus: Voll, kräftig und stark. Dafür die tägliche Birkin-Pflege. Die Dr. Dralle-Haarforschung beweist, was ein Haarwasser leisten kann.
Birkin
HAARWASSER
...auffallend starkes Haar!
Nur BIRKIN enthält die erprobte Kombination von echtem Birkensaft, reinem Alkohol (Weingeist), Sonnenvitamin D 3 und 26 Ergänzungsstoffen, nach dem Originalrezept von Dr. Dralle.
Dr. Dralle
B 6/69 F



„Micky Maus"-Heft
„Ächz"



„Micky Maus"-Strip: „In letzter Zeit das Soziologen-Chinesisch der neuen Linken"

COMICS

„MICKY MAUS"

Jünger Maos

Mitte Juli urteilte CSU-Wahlkämpfer Franz Josef Strauß über einige Apo-Anhänger, sie gebärdeten sich „wie Tiere". Zehn Wochen später warf der von Franz Josef Strauß herausgegebene „Bayernkurier" einigen Tieren vor, sie gebärdeten sich wie Apo-Anhänger.

Unter der Rubrik „Jugend" beanstandete das CSU-Blatt, manche der anthropomorphen Tiergestalten in Walt Disneys „Micky Maus"-Heftchen sprächen „in letzter Zeit" das „Soziologen-Chinesisch der neuen Linken". Mithin drohe „Gefahr ... für unsere Kinder".

Gefährdet durch linke Sprechblasen sehen Straußens Kinderschützer die Leser der „größten Jugendzeitschrift der Welt", deren Deutschland-Ausgabe wöchentlich in einer Auflage von 450 000 Exemplaren im Stuttgarter Ehapa-Verlag erscheint (Preis: 90 Pfennig).

Besonders „alarmierend" fand das Blatt eine bunte Bilder-Geschichte in der „Micky Maus"-Nummer 36 vom 6. September. Das Heft berichtet über einen neuerlichen Versuch der „Panzerknacker AG", den geizigen Multimilliardär Onkel Dagobert, den „reichsten Mann der Welt", zu berauben: Die Panzerknacker legen sich, nachdem konventionelle Methoden („Hände hoch") wieder einmal versagt haben, einen „Verbandsideologen" zu, der ihnen rät: „Ihr müßt euch in den Besitz der Produktionsmittel setzen."

Doch trotz ideologischen Überbaus scheitern die Panzerknacker, und wie stets in den „Micky Maus"-Heften siegt das sogenannte Gute: Der „alte Kapitalist" Dagobert, ein telleräugiger Enterich, behält seine Milliarden.

Dennoch sah der „Bayernkurier" die „Micky Maus auf Abwegen": „Bedenklich" stimme schon „das Wort ‚Ideologe', noch dazu, wenn es auf einer einzigen Seite dreimal auftaucht". Mit solchen Begriffen werde den Kindern eine „Phraseologie eingeimpft", die „sich — wenn sie nicht sinnvoll später interpretiert wird — rasch mit Schlag-Inhalten füttern läßt".

Der CSU-Angriff zielt auf die „Micky Maus"-Chefredakteurin Dr. Erika Fuchs, 61 — eine Dame, die, ausgestattet mit einem Studium der Kunstgeschichte und der Philosophie, seit 15 Jahren „Micky Maus"-Texte „ziemlich frei" aus dem Amerikanischen ins Deutsche überträgt und der die CSU-Attacke „lächerlich" erscheint: „Der reiche Dagobert Duck ist so irrsinnig geizig — daß er veralbert wird, dagegen dürfte doch keiner etwas haben."

Im übrigen, so die Chefredakteurin, habe der linke Panzerknacker-„Chefideologe" in Heft 36 ja versagt. Erika Fuchs: „Wer so etwas für linksgerichtet hält, hat nicht nur eine Parteibrille, sondern ein Parteibrett vor dem Kopf."

Bislang hatte sich die „Micky Maus"-Chefin eher mit Angriffen anderer Art auseinanderzusetzen: Das pädagogische Periodikum „Jugendschriften-Warte" etwa verdammte die Bilderbogen als „Bilderdrogen" und sagte voraus, daß Konsumenten solcher „Baby-Hieroglyphen" auf immer im „Lall-Alter" bleiben. Und Eugen Gerstenmaiers „Christ und Welt" fragte vor Jahren: „Kann man die zwar harmlosen, aber unendlich hingedehnten und aufgeschwollenen ‚Micky Maus'-Stories überhaupt ansehen, ohne zu erschrecken über die Banalität ...?"

Immerhin findet der „Bayernkurier", daß die Sprache der „Micky Maus"-Hefte „zwar einfach, aber nicht primitiv" sei. Der Verwendung von Wortfetzen wie „ächz", „stöhn", „schnurch" und „grübel-grübel" (Erika Fuchs: „Meine Erfindung") mißt die „Micky Maus"-Macherin gar pädagogische Bedeutung bei: „Die Kinder lernen so Wortstämme kennen und werden mit Wort-Lautspielereien vertraut." Zudem ist die Comic-Stripteuse bemüht, „in Deutschland wieder das Perfekt und den richtigen Gebrauch des Konjunktivs einzuführen".

Von den rechtsradikalen Konkurrenz-Comics aus dem Münchner Kauka-Verlag (SPIEGEL 38/1969), in denen Held „Sigi aus Bonnhalla" einen jiddisch sprechenden Herrn namens „Schieberius" bekämpft, unterscheiden sich die „Micky Maus"-Hefte gründlich.

„Wenn sie überhaupt eine politische Absicht verfolgen", präzisiert Chefre-



„Micky Maus"-Figuren Dagobert (Kapitalist), Donald (Sozialdemokrat), Tick, Trick, Track (Jung-Sozialisten): „Schnurch"

Das Aroma-Diplom



Jede Flasche, der dieses Etikett verliehen wird, hat es in sich: das schmeichelnde Aroma dieses bekömmlichen Klaren, der so mild und lieblich ist. Weil er aus Wein ist. (Und was ist schon edler als Wein?)

Für diesen Klaren brauchen Sie mehr als nur eine trockene Kehle: das richtige Zungenspitzengefühl.

ZINN 40
zum Kippen zu schade

dakteurin Fuchs, „dann eine demokratische und tolerante." Beispiel: In der Strip-Story „Der goldene Helm" verfolgt Donald Duck einen machtgierigen Wikinger-Nachfahren, der, unterstützt von einem Winkeladvokaten, „ganz legal" Kaiser von Amerika werden will. Dem Führer-Anwärter legte Chefredakteurin Fuchs „absichtlich einige Redensarten des Dritten Reiches" wie „Ich glaube an meine Sendung" in den Mund — „in der Hoffnung, daß niemand auf solche Phrasen hereinfällt, der als Kind darüber gelacht hat".

Das „natürliche Gefühl für Recht und Unrecht, wahr und falsch, gut und schlecht" will Texterin Fuchs durch Anwendung einer erziehungswissenschaftlichen Einsicht aktivieren: Solche „Micky Maus"-Figuren, mit denen sich die kindlichen Leser identifizieren (wie die Entchen Tick, Trick und Track und der Kleine Wolf), werden mit positiven Eigenschaften ausgestattet, „erwachsene" Figuren (wie Donald Duck und der Große Böse Wolf) dagegen mit negativen.

Dieser antiautoritäre Zug (Erika Fuchs: „Erziehung ohne erhobenen Zeigefinger") hat die „Micky Maus" freilich auch beim antiautoritären Teil der Apo beliebt gemacht: Es gibt in Deutschland kaum ein Untergrund-Lokal, in dem nicht auch „Micky Maus" gelesen wird, kaum eine Kommune, in der die „Micky Maus" nicht ständig ausliegt.

Für den Ur-Kommunarden Rainer Langhans, 29, nehmen die „Micky Maus"-Strips „immer mehr den Charakter eigentlicher Bücher" an. Und seine Mit-Kommunardin Uschi Obermaier, 23, ein Ex-Mannequin, erläutert: „Bücher lesen ist schwierig. ‚Micky Maus' ist einfacher. Das strengt nicht so an."

In diesem Punkt sind sich die linken Kommunarden mit Intellektuellen einig — etwa mit dem Frankfurter Philosophie-Professor Max Horkheimer, 74, der „vor dem Einschlafen" zu Comics zu greifen pflegt, weil er sie „ganz naiv gern" hat. Der Freiburger Germanistik-Ordinarius Dr. Hugo Steger, 40, der solches Verhalten untersucht, kam zu dem Schluß: „Wer tagsüber seinen Verstand strapazieren muß, sucht in den wenigen Augenblicken seiner Freizeit instinktiv nach geistiger Entspannung. Mit den banalen Comic strips wäscht er sozusagen das Gehirn rein."

Doch so beliebt solche Gehirnwäsche bei der neuen Linken von Campus und Kommune ist, so sehr wird sie von der alten Linken verabscheut. In der DDR gilt, was 1961 der Vorsitzende der Kreispionierorganisation Wismar, Hans Borowski, über die „Micky Maus" sagte: „Ein guter Pionier und Schüler liest sie nicht. Die ‚Micky Maus' ist eine Kinderzeitschrift eines uns feindlichen Staates, der alles tut, damit ein neuer Krieg vom Zaun gebrochen wird."

In Hannover trugen die ideologischen Meinungsverschiedenheiten zwischen der alten und der neuen Linken über den Stellenwert der „Micky Maus" unlängst dazu bei, daß die dortige Apo-Zentrale, der „Club Voltaire", geschlossen werden mußte: Zum Ärger der Apo-„Traditionalisten" hatten die Apo-„Antiautoritären" von den Lese-Tischen des Klubs „alle Informationsmittel vom ‚Neuen Deutschland' bis zur ‚Frankfurter Rundschau' zugunsten kulturrevolutionärer Schriften wie ‚Micky Maus'" entfernt (Klub-Mitgründer Dietrich Kittner).

Wie wichtig die „Micky Maus" für Teile der Apo ist, zeigt auch eine von Berliner Raubdruckern hergestellte Neuauflage des 1925 erschienenen Buches „Der triebhafte Charakter" von Wilhelm Reich, dem linken Sexpol-Ideologen: Auf der gelben Titelseite des neuaufgelegten Werkes sind Dagobert Duck und ein Panzerknacker abgebildet. Auch in dem von Apo-Leuten gestalteten Buch „Subkultur Berlin", das unlängst im Darmstädter März-Verlag erschienen ist, tauchen Disney-Gestalten auf. Die Herausgeber drucken in dem Kompendium, einer „Selbstdarstellung" der „subversiven Gruppen", über acht Seiten hinweg eine „Micky Maus"-Geschichte ab, in der ein gutmütiger Donald-Duck-Freund, der „Dipl.-Erfinder Daniel Düsentrieb", den „üblen Erfinder Hugo Habicht" bekämpft.



Chefredakteurin **Erika Fuchs**
„Grübel, grübel"

Denn das Duell zwischen den Wissenschaftlern Habicht und Düsentrieb fügt sich in die „Technologie-Diskussion", die neuerdings in der studentischen Linken über die „Verwertung wissenschaftlicher Arbeiten" geführt wird: In einer düsengetriebenen Badewanne geraten Donald Duck und Daniel Düsentrieb auf eine Südsee-Insel, deren Einwohner Hunger leiden; denn Erfinder Hugo Habicht knackt dort mittels eines künstlichen Polypen alle Austern, das Hauptnahrungsmittel der Insulaner, um sich die Perlen anzueignen. Donald und Düsentrieb verjagen den Kapitalisten Habicht und vergesellschaften den Polyp-Roboter. Die Eingeborenen über dessen neuen Verwendungszweck: „Wir pflücken damit Kokosnüsse, wir schaukeln damit unsere Kinder, wir roden damit den Urwald."

„So herrlich antikapitalistisch" (Kommunardin Uschi Obermaier) erscheinen vielen Linken auch die Geschichten um den reichen Geizhals Dagobert — beispielsweise diese: Dagobert Duck lädt den zweitreichsten Mann der Welt zu einem Vergleichskampf ein. Beide errichten immer höhere Denkmäler, sich selber darstellend. Doch der Reichste, Dagobert, wird immer reicher, der Zweitreichste immer ärmer: Denn die Baufirmen und der Grund und Boden, auf dem die Denkmäler erbaut werden, gehören Dagobert.

„In dieser Geschichte werden der Konzentrationsprozeß in der Wirtschaft und die Verelendungstheorie dargestellt", lautet der Kommentar linker Gymnasiasten, den letzten Monat das bundesweit verbreitete Schülermitverwaltungs-Blatt „Wir machen mit" abdruckte. In allen Gestalten der „Micky Maus"-Familie entdeckten die linken Schüler marxistische Symbolfiguren:

▷ Dagobert Duck: „Prototyp des Monopolkapitalisten. Er badet in Geld und lebt von der Produktivität der Werktätigen; er schöpft den Rahm ab. Im Konkurrenzkampf übertrifft er andere Spekulanten und Monopolkapitalisten (nach Marx: ‚Konzentration des Kapitals')."

▷ Donald Duck: „Als Gelegenheitsarbeiter zum Proletariat gehörig ... Er ist ein Opfer der ökonomischen Verhältnisse im Kapitalismus und hat deshalb noch nicht die Bewußtseinsstufe erreicht, auf der er seine Klasseninteressen erkennen kann. Strebt dauernd, es seinem Onkel (Dagobert) gleichzutun. Er stellt die revisionistische Sozialdemokratie dar, da er sich dauernd mit dem Kapitalismus arrangiert."

▷ Tick, Trick und Track: „Sie stehen für die sozialistische Jugend schlechthin ... Ihrem revisionistischen Onkel (Donald) gehorchen sie nur in den äußersten Fällen. Ihren kapitalistischen Onkel Dagobert bekämpfen sie sogar offen. Da ihr kritisches Bewußtsein auch gegen Verwandte sehr früh geweckt ist, können aus ihnen einmal rechte Kommunisten werden."

Hoffnung sehen die linken „Micky Maus"-Analytiker, wo der rechte „Bayernkurier" Gefahr gewittert hatte: Die Panzerknacker sind ihrer Ansicht nach „die einzigen, die mit der Enteignung der Ausbeuter Ernst machen ... Sie sind erklärte Jünger Maos".

Der VW Variant war solc
auch den VW 411 E

Beide VW Variant wurden für eine ganz bestimmte Käuferschicht gebaut. Für Familien, die den Komfort einer Limousine haben wollen. Und dazu eine Menge Platz. Aber der neue VW Variant 411 E bietet natürlich mehr davon als der 1600er Variant. (Er kostet ja schließlich auch mehr.)

Der neue Variant bietet Ihnen mehr Limousinenluxus.

Mehr Raum für die Passagiere.

Mehr Raum für Ihr Gepäck. Hinten hat er Platz für 600 Liter Gepäck (mit umgeklappter Rücksitzlehne 1280 Liter) und vorn nochmals Platz für zusätzliche 332 Liter.

Und mehr Leistung: Durch einen 80-PS-Motor mit electronischer Benzin-



h ein Erfolg, daß es jetzt als Variant gibt.

einspritzung sind Sie noch schneller schnell. Und haben außerdem eine noch höhere Dauergeschwindigkeit.

Aber da er ein Volkswagen ist, bietet er Ihnen so wirtschaftliche Dinge wie Kotflügel, die im Nu ab- und angeschraubt werden können, falls sie mal eine Beule haben. Und die berühmte Robustheit und Zuverlässigkeit des luftgekühlten VW-Heckmotors.

Und den Service durch ein weltweites Netz autorisierter Händler und Werkstätten.

Der VW Variant 1600 ist immer noch ein guter Wagen.

Aber ist es nicht schön, daß Sie jetzt zwischen zwei Variant-Varianten wählen können?



en VW Variant gibt es ab 6.885,– Mark, den VW Variant 411 E ab 8.355,– Mark. (Preise a.W., inkl. Umsatzsteuer.) Die Volkswagen-Finanzierungsgesellschaft macht den Kauf leicht.

MÄRKTE

HERRENKOSMETIK

Wildes Wagen

Wenn Sie ein bißchen Glück haben, können Sie jetzt einen neuen Mann gewinnen", verheißen die Werber der Herrenkosmetik-Marke „Hattric" westdeutschen Frauen: „Einen für 25 000 Mark aus purem Gold."

Die ungewöhnliche Offerte der Wiesbadener Firma Olivin gehört zu den Reklametricks, mit denen deutsche Männer zu eifrigem Gebrauch duftender Cremes und Wässerchen verführt werden sollen.

Mit über 20 Werbemillionen jährlich versuchen die geheimen Verführer der Branche, 17- bis 70jährigen Verbrauchern zu suggerieren, reichlicher Konsum von Haar- und Hautkosmetika könne sie zu begehrten Frauenhelden machen. So dekorierte die Kölnisch-Wasser-Fabrik „Farina" die markanten Anzeigenhelden ihres Herrensortiments „Russisch Leder" stets mit einer appetitlichen Blondine. Und die Berliner Firma Lohse läßt in „Mister L"-Inseraten einen gelangweilten Beau mit leichtgeschürzten Damen posieren.

Am weitesten treibt es zur Zeit die Firma Mennen. Unter der Überschrift „Die Wilden kommen" zeigt sie in Buntanzeigen ein Pärchen in knappen Dessous vor knisterndem Kaminfeuer. Bildkommentar: „Neue Duftlust für Männer, die Wildes wagen ..."

Die sex-knisternden Parolen hatten bei westdeutschen Herren freilich wenig Erfolg. Im Gegensatz zu amerikanischen Männern blieben die Deutschen rechte Kosmetik-Muffel. Viel mehr als gelegentlich etwas Rasierwasser gestattet sich der westdeutsche Durchschnittsmann auch heute noch nicht. Mutmaßte der Werbepsychologe Dr. Ernest Dichter: „Wahrscheinlich haben sie Angst davor, als homosexuell, also feminin, zu gelten."



Mister-L-Inserat
Angriff auf Duftmuffel

Daß die Branche mit 95 Herrenkosmetik-Marken (50 Prozent werden importiert) in der Bundesrepublik dennoch jährlich rund eine Viertel Milliarde Mark umsetzt, verdankt sie in erster Linie der deutschen Frau: Rund drei Viertel aller kosmetischen Herrenartikel werden von Frauen gekauft. Besonders zur Weihnachtszeit verwöhnen sie Deutschlands Herren gern mit parfümierten Kosmetik-Angebinden. Allein 70 Prozent aller maskulinen Duftpräparate werden im November und Dezember abgesetzt.

Den guten Duft ihrer Partner lassen sich Hausfrauen und Bräute etwas



Mennen-Anzeige
Verkauf an Frauen

kosten. Für 120 Kubikzentimeter After- und Pre-Shave-Lotion zahlen sie zwischen fünf bis acht Mark. Weniger wohlfeil sind die französischen Produkte der Firma Lauder. Das 120-Kubikzentimeter-Fläschchen Rasierwasser der Marke „Aramis" zum Beispiel kostet 20 Mark, die gleiche Menge Kölnisch Wasser gar 35 Mark.

Freilich teilen Westdeutschlands Damen ihren Männern Duftprodukte nicht verschwenderisch zu. Marktforscher fanden kürzlich heraus, die typisch deutsche Frau möchte ihren Gatten zwar attraktiver machen, aber auch alles vermeiden, was ihn bei anderen Frauen zu sexy wirken läßt.

Als Branchenbeobachter 1966 entdeckten, daß 80 Prozent aller Frauen gepflegtere Männer verlangten, kamen Hattric-Manager auf die Idee, ihre Marke überwiegend weiblichen Käufern anzudienen. Werbestrategen der Düsseldorfer Agentur Troost schneiderten deshalb eine Konzeption, in deren Mittelpunkt der Slogan stand: „Männer mögen Hattric, schenken Sie's ihm, bevor es eine andere tut."

Prompt begann die bis dahin wenig bekannte Duftware zu florieren. Ende 1968 hatte Hattric einen Bekanntheitsgrad von 62 Prozent erreicht und konnte sich unter den Herrenkosmetika den dritten Platz erobern. Troost-Kontakter Christian Lipke: „Diese Masche hat hingehauen."





Es gibt schöne, teure, preisgünstige und repräsentative Büromöbel-Programme – Und eines, das denken hilft:

planmöbel design 90

mit der Auszeichnung «Gute Industrieform Hannover 1969»

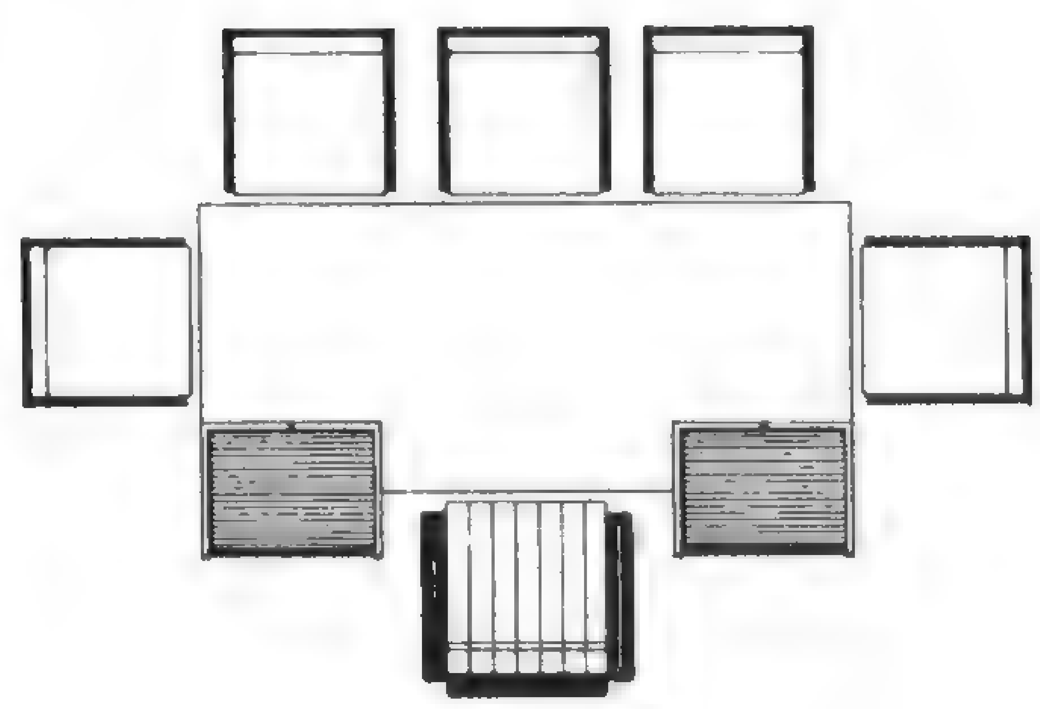
«Design 90». hilft beim Denken, weil es in Form und Funktion dem modernen Denk- und Organisationsstil entspricht. Und vorbildliche Organisation mit optimalem Arbeits- und Bewegungskomfort verbindet. Denn: «Design 90» ist kein Zufall. Sondern das Ergebnis eines bestimmten Konzeptes. Des Konzeptes, das unser Designer, die technischen Gestalter, Ergonomen, Farbpsychologen und Büro-Organisatoren auf Grund eingehender Untersuchungen für einen modernen Arbeitsplatz entwickelten. So entstanden Büromöbel, die funktionell richtig und darum auch formal schön sind.

Fotos: studio 63









Das ist «Design 90». Ein Arbeitsplatz, an dem sich jede Arbeit jederzeit souverän überblicken läßt. Bei dem Organisations- und Arbeitsmittel bequem aus dem Arbeitssitz greifbar sind. Denn auf oder neben dem Schreibtisch montierbare Rolladenschränke bieten übersichtlich und im Ganzen überschaubar dar, was bis jetzt in Schubladen versteckt selten zur rechten Zeit ins Auge fiel und nur nacheinander erreicht werden konnte. Ähnlich ist es beim Schreibmaschinentisch. Statt mit Stolperkästen-Schubladen ist er mit Trögen ausgerüstet, die von oben zugänglich und verschließbar sind. Beim Schreibtisch ersparen bequem in halber Höhe angebrachte Unterschränke das Bücken nach unteren und untersten Schubladen und tragen bei zur totalen Beinfreiheit. Denn die «Design 90»-Schreibtische stehen lediglich auf zwei Beinen. Darum können Sie z.B. um den Manager-Tisch fünf Besucherstühle stellen und aus dem Schreibtisch wird ein Konferenztisch.

Ecken und Kanten sind überall abgerundet, was Ellbogen und Knie wohltuend schützt. Die Arbeitsflächen haben einen Kunststoffbelag, der unempfindlich ist gegen Schmutz und Beschädigungen. Er ist leicht zu reinigen und im Gegensatz zu jedem andern Belag ausbesserungsfähig. Dazu matt und blendfrei. Und angenehm handwarm.
Möglichkeiten, «Design 90» näher anzuschauen? Planmöbel teilt Ihnen gerne mit wo!

Design 90 –
ausgezeichnet, weil ausgezeichnet

planmöbel

Planmöbel Eggersmann KG, 4992 Espelkamp
Ruf: 05772 – 373 + 225, FS: 09-7415
Unsere Auslandvertretungen:
Holland:
Verhoeven's Handelmij, Weerdingerstraat 18, Emmen
Belgien:
Planmöbel, 146, chaussée de Charleroi, Bruxelles 6
Strassburg:
Lucien Douadic et fils, 16, avenue de la Marseillaise
Spanien:
Muebles Tasio, s.a., Martinez de Tena, 5, Castellón



RO 80: DER GROSSE LEISE AUS DEM WINDKANAL

Umfrage unter NSU-Besitzern

Der SPIEGEL veröffentlicht die Ergebnisse einer Untersuchungsreihe, in der jeweils 3000 Automobilbesitzer über Vorzüge und Mängel der von ihnen gefahrenen deutschen und ausländischen Modelle befragt werden. Die zweiunddreißigste Umfrage gilt dem NSU Ro 80. Die befragten Ro 80-Besitzer fuhren in knapp acht Monaten durchschnittlich 18 008 Kilometer.

Ein Schreinermeister, augenscheinlich in die funktionelle Form der ersten Limousine mit Wankel-Kreiskolbenmotor verliebt, kaufte den Ro 80, „weil er schon im Stillstand den Wind schneidet".

„Nach 15 Jahren Daimler-Benz-Liebhaberei" empfand ein Baumaschinenhändler den Ro 80 als „das Fahrzeug, welches ich mir schon lange erträumte: bescheiden-auffällig, sportlich, schnell, bequem und leise".

Ein Arzt verwarf den Erwerb eines BMW 2000 oder eines Mercedes-Benz 230 zugunsten eines Ro 80, „da mir dieser die meiste Fahrsicherheit zu bieten schien". Ein Nutzfahrzeug-Verkäufer erläuterte sein Erwerbsmotiv so: „Kein Jedermann-Auto; sehr viel Technik, ansehnlich verpackt, gerade noch erschwinglich."

„Im Ro 80 fand ich den Super-Citroën — ohne die bewußten Citroën-Mängel wie ewiges Klappern und müde Automatik", schrieb ein Produzent. Und ein Architekt führte als Kaufgrund an, der Wagen liege „bisher noch außerhalb des lächerlichen Prestige-Kampfes zwischen den jeweils neuesten Typen der gleichen Marke".

„Ein fortschrittlich gesonnener Mensch", so erläuterte ein Journalist unter den befragten Ro 80-Käufern seinen Kaufentscheid, „sollte dem fortschrittlichsten Wagen den Vorzug geben."

Obenan unter allen *Kaufgründen* steht, wie bei diesem Fahrzeug kaum anders zu erwarten, das Interesse an technischen Neuentwicklungen im Automobilbau: 55 Prozent der Befragten gaben den „Wankelmotor, das fortschrittlichste Triebwerk der Gegenwart", die „zukunftweisende Konstruktion", das „Neuartige des Antriebs" oder einfach „Neugier" als Erwerbsmotiv an.

Deutsche Autokäufer orientieren sich offenbar längst nicht mehr so traditionsgebunden, wie ihnen nachgesagt wird. Etliche Ro 80-Fahrer heben ausdrücklich hervor, sie wollten durch den Kauf auch „honorieren, daß sich die Leute von NSU etwas einfallen ließen" und im Personenwagenbau den Durchbruch zum Kreiskolbenmotor wagten. Ihnen hat überdies, wie ein Direktor schrieb, „der Mut eines Nicht-Giganten imponiert".

Doch auch die Form des Wagens erweckte starke Besitzwünsche (43,7%). Die Käufer nannten das nicht unbedingt schöne, aber interessant geschnittene Kleid des Ro 80 „ehrlich", „funktionell" und „gekonnt". 39,0% wurden von der „hervorragenden Straßenlage" und dem „einzigartigen, vorbildlichen Fahrverhalten des Wagens unter allen Straßen- und Witterungsbedingungen" in ihrem Kaufentscheid beeinflußt*.

35,2% erwarben den Ro 80 wegen seiner modernen Gesamtkonzeption und fortschrittlichen Technik. Die innere und äußere Sicherheit, aber auch das Sicherheitsgefühl im Ro 80 waren für 25,8% bestimmend. Ein Kaufmann berichtete, er habe nach seiner Überzeugung bei einem Unfall im Ro 80 der „auf größtmögliche Sicherheit ausgelegten Konstruktion" sein Leben verdanken können: „Aus diesem Grunde habe ich mir sofort einen zweiten gekauft."

Die reichhaltige Serienausstattung zu einem Festpreis bewog weitere 25,2% zum Kauf. Für 17,3% bildeten der hohe Fahr- und Raumkomfort einen kaufentscheidenden Anreiz. Weitere Kaufgründe: die Laufruhe des Wankelmotors (15,7%); der Charakter des Ro 80 als „individuelles Auto" (15,1%); lobende Testberichte in der Tages- und Fachpresse (13,8%); hohe Spitzen- und Dauergeschwindigkeit (13,5%); der Frontantrieb (12,6%); günstiger Preis im Vergleich zur Konkurrenz und zur üppigen, serienmäßigen Ausstattung (10,2%).

Als *Benzinverbrauch* des Ro 80 nannte das Werk 11,2 Liter Normalbenzin auf 100 Kilometer. Diesem Normverbrauch kamen in der Fahr-

* Die angegebenen Prozentzahlen ergeben eine größere Summe als 100, weil oft mehrere Kaufgründe angeführt werden. Das gilt auch für andere Punkte der Befragung.



Ein Teppichboden, der Schritte dämpft — nicht nur beim heimlichen Stibitzen. Dem kein Spiel zu wild ist, denn seine Gutmütigkeit und Stärke vertragen einfach alles! Fußtritte von Kindern, Freunden, Verwandten und Vierbeinern. Die übersteht er glänzend. Denn ein Teppichboden mit der Qualitätsmarke ENKALON ist besonders strapazierfähig. Besonders haltbar. Und einmalig pflegeleicht. Und über Ihre verrückte Party neulich — da lacht er nur — in über hundert Farben.
ENKALON®
...hat auch ein Herz für Kinderstreiche
Enkalon
CONTROLLED QUALITY
Achten Sie darauf: Nicht alles Nylon ist ENKALON. ENKALON ist eine Qualitätsmarke der AKU. Und diese Marke finden Sie auf dem Teppichetikett immer in Verbindung mit dem Namen eines Teppichbodenherstellers. Das heißt: doppelte Sicherheit.
Das neue ENKALON-Wohnbrevier gibt Ihnen 100 Tips für schöneres Wohnen. Bitte diesen Coupon auf eine Postkarte kleben, freimachen und an die Informationsstelle ENKALON, 6 Frankfurt/Main 1, Postfach 1, einsenden.
Sie erhalten dann (kostenlos) unser Wohnbrevier.
Name:
Ort:
Straße:
Tel.:
Wie lange soll Ihr Teppichboden halten? ....Jahre
Gratis!
100 Tips für schöneres Wohnen
DS14

praxis nur wenige Ro 80-Besitzer nahe. Als Durchschnittsverbrauch ergaben sich vielmehr 15,43 Liter. Solche Unterschiede sind zwar besonders bei großen und schnellen Automobilen nicht ungewöhnlich, denn wer hält sich schon stets an das für Normverbrauch erforderliche mäßige Tempo? Offenbar reagiert aber der Ro 80 mit seinem halbautomatischen Getriebe auf schärfere Fahrweise der Besitzer durstiger als ein Wagen mit herkömmlichem Motor und Schaltgetriebe.

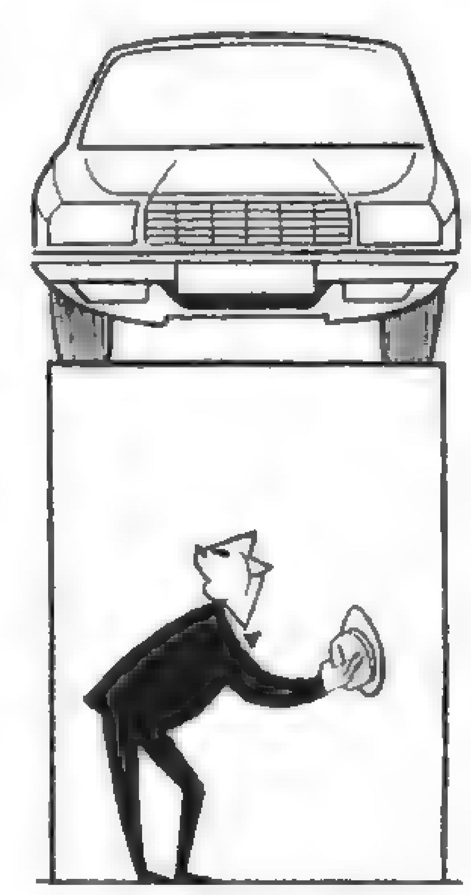
Immerhin geriet der große Wankel-NSU unter Automobilisten in den Ruf, er sei ein Benzinsäufer. Wohl notierten manche Fahrer einen Verbrauch von 19 Liter und mehr. Doch fanden sich demgegenüber weit mehr Wankel-Besitzer, die mit weniger als 13,9 Liter auskamen. Es verbrauchten:

13,9 Liter und weniger	15,6 %
14,0 bis 14,9 Liter	19,8 %
15,0 bis 15,9 Liter	30,5 %
16,0 bis 16,9 Liter	21,4 %
17,0 bis 17,9 Liter	6,7 %
18,0 Liter und mehr	6,0 %

Im Vergleich zum Kraftstoffverbrauch anderer leistungsstarker Wagen dieser Umfragereihe nimmt sich der Ro 80-Konsum von 15,43 Liter Normalbenzin noch recht annehmbar aus — denn alle anderen genannten Wagen benötigen Superkraftstoff:

Mercedes-Benz 220 Sb (110 PS)	12,52 Liter
Opel Kapitän/Admiral (100 PS)	12,78 Liter
Opel Commodore (115 PS)	13,13 Liter
Opel Commod. (115 PS, Autom.)	13,50 Liter
Opel Kap./Adm. (100 PS, Autom.)	13,69 Liter
Mercedes-Benz 230 SL (150 PS)	13,97 Liter
Merc.-Benz 230 SL (150 PS, Aut.)	14,24 Liter
Merc.-Benz 250 S (130 PS, Aut.)	15,35 Liter
Merc.-Benz 250 SE (150 PS, Aut.)	15,40 Liter
NSU Ro 80 (115 PS, Halbautom.)	15,43 Liter
Mercedes-Benz 250 SE (150 PS)	15,43 Liter
Opel Diplomat (190 PS, Autom.)	16,84 Liter

Ein Direktor berichtet: „Mit dem ersten Motor verbrauchte ich 13,54 Liter, mit dem zweiten Motor 13,71 Liter." Ein Baumaschinenkaufmann (Verbrauch: 13,5 Liter) rät allen Vielverbrauchern an, sein wirtschaftliches Fahrrezept zu übernehmen: „Ich schalte trotz Drehmomentwandler sehr viel, was die meisten Ro 80-Fahrer versäumen und daher einen unnötig hohen Benzinverbrauch haben. Man sollte immer mit dem ersten Gang anfahren und den Motor möglichst im mittleren Drehzahlbereich halten — bei 4500 Touren." Ein Kameramann: „Nicht billig, weil man nicht ‚langsam' fahren mag — dafür das erste Auto meines Lebens, das mich nicht nervös macht."



Hochachtung und Bewunderung

In der Beurteilung der *Straßenlage* des Ro 80 stellen die befragten NSU-Besitzer einen neuen Rekord dieser Befragungsreihe auf:

ausgezeichnet	97,7 %
gut	2,1 %
zufriedenstellend	0,0 %
ausreichend	0,2 %
unbefriedigend	0,0 %

Niemand klagt über Empfindlichkeit des Wagens gegen Schienen oder Seitenwind, über eine schwammige Lenkung oder Neigung zum Übersteuern.

„Tückenfreies Verhalten bei höchster Beanspruchung", lobte einer der Befragten. „Man kann mit diesem Wagen wirklich alles machen, er bringt seinen Fahrer nicht in Verlegenheit", schrieb ein anderer und fügte hinzu: „Habe sechs Porsche gefahren und bin in dieser Beziehung verwöhnt." Ein ehemaliger Citroën-Fahrer: „Der Ro 80 ist nach meiner Meinung die letzte Steigerung auf diesem Gebiet."

Neben geringem Reifenverbrauch heben die Befragten einhellig hervor, der Ro 80 sei auch im Winterbetrieb

WAGEN UND WERK

Vor zwei Jahren begann bei den NSU Motorenwerken in Neckarsulm die Produktion eines außen wie innen außergewöhnlichen Automobils. Seine Stromform-Karosse stammte nicht aus dem Styling-Studio, sondern war von Technikern im Windkanal ermittelt worden. Angetrieben wurde er von einem Wankelmotor mit rotierenden Kolben.

Es war der NSU Ro 80, erste Limousine der Welt mit dem neuartigen Rotationskolbenmotor, dessen Betriebsgeräusche an das Summen einer Turbine erinnerten. Deutschlands mutigste Automobilfirma hatte ihr Meisterstück auf die Räder gehoben. „Es wird für die Konkurrenz schwer sein", schrieb „Auto, Motor und Sport" nach einem ausgedehnten Test des Ro 80, „einem so modernen, zukunftssicheren Auto etwas Gleichwertiges entgegenzusetzen."

Das gelobte Auto der Zukunft entstammte einer Firma, die ihre Zukunft jahrzehntelang in der Fabrikation von Motorrädern erblickt hatte. Um die Jahrhundertwende bereits bauten die schwäbischen Fabrikanten, deren Unternehmen auf eine Gründung von 1873 zurückging, die ersten „Fahrräder mit Motor". Das Markenzeichen NSU, entlehnt vom Ortsnamen Neckarsulm, wurde weltbekannt durch zahllose Rennsiege und durch riesige Bauserien preisgünstiger Motorräder. 1955 baute NSU mehr motorisierte Zweiradfahrzeuge (342 582) als jede andere Fahrzeugfabrik der Welt. 1956 stellte die Firma in den USA Dutzende von Geschwindigkeit-Weltrekorden auf.

Die Zweirad-Flaute, die sich damals in der autolüsternen Bundesrepublik einstellte, trieb die NSU Motorenwerke zum zweitenmal ins Vierrad-Geschäft, das die Firma schon von 1906 bis 1929 betrieben hatte. NSU präsentierte 1957 den 600-ccm-Kleinwagen „Prinz". Mit der Entwicklung weiterer Modelle bis herauf zur 1,2-Liter-Klasse gelang es der Firma, sich als Automobilfabrik fest zu etablieren. Schon vorher hatte sich NSU auf ein Unterfangen eingelassen, das anderen Firmen zu riskant schien: NSU-Techniker entwickelten die Erfindung des Ingenieurs Felix Wankel, den Rotationskolbenmotor. Das heranreifende neue Triebwerk schien eine Revolution des Automobilbaus anzukündigen, schürte an den Börsen das Spekulationsfieber und führte der kleinen Firma mit den pfiffigen Technikern schließlich angesehene Lizenznehmer zu, darunter Daimler-Benz, Porsche, Rolls-Royce und die US-Flugmotorenfirma Curtiss-Wright. Als erstes Wankel-Auto der Welt brachte NSU 1963 in kleiner Serie einen sportlichen Spider auf den Markt.

Mit dem herrschaftlich und zugleich sportlich wirkenden Ro 80 erschlossen sich die Neckarsulmer einen völlig neuen Kundenkreis: 88,8 Prozent der Ro 80-Käufer, so ergab die SPIEGEL-Umfrage, erwarben mit der 14 000-Mark-Limousine erstmals ein NSU-Modell. Bis Ende letzter Woche wurden 14 731 Ro 80 produziert.

Gleichwohl blieb NSU „ein Unternehmen, das Reichtum nur vom Hörensagen kennt", wie die Händler-Zeitschrift „Autohaus" formulierte. Den Neckarsulmern war klar, daß sie ohne Anlehnung an einen finanzstarken Partner auf die Dauer nicht würden erfolgreich operieren können. NSU-Chef Gerd Stieler von Heydekampf: „Wir haben das Gesetz der großen Zahl gegen uns." Die NSU-Aktionäre nahmen daher im April dieses Jahres ein Übernahme-Angebot des VW-Werks an. NSU wurde mit der VW-Tochter Auto Union zu einer neuen Tochterfirma unter dem Namen „Audi NSU Auto Union AG" (Sitz: Neckarsulm) vereinigt. Im vergangenen Jahr baute NSU 127 635 Autos (Umsatz: 566 Millionen Mark). 11 310 NSU-Werker produzieren gegenwärtig 600 Wagen pro Tag, davon 50 NSU Ro 80.

*

Technische Daten des NSU Ro 80: wassergekühlter Zweischeiben-Kreiskolbenmotor; Kammervolumen: 2 mal 497,5 ccm; Leistung: 115 PS bei 5500 U/min; Wähl-Automatik mit drei vollsynchronisierten Gängen und Parksperre, elektrisch-pneumatisch betätigte Einscheiben-Trockenkupplung mit vorgeschaltetem, hydraulischem Drehmomentwandler; Vorderradantrieb; Länge: 4,78 Meter; Breite: 1,76 Meter; Höhe: 1,41 Meter; Leergewicht: 1280 Kilogramm; zulässiges Gesamtgewicht: 1730 Kilogramm; Höchstgeschwindigkeit: 180 km/h; Beschleunigung von null auf 100 km/h: 12,8 Sekunden; Kraftstoffverbrauch: 15,43 Liter Normalbenzin auf 100 Kilometer. Preis: viertürige Limousine: 14 319 Mark; Schiebedach: 555 Mark; Kraftfahrzeugsteuer: 203,80 Mark (nach Gewicht berechnet), Haftpflichtversicherung: 739,80 Mark pro Jahr.



So einfach ist es Stereo zu hören...

...mit dem Philips Stereo-Cassetten-Recorder 2400

Hier ist der neue Philips Stereo-Cassetten-Recorder für zu Hause. Modernes Design, kompakt gebaut, extrem flach und – volltransistorisiert. Ein Blickfang in jeder modernen Wohnung.

Seine Bedienung ist problemlos: Cassette einlegen, Taste drücken, ab ... Musik. In Stereo! Ein vollkommener Genuß: denn das in der Cassette verschlossene Tonband hat – so klein es auch ist – höchste technische Qualität.

Eigene Aufnahmen? Auch das: vom Rundfunk, Plattenspieler oder – Live! – mit dem Philips Stereo-Mikrofon. Alle Aufnahmen gelingen auf Anhieb!



Senden Sie diesen Coupon an die Deutsche Philips GmbH, 2 Hamburg 1, Postfach 1093. Sie erhalten von uns kostenlos den großen Philips Tonbandgeräte-Katalog.

....nimm doch **PHILIPS**

PTO 919/2285



Ro 80 in der Kurve
„Zum erstenmal ein Auto ...

„außergewöhnlich tüchtig". Ein Schlossermeister: „Ich hatte bei Schnee und Matsch mit dem Auto viel Spaß im Vergleich zu den Schwierigkeiten anderer Wagen."

Auch mit der *Federung* sind die Fahrer im ganzen vollauf zufrieden:

zu hart	5,9 %
gerade richtig	94,1 %
zu weich	0,0 %

Die Federung sei „nicht zu beanstanden", denn sie „entspricht völlig dem sportlich-bequemen Charakter des Fahrzeugs". Einer erläuterte fachmännisch, den NSU-Ingenieuren sei „eine ideale Abstimmung von Federung und Schwingungsdämpferweg mit positiver Auswirkung auf die Straßenlage" gelungen.

Eher zurückhaltend bewerten die Eigentümer hingegen die *Beschleunigung* des Ro 80:

ausgezeichnet	25,8 %
gut	47,7 %
zufriedenstellend	15,9 %
ausreichend	5,5 %
unbefriedigend	5,1 %

Nach den Erfahrungen der Befragten entfaltet der Ro 80 nur dann seine volle Spurtkraft, wenn die Gänge des



Ro 80-Innenraum
... das nicht nervös macht"

halbautomatischen Getriebes wie bei einem herkömmlichen Getriebe durchgeschaltet werden — zumindest beim Anfahren. Wer sich dagegen auf den Drehmomentwandler verläßt und nicht schaltet, muß sich mit vergleichsweise mäßiger Beschleunigung abfinden.

So kommt es, daß die Besitzer einerseits „mehr Kraft im unteren Drehzahlbereich" fordern, andererseits aber einräumen: „Der Ro 80 ist zwar kein Porsche, reagiert aber durchaus temperamentvoll, sobald man durch Schalten seine günstigen Drehzahlen

Ärger

Von den befragten Besitzern hatten 75,4 % Ärger mit Defekten und Reparaturen (Mercedes 250: 53,4 %; Opel Commodore: 63,7 %; BMW 1600—2: 72,5 %; Audi: 74,7 %; Fiat 125: 78,4 %; Renault R 16: 86,9 %; Porsche: 87,2 %). Es meldeten:

- ▷ 22,4 %: Versagen der elektrischen Pumpe am Scheibenwischer;
- ▷ 17,6 %: Motorschäden, die ausnahmslos auf dem Garantiewege durch Austausch des Triebwerks behoben wurden;
- ▷ 17,0 %: Schwierigkeiten mit der Zündung und den bei Exemplaren der ersten Serien rasch verschlissenen Zündkerzen;
- ▷ 9,6 %: andere elektrische Schäden;
- ▷ 8,9 %: Verdruß über Defekte an Schaltung und Getriebe;
- ▷ 8,1 %: störende Geräusche;
- ▷ 8,0 %: Verarbeitungsmängel;
- ▷ 6,9 %: ungenügende Abdichtung der Scheinwerfer sowie der Blinkleuchten am Heck;
- ▷ 6,9 %: Schwierigkeiten mit dem Vergaser und der Vergasereinstellung, teilweise schlechte Übergänge;
- ▷ 6,5 %: Schäden am Auspuff;
- ▷ 5,6 %: mangelhafte Führungen der Seitenfenster;
- ▷ 5,4 %: Defekte an der Kühlwasserpumpe.

ausnutzt." Einer meint sogar, bei sportlicher Fahrweise und flottem Schalten „gibt es für dieses Fahrzeug keinen ernsthaften Mithalte-Konkurrenten".

Mit der erreichbaren *Geschwindigkeit* sind die NSU-Besitzer dagegen ohne Einschränkungen zufrieden:

ausgezeichnet	72,5 %
gut	24,4 %
zufriedenstellend	1,9 %
ausreichend	0,6 %
unbefriedigend	0,6 %

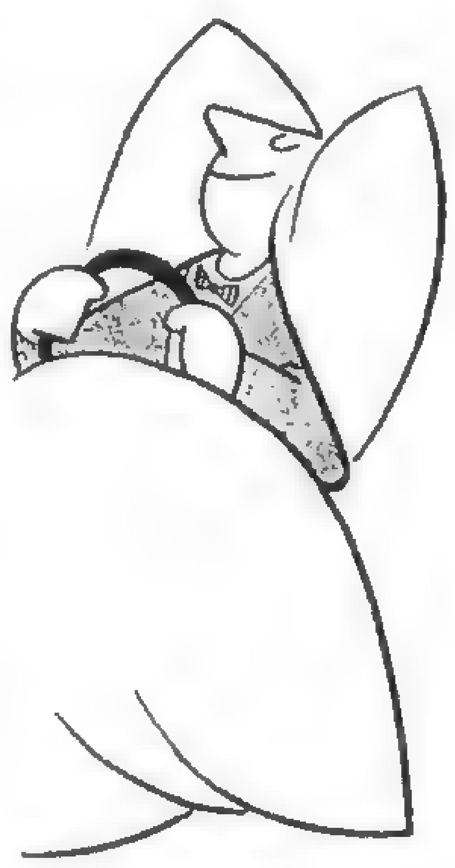
Selbst bei Höchstgeschwindigkeit (180 km/h) bleibe das „Gefühl der ab-



Erster Cointreau-Feind:
„Na, nach Likör sieht die Flasche nicht gerade aus!"
Zweiter Cointreau-Feind:
„40% Alkohol – viel zu viel für einen richtigen Likör!"
Dritter Cointreau-Feind:
„Koantroh oder so ähnlich... Diese französischen Namen kann kein Mensch aussprechen."
Vierter Cointreau-Feind:
„Extra dry? Viel zu herb! Zuckersüß muß er sein!"
40°
COINTREAU
LIQUEUR EXTRA DRY
ANGERS
FRANCE
Cointreau ist ein Liqueur, der mit Likör nur wenig gemeinsam hat.
Fünfter Cointreau-Feind:
„Für das Geld könnte er wirklich eine schöne Farbe haben!"
„Viel Feind, viel Ehr", sagen die Cointreau-Freunde.
Cointreau, der Individualisten-Liqueur mit dem leicht herben Aroma von Bitterorangen. Pur oder „on the Rocks". Und natürlich auch zum Mixen. Es gibt sogar Leute, die mischen ihn mit Champagner.

soluten Sicherheit unbeeinträchtigt". Das Fahrwerk vertrage sogar noch weit höhere Geschwindigkeiten. Einzelne äußern daher den Wunsch nach mehr Leistung.

Besonders beeindruckend wirkt sich offenbar der turbinengleich ruhige Lauf des Zweischeiben-Wankelmotors bei hohen Geschwindigkeiten aus: Für Unterhaltung und Radio genügten normale Lautstärke. Ein Rundfunkreporter merkte an: „Ich fühle mich wohl am Steuer und steige selbst nach längerer Fahrt ohne Ermüdungserscheinungen aus." Ein Kaufmann: „Kein dicker Kopf mit Bienengesumm nach schneller und langer Fahrt."


Laufruhe und Fahrkomfort

Hohe Gunst-Prozente gaben die Fahrer auch der *Fußbremse:*

ausgezeichnet	89,1 %
gut	10,7 %
zufriedenstellend	0,2 %
ausreichend	0,0 %
unbefriedigend	0,0 %

NSU bietet serienmäßig ein technisch perfektes Bremssystem: Vierradscheibenbremse mit zwei unterteilten Bremskreisen, Bremskraftverstärker und lastabhängigem Bremskraftregler.

Dieser aufwendigen Anlage zollen die Besitzer uneingeschränkt Beifall. Auch bei stärkster Beanspruchung lasse die Bremswirkung nicht nach, und der Wagen halte selbst bei Gewaltbremsungen auf schlechten Straßen und unter ungünstigen Witterungsbedingungen die Spur. Überdies sei die Bremse „sehr leicht zu bedienen und gut dosierbar". Alles in allem funktioniere die Bremsanlage im Ro 80 „in jeder Lage überzeugend".

Die Lage und Bedienung der *Handbremse* findet gleichfalls uneingeschränkte Zustimmung:

ausgezeichnet	44,6 %
gut	47,1 %
zufriedenstellend	5,9 %
ausreichend	1,6 %
unbefriedigend	0,8 %

Nur vereinzelt meinen Fahrer, der Handbremshebel müsse „knallhart angezogen werden". Ebenso vereinzelt ertönt der Wunsch nach einer fußbetätigten Feststellbremse wie beim großen Citroën oder der neuen Mercedes-Baureihe. Doch gleichzeitig räumen die Ro 80-Besitzer ein, die Handbremse würde „nur selten gebraucht, da das halbautomatische Getriebe eine Parksperre hat".

Den Prozentquoten nach scheint die *Sicht nach vorn* durch nichts getrübt:

ausgezeichnet	79,9 %
gut	19,3 %
zufriedenstellend	0,6 %
ausreichend	0,2 %
unbefriedigend	0,0 %

Aber die auffallend große Windschutzscheibe, so merken etliche Besitzer an, begünstige „störende Sonneneinstrahlung" und „heizt sich zu stark auf". Die Sonnenblenden seien zu klein und überdies seitlich nicht verstellbar. Der an einem langen Träger befestigte Innenspiegel beeinträchtigt außerdem für manchen die Sicht nach rechts vorn. Schließlich werde mitunter das Rangieren erschwert, weil „der Wagenbug nicht überschaubar" ist — ein Nachteil der Stromform.

Ähnlich nachteilig wirkt sich die Bauart des Ro 80 auf die *Sicht nach hinten* aus:

ausgezeichnet	31,4 %
gut	46,0 %
zufriedenstellend	13,8 %
ausreichend	6,9 %
unbefriedigend	1,9 %

Wohl ließe sich der rückwärtige Verkehrsraum gut überblicken, jedoch sei „beim Rückwärtsfahren das Fahrzeugheck nur schwer erkennbar". Daher müsse „beim Einparken auf Verdacht gefahren werden". Allgemeines Lob spenden die Befragten der zur Serienausrüstung zählenden heizbaren Heckscheibe, bemängeln aber, daß im unteren Drittel der Scheibe keine Heizfäden eingelassen wurden. NSU hat bei neueren Modellen auch das untere Scheibendrittel elektrifiziert.

Mit der *Größe der vom Scheibenwischer bestrichenen Fläche* zeigte sich kaum ein Drittel der Ro 80-Besitzer vorbehaltlos einverstanden:

angenehm groß	31,6 %
ausreichend	53,9 %
zu klein	14,5 %

Grundsätzliche Mängelrüge: Die Scheibenwischer seien „für die Riesenfrontscheibe eine Nummer zu klein" geraten. Der obere Scheibenteil könne von den Wischerblättern nicht erfaßt werden. Auf der Fahrerseite verbliebe außerdem zwangsläufig ein ungewischtes Dreieck. Zwar presse die Scheibenwaschanlage genügende Mengen Wasser durch ihre Sprühdüsen. Und der Waschbehälter sei erfreulich groß bemessen. Jedoch müsse das Wasser nach dem Sprühen rascher abfließen, so daß es der Fahrtwind nicht immer wieder an der stark geschrägten Scheibe hochtreiben könne. Allgemeiner Wunsch: Intervall-Schaltung für die Scheibenwischer.


Scheibenwischer-Zwerg

Auch die *Gängigkeit und Schaltbarkeit des Getriebes* wird nur mäßig benotet:

ausgezeichnet	42,1 %
gut	39,4 %
zufriedenstellend	11,4 %
ausreichend	2,1 %
unbefriedigend	5,0 %

Zwar sei die Selektiv-Automatik mit drei Fahrbereichen „recht vorteilhaft", meinte ein Diplom-Ingenieur, aber „vier Gänge wären noch besser". Ein Rechtsanwalt: „Wenn schon Automatik — dann bei einem solch modernen

UND DAS SANFTSICHERE SUMMEN

Es dauerte Jahrtausende, bis wir die Zeit genau erfassen konnten – mit dem sanftsicheren Summen, mit einer Stimmgabel; sie schwingt, musikalisch, 360mal in jeder Sekunde und macht unser Bulova Accutron zu der präzisesten Armbanduhr der Welt(!). Am schönsten aber finden wir eben dieses sanftsichere Summen, das uns begleitet und in heiterer Harmonie mit uns wartet, bis wir wieder einmal wissen wollen, wie spät es gerade so ist: Dann haben wir die Zeit — ganz genau.

Doch das Menschliche, so Sympathische an unserem Bulova Accutron: Es drängt sich uns nicht auf (in jeder Sekunde, mit hartem, scharfem Tick-Tack), es summt mit uns in gelassenem, überlegenem Rhythmus.

Überhaupt geben wir uns immer sehr viel Mühe, feinste Uhren zu erfinden, erfreuliche Uhren. Und da weniges so individuell gewählt wird, wie die persönliche Armbanduhr, haben wir eine sehr breite Auswahl zeitmessender, persönlicher Begleiter für Sie: Uhren für Ärzte, für Unterwasser-Jäger, Chronometer für Skipper, Wecker-Armbanduhren, electronische Uhren, oder Uhren für schöne Frauen, also edle Schmuckstücke, und natürlich eine Astronauten-Uhr. (Natürlich, weil wir die sind, die sich mit ihren Zeitmessern um die Weltraumfahrt verdient gemacht haben.) Es ist ein Vergnügen, sich diese individuellen Uhren einmal gründlich anzusehen: Unsere Partner, die Bulova-Konzessionäre, warten auf Sie, und wir informieren Sie gern mit eleganten Prospekten. Bitte schreiben Sie uns auf dieser Seite.

B11

Beruf ______________________

Ort ______________________

Name ______________________ Straße ______________________

PS. Es würde uns natürlich außerordentlich freuen, wenn wir Sie bald zu den Freunden des sanftsicheren Summens zählen dürften. Die schönsten Uhren, die wir in 111 Ländern anbieten und für die wir dann einen sehr ernsthaften und guten Service leisten, warten auf Sie.

Apropos: Haben Sie schon einmal etwas sanftsicher Summendes verschenkt?

Bulova GmbH-Vertrieb
Pforzheim, Gülichstraße 12
(Bulova Pforzheim, Biel/Schweiz, New York)

BULOVA

N+P



Wagen doch lieber gleich eine Vollautomatik."

Kritik gilt vor allem einer Eigenart des Schalthebels. Sobald er berührt wird, trennt nämlich ein elektrischer Kontakt die Kupplung. Vielen Fahrern scheint der kuppelnde Knüppel zu empfindlich auf unbeabsichtigten Druck zu reagieren. Ein Industriekaufmann merkte an, es sei unerläßlich, dem Beifahrer mitzuteilen, „daß er den Schalthebel auch nicht mit dem Knie berühren darf". Ein Chemiekaufmann gibt zu bedenken, daß „Lenkradschaltung vielleicht doch besser" wäre.

Gelegentliches Mißvergnügen bereitet offenbar eine weitere Eigenart der Schaltapparatur. Ein Pilot erläuterte sie so: „Man kann das Getriebe nur mit der zur Fahrgeschwindigkeit passenden Drehzahl ruckfrei zurückschalten." Daher „muß man die Drehzahl zu weit absinken lassen, um ohne Ruckeln herunterschalten zu können" (so ein Einzelhandelskaufmann).

Doch die Mehrheit spendet der Schaltung des Ro 80 begeistert Lob. Die Automatik ermögliche „bessere Konzentration im Verkehr", sei „insbesondere im Stadtverkehr von unschätzbarem Vorteil" und erlaube „bei Überlandfahrten eine völlig ungestörte Fahrweise". Hatte unter den Unzufriedenen ein Rechtsanwalt für eine Vollautomatik plädiert, so verkündete unter den Lobspendern ein Diplom-Ingenieur: „Ich kann mir nichts Besseres denken — ein vollautomatisches Getriebe wäre geradezu verfehlt." Ein Kunsthandwerkmeister feierte das

Lob

Als besonders lobenswert hoben die NSU-Ro 80-Fahrer hervor:

▷ 59,5 %: ungewöhnlich sichere Straßenlage;

▷ 40,0 %: erstaunliche Laufruhe des Wankelmotors;

▷ 29,9 %: die klare, kompromißlose From;

▷ 26,8 %: hohen Fahrkomfort und ungewöhnliche Bequemlichkeit, auch auf langen Strecken;

▷ 18,6 %: Wirkung und Standfestigkeit der Bremsen;

▷ 17,2 %: das „beruhigende Sicherheitsgefühl" im Ro 80;

▷ 13,8 %: reichhaltige Ausstattung;

▷ 13,8 %: leichtgängige, genaue Lenkung;

▷ 11,3 %: hohe Spitzen- und Dauergeschwindigkeit;

▷ 9,6 %: sehr gute Beschleunigung im ersten Fahrbereich;

▷ 9,3 %: Wirkungsweise der Getriebe-Halbautomatik;

▷ 9,0 %: der Wagen sei einfach und leicht zu bedienen.



Ro 80-Armaturen
Verdruß mit der Drehzahl

NSU-Getriebe gar als „eine ideale Synthese zwischen Automatik und Schaltgetriebe — meines Erachtens eine für europäische Verhältnisse und sportliche Bedürfnisse optimale Lösung".

32,1 % der befragten NSU-Besitzer halten den *Wendekreis* (11,8 Meter) des Ro 80 für erfreulich klein, 61,4 % glauben, er reiche gerade noch aus, und 6,5 % betrachten ihn als zu groß.

Wenig nur haben die Fahrer an *Lage und Erreichbarkeit der Bedienungsschalter* auszusetzen:

sehr günstig	68,9 %
zufriedenstellend	30,3 %
zu weit entfernt	0,8 %

Viele konnten sich offenbar „nur langsam an die vielen Schalter und Knöpfe und ihre Funktionen gewöhnen". NSU hätte nach Ansicht der Käufer die Schalter und die jeweiligen Kontrolleuchten durch Symbole eindeutig kennzeichnen sollen. Allgemeinen Verdruß bewirkte ein Kombinationshebel, der rechts unter dem Lenkrad angebracht wurde. Er betätigt die Hupe, Scheibenwischer (zwei Stufen) und die Scheibenwaschanlage. Beim Betätigen der Hupe wurde oft ungewollt auch der Scheibenwischer in Gang gesetzt.

In der *Qualität der Verarbeitung* schneidet der erste große Wagen aus Neckarsulm unerwartet günstig ab. Für die Bestnote hatten beispielsweise 32,1 % der Besitzer eines Porsche 911/912 gestimmt, 33,7 % der Eigentümer eines VW 1500 (Käfer), 23,9 % der Commodore-Fahrer, 21,4 % der Besitzer eines BMW 1600-2 und 47,8 % der Eigner eines Mercedes-Benz 250 S/SE. Das NSU-Resultat:

ausgezeichnet	40,7 %
gut	42,9 %
zufriedenstellend	10,1 %
ausreichend	4,4 %
unbefriedigend	1,9 %

Nur in Ausnahmefällen bemängeln die Fahrer Lack und Glanz ihres Autos oder merken an, sie fühlten sich durch Geräusche aus der Karosserie belästigt. Einzelnen mißfällt der „zu blecherne Ton" beim Schließen der Tü-


SEIDENSTICKER-VESTAN
Das Hemd, von dem Sie nicht mehr loskommen.
Eine fesselnde Neuheit von SEIDENSTICKER. 50% VESTAN, eine Qualitätsfaser von Bayer, 50% Baumwolle. Macht ein hundertprozentiges Hemd. In vielen Farben. Sehr haltbar.
Und absolut bügelfrei.
Das ist das Hemd, von dem Sie nicht mehr loskommen! Sie erkennen es an der goldenen Fessel.
seidensticker
vestan
Vestan,
hergestellt in
Alleiniger Hersteller für Österreich
SEIDENSTICKER Innsbruck



ren. Überdies seien manche Kunststoffteile im Innenraum nicht sorgfältig genug verarbeitet worden.

Die reichhaltige *Ausstattung*, schon als Kaufgrund von großer Zugkraft, hat offenkundig alle Erwartungen der Besitzer erfüllt:

ausgezeichnet	51,7 %
gut	38,9 %
zufriedenstellend	6,7 %
ausreichend	2,1 %
unbefriedigend	0,6 %

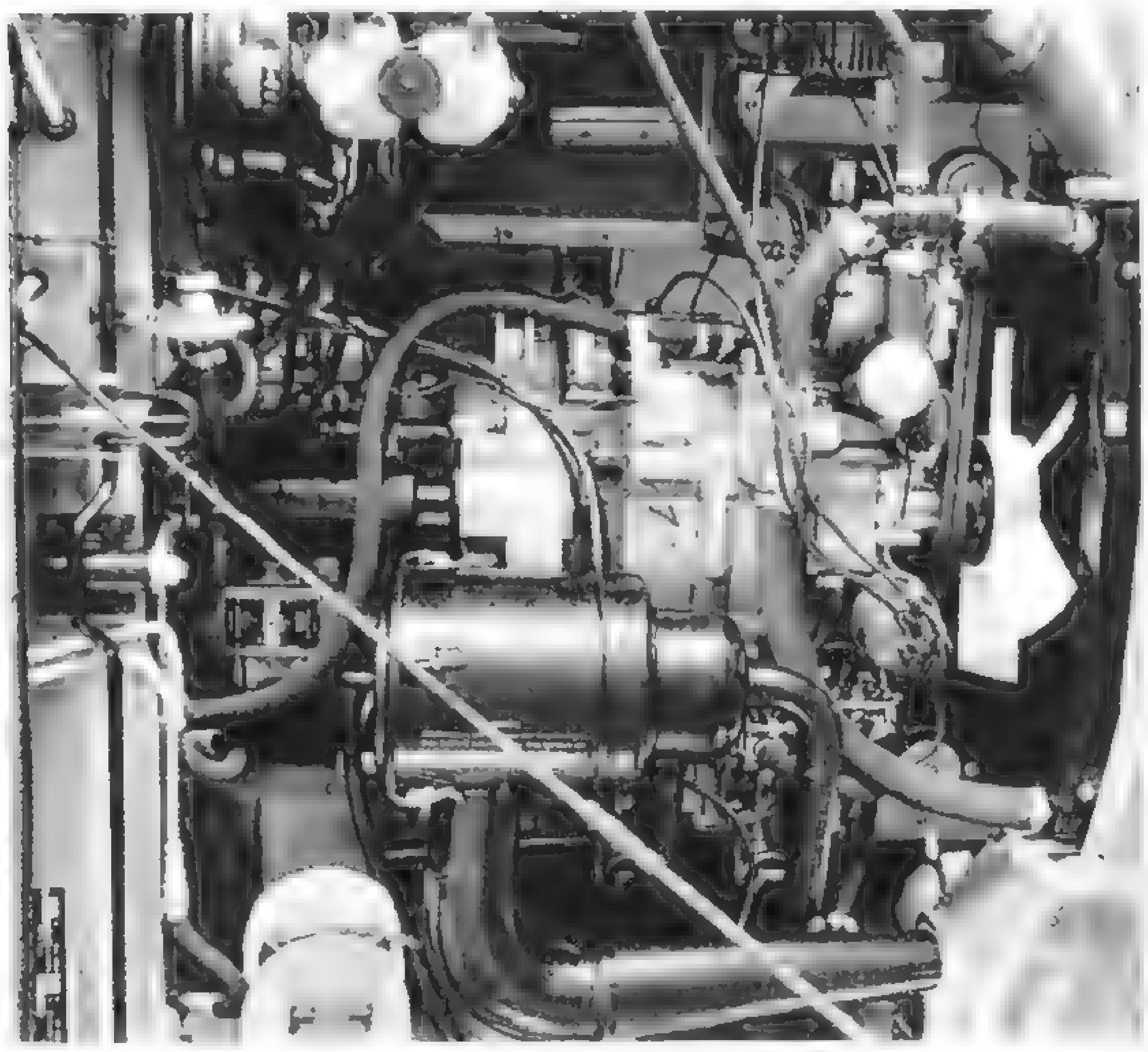
„Endlich ein Fahrzeug, das alles Wünschenswerte enthält", lobt einer. „Sinnvolle Ausstattung ohne Klimbim", merkt ein anderer an. Lobenswert finden die Ro 80-Käufer vor allem, daß die Serienausrüstung auch eine Servo-Lenkung, Nebelscheinwerfer, beheizte Heckscheibe, Halbautomatik und Warnblinkanlage umfaßt — technische Hilfen, die bei anderen Modellen großenteils nur als teures Sonderzubehör eingebaut werden. Hochgeschätzt werden auch „Kleinigkeiten wie Licht im Motorraum, Kofferraum und ein beleuchteter Aschenbecher".

Nur noch wenige Wünsche blieben offen. Der Dachhimmel sollte nach Ansicht vieler Besitzer „nicht aus lieblosem Kunststoff bestehen". Eine

Tadel

Nach mangelhaften oder verbesserungswürdigen Punkten befragt, erklärten von den Ro 80-Besitzern

- ▷ 17,8 %: die Frontleuchten seien zu schwach (in der Serie durch Einbau von Halogenstrahlern bereits berücksichtigt);
- ▷ 17,8 %: Be- und Entlüftung müßten nachhaltiger wirken;
- ▷ 16,9 %: die Sitze müßten körpergerechter geformt sein (NSU hat inzwischen neue Sitze mit besserem seitlichem Halt eingeführt);
- ▷ 10,4 %: die Scheibenwischer seien zu klein für die große Frontscheibe;
- ▷ 9,6 %: Flanken und Seitenscheiben würden zu rasch verschmutzen;
- ▷ 9,3 %: Zündanlage und Zündkerzen seien zu empfindlich (durch technische Änderungen hat das Werk bereits für Abhilfe gesorgt);
- ▷ 9,0 %: sogfältigere Verarbeitung sei wünschenswert;
- ▷ 7,6 %: die Türen sollten sich mit weniger Kraftaufwand schließen lassen;
- ▷ 7,6 %: im Kombihebel rechts unter dem Lenkrad seien zu viele Funktionen vereinigt;
- ▷ 7,1 %: das Heizgebläse müsse leiser fächeln;
- ▷ 6,2 %: ungenügende Beschleunigung.



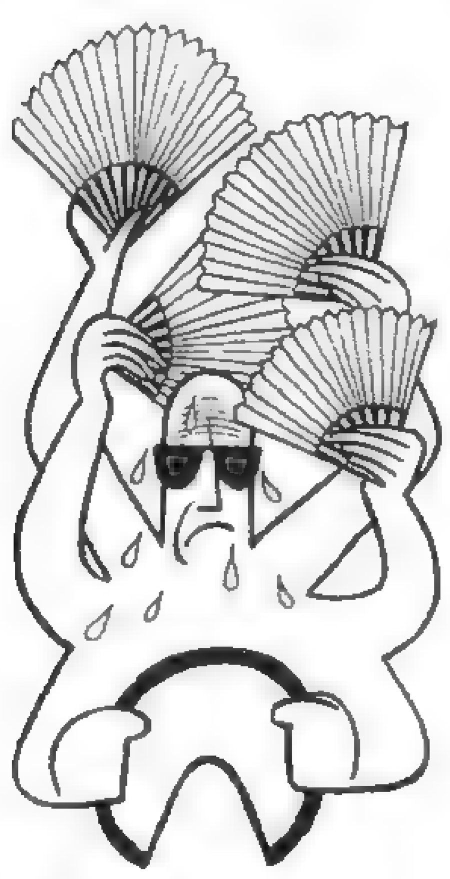
Ro 80-Kreiskolbenmotor
Schäden bezahlte das Werk

Stoffbespannung könne Feuchtigkeit besser aufnehmen, so daß die Scheiben nicht so leicht beschlügen. Einzelne vermissen einen Griff am Kofferraumdeckel (inzwischen eingeführt), Ablagetaschen in den Türen, eine serienmäßige Nebelschlußleuchte oder eine stärkere Innenbeleuchtung.

Recht gut wird auch die *Heizung* beurteilt:

ausgezeichnet	54,5 %
gut	32,1 %
zufriedenstellend	8,2 %
ausreichend	3,1 %
unbefriedigend	2,1 %

Die Heizwirkung setze schnell ein und reiche unter normalen Umständen vollkommen aus. Die Besitzer wundern sich allerdings ein wenig, daß trotz guter Heizleistung die Scheiben bei feuchtkaltem Wetter nur schwer beschlagfrei zu halten sind. Auch arbeite das Gebläse in Stufe zwei „entschieden zu laut". Auffallend häufig wird verlangt, den Ro 80 mit einer Standheizung nach dem Vorbild des VW 411 auszurüsten.



Mangelhafte Belüftung

An der *Lüftung* gibt es offenbar noch vieles zu verbessern. So urteilten die Besitzer:

ausgezeichnet	33,2 %
gut	34,7 %
zufriedenstellend	15,1 %
ausreichend	6,3 %
unbefriedigend	10,7 %

Vor allem sei die „Direktbelüftung ungeschickt placiert". Fahrer und Beifahrer würden „besonders bei schneller Fahrt vom harten Luftstrahl getroffen". Dadurch könne „im Sommer nicht ausreichend gelüftet werden". Weiter: „Wagen beschlägt innen leicht, wird im Sommer sehr heiß." Vor allem bei vollbesetztem Wagen komme es leicht zum Beschlagen der Scheiben, denn „die Luft kann nicht schnell ge-



Trocken, bekömmlich, von feinem Mousseux – Carstens SC

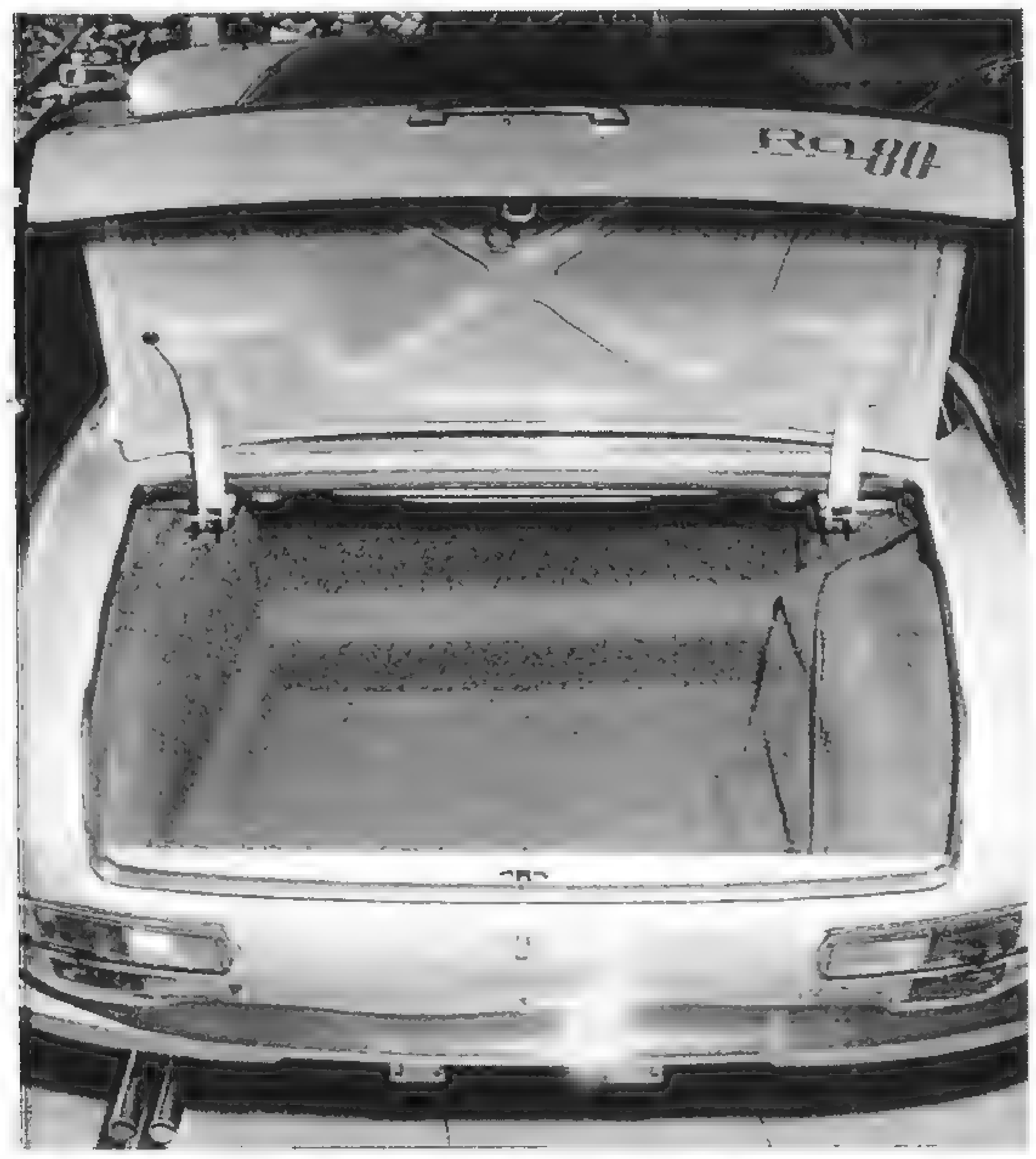
Carstens SC entsteht anders als jeder andere Sekt:
Aus der reifen Traube –
nach unserem ureigenen Kellerei-Rezept.



Expertise

Dieser Sekt wird nach einem ureigenen Kellereirezept der Sektkellerei Carstens - Neustadt/Weinstraße - hergestellt.
Anerkannte Weinfachleute bürgen für sorgfältig ausgewählte Weine und ständige Kontrollen während der Lagerung bis zur vollen Reife.
SC schmeckt trocken und ist bekömmlich.
Er hat ein feines, anhaltendes Mousseux.

(Prof. Dr. E. Drawert)



Ro 80-Kofferraum
Licht unter dem Blech

nug entweichen“. NSU hat das Lüftungssystem inzwischen verbessert.

Trotz der sehr guten Bewertung von *Fahrkomfort und Bequemlichkeit* —

ausgezeichnet	49,6 %
gut	41,9 %
zufriedenstellend	5,8 %
ausreichend	2,1 %
unbefriedigend	0,6 %

— notieren die NSU-Fahrer eine Reihe von Mängeln. So halten manche den Einstieg im Fond für „ziemlich eng“. Auch scheine der hintere Fußraum etwas knapp. Im übrigen könne der Ro 80 eigentlich nur als Viersitzer gelten, denn fünf Personen müßten recht gedrängt sitzen. Das Fehlen von Nackenstützen empfinden etliche als „schweren Mangel im Sicherheitskonzept“.

Doch selbst pingelige Kritiker unter den NSU-Käufern loben andererseits überschwenglich die „ungewöhnliche Laufruhe des Wankelmotors“, das „mühelose Lenken, Schalten und Bremsen“ sowie das „beruhigende Sicherheitsgefühl durch die überdurchschnittlich gute Straßenlage“ des Wagens. „Für den Wankelmotor“, schrieb eine Apothekerin, „gibt es keine bessere Reklame als dieses Auto.“ Ein Versicherungskaufmann: „Einfach einsame Klasse.“

Zurückhaltung hingegen verraten die Zensuren für die *Größe des Kofferraumes:*

ausgezeichnet	28,9 %
gut	51,4 %
zufriedenstellend	14,4 %
ausreichend	4,0 %
unbefriedigend	1,3 %

Gleichwohl vermerken die Käufer beifällig, daß sich die Lehnen der hinteren Sitze umklappen lassen. So entstehe ein durchgehender Gepäckraum, in dem auch sperrige Gegenstände transportiert werden könnten.

Der *Tank* faßt 83 Liter. Selbst bei einem Verbrauch von 15 Liter bedeutet das einen Aktionsradius von rund 550 Kilometer, den in etwa auch der große Citroën ermöglicht. Die Noten:

ausgezeichnet	70,8 %
gut	24,0 %
zufriedenstellend	3,1 %
ausreichend	0,8 %
unbefriedigend	1,3 %

Für günstig halten die Wankel-Fahrer außerdem die Lage des Tanks knapp vor der Hinterachse: Dadurch würde eine Beeinflussung des Fahrverhaltens bei unterschiedlichem Tankinhalt vermieden.

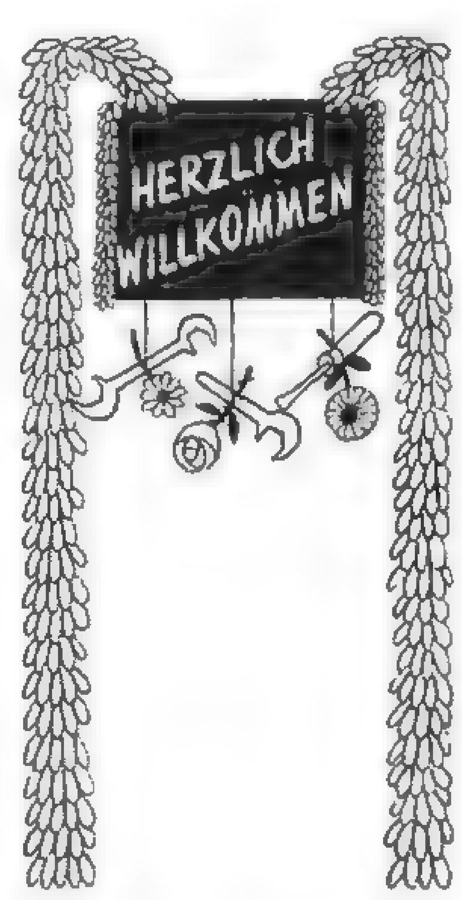
91,6% halten das *Motorgeräusch* des Ro 80 für niemals störend, 7,6% bezeichnen es als erträglich, und nur 0,8% glauben, es sei zu laut.

Andere *Geräusche,* durch die mehr oder minder das Fahrvergnügen geschmälert wird, registrierten 58,1%. An der Spitze rangieren mit 22,2% all jene Störgeräusche, die sich nicht genau lokalisieren lassen. 12,9% fühlen sich vom Heizgebläse belästigt, 11,5% durch Geräusche von den Türen und Türfenstern. 11,1% meinen, der Fahrtwind sei zu laut vernehmbar. Weitere Herde akustischer Störungen: Reifen- und Rollgeräusche (7,2%); Antriebswellen für Instrumente (2,6 %); Stoßdämpfer (2,4 %).

Die Beurteilung des *Kundendienstes* fällt ungewöhnlich günstig aus:

ausgezeichnet	41,6 %
gut	35,6 %
zufriedenstellend	11,3 %
ausreichend	4,6 %
unbefriedigend	6,9 %

Nach Ansicht der Besitzer sollte zwar das Netz der Kundendienststellen noch engmaschiger angelegt und die Zahl geschulter Wankel-Mechaniker noch erhöht werden. Und manche NSU-Station könne auch heute noch nicht ihre Vergangenheit als Motorrad-Reparaturwerkstatt leugnen. Anfänglich gab es offenbar auch noch gelegentlich Schwierigkeiten mit der Beschaffung von Ersatzteilen.



Erfreulicher Kundendienst

Demgegenüber berichten viele Besitzer, daß die Werkstätten über die großzügigen Garantiebedingungen des Werkes hinaus (achtzehn Monate oder 30 000 Kilometer auf den Wankelmotor) Beanstandungen sofort und ohne kleinliche Auslegung erledigt hätten. Gerade die kleineren und auf einen Wagen dieses Kalibers eigentlich gar nicht eingerichteten NSU-Händler scheinen mit großem Interesse und heute kaum noch üblichem Entgegenkommen bemüht zu sein, ihre Kunden zufriedenzustellen. Unter den NSU-Fahrern herrscht das Gefühl vor, individuell und überdies preiswert bedient zu werden.

Die befragten Besitzer würden sich einen Wagen des gleichen Fabrikats

wieder kaufen	79,3 %
vielleicht wieder kaufen	17,0 %
nicht wieder kaufen	3,7 %

HANDEL

QUELLE-BRILLEN

Wie beim Juwelier

Wie kommt es, daß der Konsul Schickedanz aus Fürth, der Inhaber von Quelle, sein Herz für die Augenoptik entdeckt hat?", fragte Deutschlands Brillenhandels-Postille „Der Augenoptiker". Der Kommentator des Blattes mutmaßte: Sicher sind es die Gewinne, denn „Unternehmen wie Quelle machen nichts aus Altruismus".

Mißtrauisch wird der Versandgroßhändler (Jahresumsatz 1968: 2,8 Milliarden Mark) von den Branchenvögten umlauert, weil er den Deutschen neuerdings Brillengestelle und Augengläser bis zu 50 Prozent billiger als die Konkurrenz anbietet. Anfang dieses Jahres erteilte der Versandhaus-König seiner Konzern-Tochter Foto-Quelle GmbH (Jahresumsatz 1968: 107,2 Millionen Mark) Order, in den größeren Städten der Bundesrepublik moderne Augenoptik-Fachgeschäfte einzurichten.



Quelle-Optikerladen in Frankfurt: Kein Profit bei Nickelbrillen

Die erste Brillen-Dependance eröffnete Schickedanz in der Frankfurter Kaiserstraße. Käufer können dort unter 50 Brillenmodellen in Preislagen zwischen 13 und 50 Mark wählen. Quelle-Schlager sind 15 scharf kalkulierte Krankenkassen-Brillen, für die der Kunde keinen Pfennig aus eigener Tasche zuzahlen muß. Bisher gab es auf dem Optiker-Markt nur zwei zuschußfreie Kassenmodelle.

Die Idee, aus der Augenschwäche der Deutschen Kapital zu schlagen, kam Schickedanz schon Anfang der zwanziger Jahre. Damals schickte er ambulante Händler mit billigen Nickelbrillen über die Dörfer. Das Geschäft brachte dem fränkischen Damenwäsche-Händler aber so wenig Profit, daß er es bald wieder aufgab.

Schickedanz, selbst Brillenträger, verlor den optischen Markt jedoch nie ganz aus den Augen. So entging ihm nicht, daß sich die 4000 westdeutschen Augenoptiker-Geschäfte nach der Währungsreform zu wahren Goldgruben entwickelten. Über ihre piekfeinen Tresen verkauften die in weiße Arztkittel gehüllten Zunftmeister mit Vorliebe immer teurere Modelle (Branchen-Slogan: „Besser sehen — besser aussehen"). Die Kundschaft ließ sich vor allem von den auf Samt gebetteten Luxusgestellen blenden und zahlte willig Handelsspannen wie bei orientalischen Juwelieren: bis zu 500 Prozent.

Welche Chancen im Brillenhandel stecken, erfuhr Schickedanz aus einer Marktstudie. Danach geben die Deutschen jährlich rund 600 Millionen Mark für Augengläser aus. 45 Prozent aller westdeutschen Erwachsenen (25 Millionen) tragen bereits eine Brille, und jedes Jahr werden es mehr.

Den letzten Anstoß zur Brillen-Offensive von Schickedanz gaben einige Krankenkassen, die dem Konzernchef in Aussicht stellten, Quelle-Brillen für Krankenschein-Inhaber zuzulassen. Die Barmer Ersatzkasse und die Allgemeine Ortskrankenkasse (AOK) Frankfurt liierten sich sofort mit dem Brillen-Preisbrecher, andere Versicherungen wollen zuerst die „fachgemäße Ausstattung" der Quelle-Optikerläden abwarten.

Die ungestüme Aktivität der Nürnberger Brillen-Manager alarmierte inzwischen den Zentralverband der Augenoptiker. Die Verbandsfunktionäre kündigten an, sie würden Schickedanz mit Handwerksordnung und Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb unter die Lupe nehmen. Dennoch sieht die Fachzeitschrift „Der Augenoptiker" für die Zukunft schwarz: „Jetzt fehlt eigentlich nur noch Herr Neckermann, um den Tanz um die ‚Goldene Brille' zu vervollständigen."


By Appointment
to Her Majesty the Queen
Suppliers of Smokers Requisites
ALFRED DUNHILL LTD
LONDON
dunhill
Symbol des distinguierten Rauchers
dunhill
STANDARD MIXTURE
MEDIUM
DUNHILL
Die richtungs-
weisenden
Kreationen des
traditionsreichen
Hauses DUNHILL,
London, finden durch ihre
feine Exklusivität Anerkennung
in der Welt.
Alfred Dunhill Ltd., Duke Street, St. James's, London. In führenden deutschen Fachgeschäften.

MANAGER

ZIMNIOK

Mitunter Nervenkrieg

In Augenblicken der Bedrängnis, wenn Münchens Oberbürgermeister von seinen Stadträten wegen kommunaler Baukostenüberschreitungen attackiert wird, verläßt sich Hans-Jochen Vogel auf eine stereotype Formel: „Es gibt ja schließlich auch Gegenbeispiele, so bei unserer U-Bahn."

Zumeist gewinnt der Oberbürgermeister damit Luft. Denn den Rathaus-Parlamentariern sind die Erfolgsmeldungen aus dem lokalen U-Bahn-Referat geläufig: Bahnhof Münchner Freiheit in 24 statt der vorgesehenen 30 Monate gebaut; Bahnhof Dietlindenstraße mit 8,1 statt der verplanten 10,4 Millionen Mark ausgeführt; Rohbau des Olympia-Bahnhofs in nur zwölf statt 20 Monaten fertiggestellt, für nur 7,4 von kalkulierten 8,1 Millionen Mark.

Hamburgs Baudirektor Gerhardt Riedel staunte: „In München baute man in zwei Jahren, wozu man in Hamburg sechs Jahre brauchte." Man baute zudem so billig wie nirgendwo sonst bei der öffentlichen Hand: Die Vorausschätzung der Münchner U-Bahn-Planung von 1963 ist bis heute lediglich um 2,3 Prozent überschritten worden.

Verantwortlich für dieses Wunder ist Klaus Zimniok, 47, aus dem niederschlesischen Greiffenberg, den das Kriegsende gen Westen verschlagen hatte. Zimniok brauchte nur sechs Semester, um — in Erlangen — den doctor iuris utriusque gleich magna cum laude zu machen. Innerhalb des nächsten Jahrzehnts bewältigte er die Beamtenlaufbahn bis zum Oberregierungsrat, schrieb vier Rechtskommentare, die als Standardwerke gelten, und ließ über 100 weitere juristische Veröffentlichungen erscheinen.

1960 sprach ihn ein anderer Rechtskundiger an: Hans-Jochen Vogel von der SPD warb den parteilosen Zimniok für die Münchner Stadtverwaltung. Der Greiffenberger, für den sich gerade auch der Bayerische Verwaltungsgerichtshof interessierte, entschied sich für Vogel — der noch nicht Oberbürgermeister war und mitten im Wahlkampf stand.

Zunächst betätigte sich Zimniok stadtplanerisch. 1963 diktierte er binnen einem halben Jahr seiner Sekretärin ein sechsbändiges und siebeneinhalbpfündiges Werk „Untersuchung zur Entwicklung der Massenverkehrsmittel in der Landeshauptstadt München". Der damalige zweite Bürgermeister Georg Brauchle: „In Indien würde er als Schreibmaschine wiedergeboren."

Zimnioks sechster Band enthielt die komplette U-Bahn-Planung. Damit war Münchens dringlichstes Problem gelöst, Zimniok avancierte zum U-Bahn-Referenten und „begann mit sechs Personen, Sekretärin und Boten inbegriffen".

Doch mochte der einstige Ministerialbeamte keinesfalls nach den vertrauten kameralistischen Regeln wirtschaften. Er erfand die „Münchner Tunnel-Gesellschaft mbH" (MTG), in die alle Finanziers (zunächst Land und Stadt, später auch der Bund) ihre Mittel einzahlten. 1966 hatte Zimniok drei Jahresbeiträge zu je 45 Millionen Mark abkassiert, aber nur einen Bruchteil davon ausgegeben. Es war die Zeit der Rezession: Banken verweigerten Kredite, die öffentliche Hand zog ihre Aufträge zurück, Baufirmen gingen zugrunde. Doch Zimnioks MTG hatte — nach der Behörden-Haushaltsordnung undenkbar — an die 100 Millionen gehortet.

Bauunternehmer, die vor Zimnioks Türe anstanden und meinten, sie hätten es mit einem Bürokraten zu tun, gerieten an einen alerten Manager, dem sie in Spezialfragen der Geologie,



Münchner U-Bahn-Bauer **Zimniok**
„Abgewickelt und zugeschlagen"

der Grundwasserabsenkung, der Hydraulik, der offenen oder der bergmännischen Bauweise nichts vormachen konnten. Kühl nahm der MTG-Chef ihre Kalkulationen auseinander und murmelte beiläufig, er habe gehört, andere Firmen könnten es billiger. Zimniok heute: „Preisdrückerei — den Ausdruck schätze ich nicht. Aber auf so eine Art Nervenkrieg lief es mitunter schon hinaus."

Im Nervenkrieg vergab Zimniok 1966 seine riesigen Rohbau-Aufträge — jeweils gleich über mehrere Jahre und zu Festpreisen. Er sparte auch, indem er selber für Millionen Materialien einkaufte. Denn: „Falls sich irgendwo ein Auftrag abzeichnete und ich Stahlprofilträger sofort bestellte, lagen sie bereits da, wenn die Submission abgewickelt und zugeschlagen war."

Damit erwirtschaftete er nicht nur Zeit, sondern zugleich die Verdienstspanne für Materialien, die sonst der Bauunternehmer einsteckt. Und: „Auf diese Weise konnten sich auch kleinere Firmen an den Wettbewerben beteiligen, die normalerweise die Millionen für die Materialien nicht aufzubringen vermochten."

Kleine aber schaffen zuweilen billiger. Zimniok genießerisch: „Da war ein Los in der Innenstadt, zwei Arbeitsgemeinschaften großer Firmen bewarben sich darum etwa zum gleichen Preis, außerdem ein kleineres Unternehmen, das mit 6,5 Millionen weniger auskommen wollte, dessen technische Voraussetzungen jedoch möglicherweise nicht genügten." Es begann eine gerüchtereiche Nervenschlacht à la Zimniok, und alsbald löste sich aus einer der Arbeitsgemeinschaften ein potenter Riese, um sich mit dem Zwerg zu verbünden. Zimniok: „Es war erreicht, mit der Technik des Großen und zum Preis des Kleinen — 6,5 Millionen auf einen Schlag gespart."

Was Zimniok an Geld nicht gerade benötigt, wandert an die Börse — mitunter 60 oder 80 Millionen Mark. Gelegentlich erwischte er Achtprozenter und noch bessere Papiere — die gleich drei bis vier Millionen Zinsen im Jahr einbrachten.

Seine unkonventionelle Wirtschaft sicherte Jurist Zimniok so gründlich ab, daß noch niemand seine Bücher beanstanden konnte. Ausdrücklich lobte der Präsident des Bayerischen Obersten Rechnungshofes, Gotthard Brunner, MTG und U-Bahn-Bau vor dem Münchner Landtag.

Eigene Überlegungen brachten Klaus Zimniok eines Tages auch zu der Überzeugung, daß die MTG eigentlich von der Mehrwertsteuer befreit werden müsse, und die Finanzbehörden sahen das ein: 24 Millionen bereits abgeführte Mehrwertsteuer werden der MTG demnächst rückerstattet.

Als etliche Passagen im Personenbeförderungsgesetz des Bundes dem Münchner Referenten für seine Lokalbahn nicht angemessen erschienen, brachte der Vorsitzende des Arbeitskreises „Rechtsfragen im unterirdischen Bahnbau" des Deutschen Städtetags Zimniok es fertig, das Bonner Parlament („Man hat so seine Wege") lautlos zu entsprechenden Änderungen zu bewegen.

Den Bau-Manager, der über ein finanzielles U-Bahn-Volumen von 895 Millionen Mark gebietet, füllt das alles freilich nicht aus. Als Lehrbeauftragter an der Technischen Hochschule München liest er über Bauverwaltungsrecht und Bauvertragsrecht, als Dozent an der Hochschule für politische Wissenschaften lehrt er „querbeet durch alle rechtlichen Gebiete, um nicht berufsblind zu werden".

An seinen Wochenenden schließlich arbeitet er Vorträge aus, schreibt über juristische Themen und hält seine Kommentare auf dem laufenden. Mitunter vergnügt den vorwiegend heiteren Niederschlesier lautes Kreischen: Zimnioks Eigenheim beleben neun Papageien aus Afrika und Brasilien.

Haben sich Vater, Mutter, Sohn und Tochter Zimniok an den Abendtisch gesetzt, erheben sich aus dem Schoß

Das Blick-in-die-Welt-Sparbuch





Leute mit Weitblick haben oft ein Postsparbuch. Denn wer an seine Zukunft denkt, der will auch sicher-gehen. Und die Post ist sicher. Zukunftssicher.
Und fest steht: Wenn Sie heute Ihr Geld bei der Postsparkasse anlegen, ist es morgen nicht nur noch da, sondern es ist mehr da. Um jährlich 6 % mehr, wenn Sie eine Kündigungsfrist von 2½ Jahren vereinbaren. Und Ihr Geld ist überall da, wo Sie wollen. In Deutschland bei jedem Postamt. Denn jedes Post-amt ist auch Postsparkasse. Auch in Österreich, Italien und Spanien (für Italien und Spanien Rück-zahlungskarte beantragen).
Und Ihr Geld ist jederzeit da, wann immer Sie wollen. Sie wissen ja, die Post hat lange auf. Sie hat auch samstags auf. 1000 Postämter sonntags. Und 100 sogar nachts.
Ganz gleich, was die Zukunft bringt: Ein Postsparbuch bringt immer was. Nicht umsonst ist das Postsparbuch ein Bestseller.

POSTSPAREN

Verzinstes Spargeld
Überall Bargeld

... mit Zinsen bis zu 6 %

Po 4/69

des Münchner U-Bahn-Referenten die fünfviertel Meter langen Echsen „Tejus“ und „Teja“ und langen nach Hack mit Ei. Der sparsame Zimniok: „Sie sind recht verwöhnt.“

Sieht er fern, ringeln sich neben ihm zwei Pythonschlangen („Ohne Rufnamen, Pythons hören ja nicht“). Zwischendurch zieht es Zimniok zu seinem Terrarium, in dem 20 Nattern züngeln.

Doch beanspruchen Pandekten und Reptilien Klaus Zimniok durchaus nicht so sehr, daß er nicht als Nothelfer einspringen könnte, wenn die Landeshauptstadt nicht mehr weiter weiß. Nachdem der Umbau des Stachus, eines der verkehrsreichsten Plätze Europas, in der Regie des städtischen Baureferats zum kommunalen Eklat gediehen war, die Kostenanschläge aus den Fugen gerieten und alle Zeitpläne durcheinanderkamen, wurde das Projekt zu Zimnioks U-Bahn-Referat geschlagen.

Die Erstphase seiner Untergrundbahn (16,16 Kilometer) muß Zimniok bis zu den Olympischen Spielen im Sommer 1972 erledigt haben. Mit den nächsten Stadien hat er bis zu seiner Pensionierung zu tun. Wie die Vergangenheit ist längst auch die Zukunft bewältigt: „Eine fehlgeleitete U-Bahn-Strecke ist nicht schlimm. Spätestens in zehn Jahren liegt sie richtig.“

JUSTIZ

REFERENDARE

Als solches ungehörig

Werner Jörn, 64, Vorsitzender der 8. Kammer des Hamburger Verwaltungsgerichts, hat vom Rest seiner Richterlaufbahn klare Vorstellungen: „Ich will meine Ruhe haben und keine Schererei mit der Justiz.“

Hamburger Juristennachwuchs will nun den Wünschen des Vorsitzenden entgegenkommen: Letzte Woche ging beim Oberlandesgericht das Gesuch ein, Richter Jörn von der Mühe zu befreien, weiterhin Referendare auszubilden. Antragsteller: die Referendare.

Den Jungjuristen mißfällt, daß nach Auffassung dieses Ausbilders der Weg zum Volljuristen über den Verzicht auf staatsbürgerliche Grundrechte führt. Ausgelöst wurde der Generationenkonflikt im Oktober dieses Jahres, als in Hamburg rund vierhundert Gerichtsreferendare mit polizeilicher Erlaubnis gegen offenkundige Mängel der Juristenausbildung demonstrierten.

Enttäuscht darüber, daß selbst einstimmige Empfehlungen einer Hamburger Juristenkommission, das Prüfungsverfahren durchschaubarer zu machen und gerechtere Bewertungsmaßstäbe einzuführen, am hinhaltenden Widerstand der Prüfer zunichte wurden, zogen die Referendare zum Dienstgebäude des Justizsenators Peter Schulz („Peter, wir kommen“) und forderten Sofortmaßnahmen.

Übers Treppengeländer seines Dienstgebäudes sprach der Senator zu den Demonstranten, empfing eine De-

legation, erklärte die Reformvorschläge der Referendare für weitgehend berechtigt und diskutierte dann mit ihnen im Plenarsaal des Landgerichts.

Doch was den Senator bewog, „für die faire und sachliche Diskussion zu danken“, bot Richter Jörn Anlaß zu privater Strafaktion. Denn als am Montag vorletzter Woche der Verwaltungsgerichtsdirektor mit seinen beiden Beisitzern und den fünf Referendaren zur Vorbesprechung der nächsten Sitzung zusammentraf, begann die Unterredung nicht, wie üblich, mit der Erörterung anstehender Rechtsfälle. Statt dessen fragte der Direktor: „Hat jemand von Ihnen an der Demonstration teilgenommen?“

Johannes Leverkühn, 31, und Jürgen Libbert, 27, bejahten. Jörn, ganz Richter: „Dann müssen wir prüfen, ob die Basis für weitere Zusammenarbeit noch gegeben ist und ich mit diesen Herren in die Beratung gehen kann.



Juristenausbilder **Jörn**
„Mit Ihnen rede ich nicht“

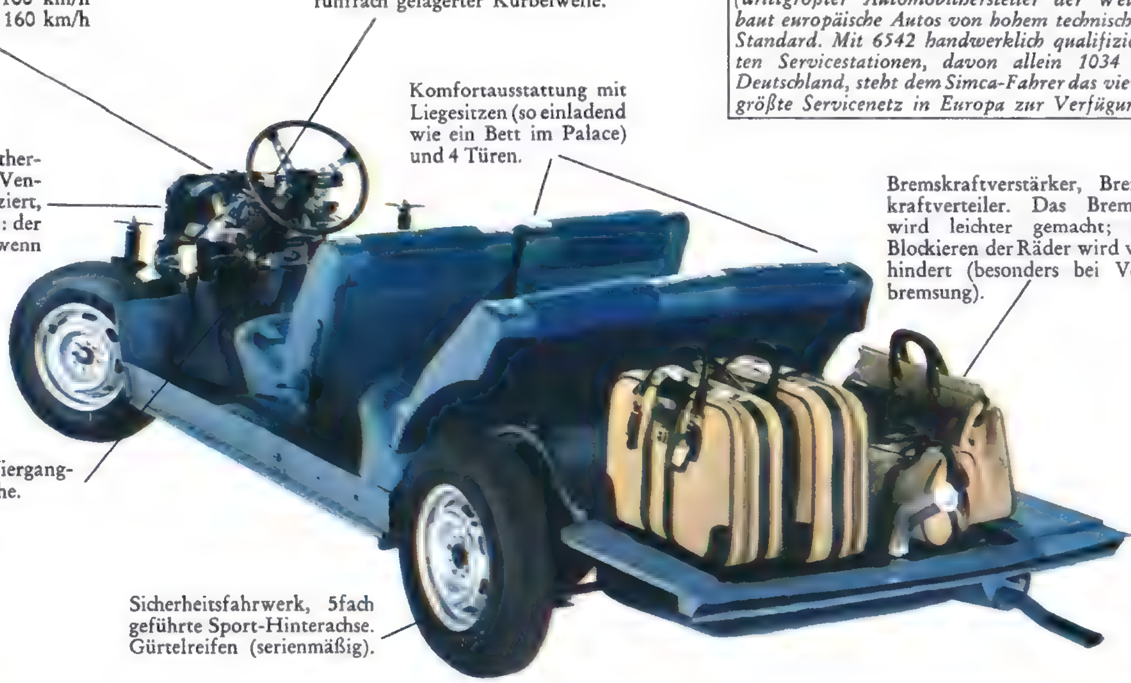
Bitte begeben Sie sich in die Bibliothek, wir werden Sie abrufen.“

Der Verwaltungsgerichtsdirektor, der kein Hehl daraus macht, daß er den Schußwaffengebrauch der Polizei für ein angemessenes Mittel gegen langhaarige Eigentumsverletzer hält, prüfte das rechte Verhältnis des Juristen zur Obrigkeit 25 Minuten lang. „Ihr Verhalten“, so erläuterte er danach den künftigen Berufskollegen kraft hausgemachten Standesrechts, „ist scharf zu mißbilligen. Die Teilnahme an der Demonstration ist für einen Beamten unwürdig, die Demonstration als solche ungehörig und unanständig. Auf die Straße zu gehen und Ihren Senator anzupöbeln, ist ungehörig. Sie werden verstehen, daß wir Ihnen nur noch mit der größtmöglichen Distanz begegnen.“

Für noch mehr Distanz waren die beiden Referendare: Sie wollen ihrem Ausbilder künftig überhaupt nicht mehr begegnen und ließen sich versetzen — Leverkühn gar in die Behörde des Justizsenators, um dessen Wohlergehen Richter Jörn besorgt ist.

Hamburgs Oberlandesgerichtspräsident Walter Stiebeler nach dem Eklat: „Ich kann nicht verstehen, wie man als Richter so reagieren kann.“ Über den Antrag, Jörn künftig von der

Simca, eine Tochtergesellschaft von Chrysler (drittgrößter Automobilhersteller der Welt), baut europäische Autos von hohem technischen Standard. Mit 6542 handwerklich qualifizierten Servicestationen, davon allein 1034 in Deutschland, steht dem Simca-Fahrer das viertgrößte Servicenetz in Europa zur Verfügung.





Nachwuchspflege fernzuhalten, hat Stiebeler noch nicht entschieden.

Wie immer der Entscheid ausfällt: Scherereien mit der Justiz werden dem ruhebedürftigen Verwaltungsgerichtsdirektor kaum erspart bleiben. Peter Struck, Mitglied des Hamburger Referendarausschusses, will aus dem Vorfall einen Fall machen. Er befragte Jörn und Heinrich Hußmann, den Präsidenten des Gerichts, nach Details.

Hußmann zu Struck: „Das ist ein Einzelfall. Beurteilen Sie danach nicht das ganze Verwaltungsgericht.“ Jörn zu Struck: „Mit Ihnen rede ich nicht.“

VERBRECHEN

GOLTZE

Beweis im Keller

Unter dem Zellenfenster kauerten zwei Kriminalbeamte auf einer Wolldecke. Vor der Tür der Haftzelle im Keller des Darmstädter Polizeipräsidiums standen drei weitere Kripo-Leute, spähten durch ein präpariertes Guckloch und lauschten. Hinter der Stahltür plauderten zwei Beschuldigte über einen Mord:

Der eine, Rasierapparate- und Autoverkäufer Hans-Jürgen Goltze, 35, zu seinem Gesprächspartner: „Wie kommst du Dreckhund dazu, mir so etwas anzutun?“

Darauf der andere, Autoschlosser Frank („Fränki“) Kraußе, 30: „Ei Hans, jetzt beruhige dich doch, du hast damit nichts zu tun, aber ich wußte nicht mehr ein noch aus ... ich drehe meine Aussagen sowieso wieder, aber momentan weiß ich nicht weiter.“

Das belauschte Gespräch — am 29. Mai 1967 von Kriminal-Hauptkommissar Heinz Michel auf Goltzes Bitte ohne Wissen Kraußes arrangiert — dauerte etwa neunzig Minuten. Was den Kripo-Profis in tagelangen Verhören nicht gelungen war, erreichte



Angeklagter **Goltze**
„Da ist was zu holen“

Amateur Goltze mit seiner derben Rhetorik auf Anhieb: Krauße gestand, am 14. Dezember 1966 in einer Darmstädter Villa den Prokuristen Richard Albrecht, 48, getötet sowie die Bauunternehmerswitwe Marie Mitteldorf, 53, deren Schwester Anna Hüllinghorst, 61, und Mitteldorf-Pudel Axel durch Pistolenschüsse verletzt zu haben.

Möglicherweise noch unter dem Einfluß der Beredsamkeit Goltzes wiederholte Krauße kurz darauf vor der Kripo und dem Untersuchungsrichter sein Geständnis. Und anderntags war Goltze, den Krauße bis dahin der Bluttat beschuldigt hatte, fürs erste frei.

Bald darauf widerrief Krauße sein Geständnis, und das Kellergespräch, so schien es, war nur Episode in dem Kriminalstück um die Aufhellung der Darmstädter Bluttat, das nun schon seit fast drei Jahren andauert und dem umfallende Zeugen, fragwürdige Bekenntnisse, Unterweltler und Strafgefangene, in die Irre geleitete Kriminalisten und verzweifelte Staatsanwälte Dramatik geben.

Doch im Mai platzte der nach vielerlei Wirrnissen endlich eröffnete Schwurgerichtsprozeß gegen Goltze und Krauße — wegen des Kellergeständnisses. Goltze und sein Anwalt Glenz zerstritten sich darüber, ob und wie das Gespräch für die Verteidigung zu nutzen sei. Goltze entzog seinem Rechtsbeistand schließlich Vertrauen und Mandat, und ein Abschluß des Falles, der jetzt von vorn aufgerollt wird, war wieder einmal unabsehbar.

Bereits zwei Monate nach den Schüssen auf Prokurist Albrecht, Witwe Mitteldorf und Anna Hüllinghorst war der wegen Diebstahls mit sieben Jahren Zuchthaus vorbestrafte Goltze erstmals in Tatverdacht geraten: Er war früher einmal mit der Mitteldorf-Tochter Helga befreundet gewesen; nach Streitigkeiten hatten ihn die Mitteldorfs des Hauses verwiesen. Und als die verletzten Opfer bei einer Gegenüberstellung zögernd auf Goltze zeigten („Der war es“), mochte die Kripo Rache für den Hausverweis als Tatmotiv nicht mehr ausschließen.

Doch schon nach 20 Tagen öffneten sich wieder die Zellentüren für den Verhafteten. Den Tatabend, so hatte ein Oberkommissar ermittelt, habe Goltze mit einer Freundin in der Frankfurter „Odeon-Bar“ verbracht.

Neue Zeugen aus dem Tanzlokal sagten zwar aus, Gast Goltze habe die Bar etwa zur Tatzeit für rund eine Stunde verlassen, und die Darmstädter Beamten machten die Probe: Für einen kühlen Rechner wie Goltze hätten bei freien Straßen 50 Minuten für Anreise zum Tatort, Tat und Rückkehr an den „Odeon“-Tresen genügt.

Doch Goltzes Name tauchte erst wieder in den Akten auf, als die Kripo während der Ermittlungen zu einem Raubüberfall auf eine Posthalterin im hessischen Salzböden feststellte, daß die von den Salzbödener Tätern benutzte Pistole mit der Darmstädter Tatwaffe identisch war.

Damals meldete sich der Frankfurter Erich Hunte und gab an, mit eben-

Der wilde Westen Frankreichs.

Tief im Süden Frankreichs, nahe der Küste des Mittelmeeres, findet der Besucher eine Landschaft, die ihn vergessen läßt, daß er noch in Europa ist. Eine Landschaft, die an die freie, endlose Weite des amerikanischen wilden Westens erinnert — eine Landschaft, die dem wilden Westen sogar ähnlich ist: die Camargue!

So wie in der amerikanischen Prärie noch große Herden der bekannten schwarzen Wildpferde — der Mustangs — leben, so leben in der Camargue in völliger Freiheit weiße Wildpferde — die berühmten weißen Pferde der Camargue! Und auch Stiere werden hier gezüchtet — kräftige, schwarze Kampfstiere! Auch sie erinnern an den wilden Westen — an riesige Rinder- und Büffelherden.



In Méjanes ist die größte Stierzuchtfarm, mitten im Herzen der Camargue gelegen. Sie ist Eigentum der Société Ricard. Die Männer, die es verstehen, mit diesen Stieren umzugehen, sie zu nehmen, sie gar bei den Hörnern zu packen, sind drahtig, ganze Kerle und sehr temperamentvoll.

Ihr Getränk ist nicht etwa Whisky, wie von amerikanischen Cowboys bevorzugt, sondern der RICARD. Ein 45-prozentiges, kräftiges, würziges Getränk aus Südfrankreich. Sein Rezept ist ein Geheimnis, aber man spürt auf der Zunge, daß es eine Menge aromatische Kräuter sind, die dem RICARD einen einzigartigen Geschmack geben.

Anis und Süßholz sind nur zwei der vielen Gewürze. Mit 5 Teilen Eiswasser ist der RICARD zu mischen, dann verwandelt er sich zu einem erfrischenden, weißen Longdrink. Ein Longdrink aus der Camargue — aus dem Land der Sonne und der Stiere — ein Land, geschaffen für Besucher mit Abenteuerlust!





Abenteuer RICARD...
Genießen Sie das Abenteuer RICARD.
Aus dem Süden
Frankreichs, dem Land
der Sonne und der Stiere:
RICARD
Mit 5 Teilen Eiswasser
frisch, wild;
der Stier unter den
Longdrinks.
RICARD
Würzig. Naturrein.
Aus Anis, Süßholz und Kräutern der Provence.
Schmeckt mit jedem Schluck besser.
35 Long – Long – Longdrinks
in einer Flasche. 35 Abenteuer RICARD!
Weißer Longdrink
1+5
1 Teil RICARD
5 Teile Eiswasser
RICARD
RICARD
RICARD
45
FRANCE
VRAI PASTIS DE MARSEI
RICARD
RICARD
RICARD
Frankreichs liebster Longdrink
RICARD-BISQUIT
5 Köln · Lindenstraße 19
Tel. 23 65 58

diesem Schießeisen einst zusammen mit seinem Bekannten Frank Krauße im Wald herumgeschossen zu haben. Der so verpfiffene Krauße wurde denn auch bald durch Faserspuren der Salzbödener Tat überführt. Doch von einer Beteiligung an der Darmstädter Schießerei wollte er zunächst nichts wissen: Zu jener Zeit habe die Pistole Hans-Jürgen Goltze gehört — einem Krauße-Freund aus gemeinsamer Zeit im Zuchthaus Butzbach. Und der habe sie vermutlich durch Vermittlung der Frankfurter Unterweltler „Juden-Robert“, „pickliger Hermann“ oder „Berger Josef“ erstanden. Kraußes Erzählungen brachten Goltze, im Mai 1967, zum zweitenmal hinter Gitter.

Auf Auswege sinnend, brachte Goltze bei seinen Vernehmern als möglichen Darmstädter Täter den Krauße-Bekannten Horst Herrmann, 32, ins Gespräch — mit dem Erfolg, daß die Kripo den gelernten Maler als Krauße-Kompagnon beim Salzbödener Postraub überführte.



Goltze-Freund **Krauße**: „Ei, Hans, jetzt beruhige dich doch“

Wem er seine Verhaftung zu verdanken hatte, erfuhr Herrmann jedoch erst ein halbes Jahr später beim Post-Prozeß in Limburg, wo er zu neun Jahren und Krauße zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Aber zu dieser Zeit war Goltze wieder einmal auf freiem Fuß, denn mittlerweile hatte Krauße im Kellergespräch gestanden, die Tat begangen zu haben — zwar auf Goltzes Tip hin („Da ist was zu holen“), aber allein.

Für die Verfolger Goltzes war der Fall nun verworrener denn je. Um so erfreuter war Darmstadts Oberstaatsanwalt Dr. Erich Hofmann, als er Anfang 1968 Post aus dem Zuchthaus Butzbach erhielt. Offenbar im Austausch gegen Goltzes Tip an die Kripo teilte der dort einsitzende Maler Herrmann mit, ein beim Salzbödener Überfall benutztes Fahrzeug — ein gestohlener Opel Rekord, Kennzeichen DA—AM 87 — sei auch in Darmstadt im Einsatz gewesen: Er habe damit Goltze und Krauße zum Tatort gefahren und selbst während der Tat im Auto gewartet. Nach den Schüssen in der Villa seien Goltze und Krauße über das Hoftor gesprungen; Goltze mit blutverschmierter Hemdmanschette und einer Pistole in der Hand.

Nach „langem Zögern“ (Hofmann) übernahm auch Krauße („Der Goltze hat geschossen“) diese Version — mit einer Einschränkung: Goltze habe nicht mit im Opel gesessen, sondern sei in einem Ford 17 M nachgereist. Goltze wurde zum drittenmal eingesperrt.

Beim Prozeß, der im März begann, saßen freilich nur Goltze und Krauße auf der Anklagebank: In stillschweigender Partnerschaft mit Briefschreiber Herrmann hatte sich Darmstadts Oberstaatsanwalt auf eine überraschende Regelung eingelassen. Der Informant aus dem Zuchthaus war nur als Zeuge geladen, und die Frage einer Tatbeteiligung des angeblichen Chauffeurs blieb dadurch ausgeklammert.

Auch die Frage, ob der Brief an den Oberstaatsanwalt möglicherweise nur Teil eines Komplotts der Zuchthäusler Herrmann und Krauße gegen den damals noch freien Goltze gewesen war, wurde bei der Verhandlung kaum erörtert. Gleichwohl gerieten die Indizien der Mord-Anklage gegen Goltze ins Wanken. Denn vor Gericht sagte die Tatzeugin Marie Mitteldorf nun über den Schützen aus: „Das Gesicht des Mannes hat sich mir fest eingeprägt. Ich sage heute, daß es Herr Krauße war“, und „schon seine Größe“ sei dafür Beweis. Zwischen Krauße und Goltze besteht in der Tat ein beträchtliches Gefälle: Der eine mißt 1,72, der andere 1,85 Meter.

Belastend für Goltze fielen dagegen Mitteilungen der Anklage über seine Vergangenheit aus: Als 23jähriger hatte Goltze einmal seine Komplicen bei mehreren Diebstählen durch Geldangebote zu überreden versucht, alle Schuld auf sich zu nehmen. Auch fand die biologische Sachverständige in den Taschenfusseln eines Goltze-Anzuges Faserspuren, die von der Hose des ermordeten Prokuristen Albrecht stammen können. Goltze kam nicht wieder frei, als der Prozeß schließlich platzte.

In der neuen Verhandlung, die vorletzte Woche begann, will der Häftling einen entscheidenden Entlastungsangriff starten: Jenes Kellergespräch, so meint er, müsse ihn entlasten. Die Richter des ersten Schwurgerichts freilich hatten wenig Neigung gezeigt, sich in die Erkenntnisse der Keller-Konferenz zu vertiefen — aus gutem Grund.

Denn Paragraph 136 a der Strafprozeßordnung verbietet die prozessuale Verwertung von Aussagen, bei denen die Freiheit der Willensentschließung eines Beschuldigten durch Täuschung beeinflußt worden ist. Da das Grundgesetz die Würde des Menschen für unantastbar erklärt und Eingriffe in die persönliche Freiheit nur in engen, gesetzlich umrissenen Grenzen zuläßt, dürfen nur solche Geständnisse im Strafprozeß gewertet werden, bei denen sich der Betreffende frei hat entschließen können, ob, wie und wem gegenüber er aussagen will.

Ein unbemerkt von Dritten abgehörtes Zwiegespräch oder ein heimlich laufendes Tonbandgerät sind unzulässige Vernehmungsmittel, und ein solches „Geständnis“ entbehrt jeder Beweisqualität — sogar dann, wenn der Beschuldigte der Verwertung zustimmt, weil ihm das möglicherweise günstig erscheint. Strafprozeßrechtler folgern daraus, derartige Beweismethoden seien prozessual immer wertlos, gleichgültig, ob sie belastende oder entlastende Umstände erbringen.

Daß Krauße gleich nach der Kellerszene den Kripobeamten und dem Untersuchungsrichter — und Goltze — den Gefallen tat, sein „Geständnis“ im Vernehmungszimmer zu erneuern, kann Goltzes Prozeßchancen auch kaum verbessern. Denn „besteht auch nur die geringste Möglichkeit“, so Strafprozeßkommentator Eberhard Schmidt, „daß die Unfreiheit fortgewirkt hat, so ist auch die spätere Aussage ... genauso unverwertbar“.

Goltzes neuer Wahlverteidiger, Rechtsanwalt Egon Geis aus Frankfurt, will denn auch neue Wege gehen: Das gesetzliche Verwertungsverbot illegaler Beweiserkundung könne nicht gegenüber jedermann absolut gelten. Zwar dürfe das Kellergeständnis für Krauße weder belastend noch entlastend bewertet, gegenüber Goltze jedoch müsse es berücksichtigt werden.

Der Anwalt will sich dabei auf ein Urteil des Bundesgerichtshofs von 1964 berufen, mit dem die Karlsruher Richter die Durchbrechung jenes Beweis-Verwertungsverbots für solche Fälle erwogen haben, in denen sie „das einzige Mittel zur strafprozessualen Entlastung einer anderen Person von besonders schweren Anklagevorwürfen darstellen würde“.

Anwalt Geis zum SPIEGEL: „Ich werde bald darauf hinweisen, daß das Kellergespräch die Verhandlung noch in eine ernste Krise bringen kann.“


BALTRIK
Helanca-Set
Blue-C-Nylon
Die winzige Laufmasche am anderen Morgen.
Ein wahrer WEAR DATED® Garantiefall.
„Dies beiliegende süße Kleidchen habe ich immer am Strand getragen, gestern Nacht auch bei einer Strandparty. Nun ist an der Halsausschnittnaht plötzlich ein winziges Laufmäschchen. Können Sie die Sache bitte in Ordnung bringen?"
Ingrid R., Hamburg-Harvestehude.
Ganz gleich, wie winzig: wir nehmen nicht die Nähmaschine. Wir nehmen das Scheckbuch und zahlen Frau R. den vollen Kaufpreis zurück. (Kassenzettel und Garantieschein hatte sie ja beigelegt.)
Denn die WEAR DATED® Garantie deckt auch dies. Wenn innerhalb eines Jahres der geringste Mangel auftritt, und sei's auch nur, ein Knopf reißt ab, zahlen wir. Das verstehen wir unter 1 Jahr Trage-Garantie.
Diese Garantie käme uns teuer zu stehen, wenn wir uns nicht dreifach abgesichert hätten: 1. Einer macht eine gute Faser – wir, Monsanto. 2. Einer macht daraus das bewährte „Helanca" – die Zwirnerei Haagen. 3. Und einer macht damit anständige Kleidung – Baltrik.
VON MONSANTO GETESTET
WIR ERSETZEN DEM VERBRAUCHER DIESES KLEIDUNGSSTÜCK ODER ERSTATTEN IHM DEN VOLLEN PREIS, WENN INNERHALB EINES JAHRES BEI NORMALEM TRAGEN MANGEL AUFTRETEN. SENDEN SIE ES MIT DIESEM ANHÄNGER UND DEM DATIERTEN KASSENZETTEL AN: MONSANTO, ABT WD, 4000 DÜSSELDORF, POSTFACH 5704.
EIN JAHR TRAGE-GARANTIE
UNEINGESCHRÄNKTE GARANTIE · FÜR EIN JAHR NORMALES TRAGEN
WEAR DATED®
NYLON
Faser von
Monsanto
Mehr über WEAR DATED® erzählt Ihnen: Monsanto (Deutschland) GmbH, 4 Düsseldorf, Immermannstraße 3

Beaulieu R16 Automatic

in der Hand des Profis…



Mit modernem, dynamischem Aufnahmestil wurden in jüngster Zeit Filmwerke geschaffen, die ohne die Verwendung einer leichten und handlichen 16 mm Filmkamera wie der Beaulieu R 16 nur sehr viel schwerer möglich gewesen wären.

Ausgezeichnete Filme wie „13 Tage in Frankreich" von Claude Lelouch und François Reichenbach, „Explosion im Paradies" von Christoph Kaiser, „Rückkehr ins Leben" von Ch. Maria Fröhder sowie zahlreiche weitere hervorragende Filme wurden zum größten Teil oder ausschließlich mit der Beaulieu R 16 aufgenommen. International berühmte Persönlichkeiten haben die Beaulieu R 16 auch für ihre privaten Filmaufnahmen gewählt, ein Beweis für die außergewöhnlich große Vielseitigkeit dieser Kamera. Schreiben Sie uns oder rufen Sie uns an. Sie erhalten eine ausführliche Farbbroschüre.

Ritter Filmgeräte GmbH · Alleinimport u. Service für Deutschland · 68 Mannheim · Beethovenstr. 2 · Tel. 40 90 85* · FS 04 63452

Folgende Beaulieu Vertragshändler führen ein ständiges Lager des 16 mm Programms: **Aachen** Foto Preim **Aalen** Foto Baur **Amberg** Foto Frey **Augsburg** Foto Ertl **Bad Dürkheim** Foto Bauer **Bad Oeynhausen** Foto Richardt **Bayreuth** E. Fischer, Optik-Foto-Kino **Berlin** Foto Spänhoff GmbH, Foto Leisegang GmbH, Polyfoto-Hobby GmbH, Foto-Kino Wegert **Bielefeld** Photo-Kino Hergeröder **Bochum** Wilhelm Hamer KG **Bonn** Foto Evang **Braunschweig** Foto Lange, Photo Klimesch **Bremen** Photo Brockshus, Photo Kröncke **Bremerhaven** Foto Engler **Bretten** Foto-Kino-Haus Derfo **Darmstadt** Foto-Kino Creter **Detmold** Foto Karbach **Dortmund** Foto Steins, W. v. Frankenberg Foto Kosfeld **Düren** Foto-Kino Albert **Düsseldorf** Photohaus Leistenschneider, Oster & Lange **Essen** Photo Küllenberg, W. v. F-Foto **Esslingen** Fotohaus W. Clauss Nachf. **Fellbach** Foto Utz KG **Frankfurt** Photo Rahn, Photo Eckstein, Foto Koch, Max Neithold **Freiburg** Foto Engel **Fürstenfeldbruck** Foto Rauschmeir **Gießen** Robert Geller KG **Göppingen** Photo Schlenker **Göttingen** Foto Schubert **Gütersloh** Foto-Kino Lütkehus **Hamburg** Fotohaus Pickenpack, Foto-Kino Wiesenhavern, Foto-Kino Hiby, W. Campbell & Co., Foto Bode **Hannover** Thümmler & Wittenberg **Heidelberg** Phora Wessendorf KG **Hersbruck** Willy Müller **Hildesheim** Photo Storm **Jestetten** Drogerie bei der alten Post **Karlsruhe** Foto-Kino Siedlecki, Photo Glock **Kassel** Heini Weber KG **Kiel** Photo Prien **Koblenz** Brillen-Becker **Köln** Fotohaus Kleinholz, Foto-Kino Lambertin, Fotohaus Steins **Krefeld** Schambach & Pottkämper **Landshut** Fotoma **Ludwigshafen/Rh.** Foto Carell **Mainz** Fotohaus am Dom **Mannheim** Phora Wessendorf KG, Foto-Kino Reimann KG **Mühlacker** Foto Frischkorn **Mülheim** Photo Mengede **München** Foto-Kino Pini, Photo Schaja, Foto-Kino Sauter, Photo Kohlroser, Foto Steinberg **Münster** Photohaus Hermann Greve **Nagold** Foto Leidmann **Neuß** Fotohaus Wickrath **Nürnberg** Foto Hilz, Photohaus Seitz **Oldenburg** Photo Wöltje **Peine** L. Polstorff **Pforzheim** Foto Notton **Regensburg** Fotohaus Zacharias **Remscheid** Walter Kaiser **Reutlingen** Foto Dohm **Saarbrücken** Foto Gressung, Foto Kiefer **Säckingen** Oskar Forstmeyer **Schweinfurt** Foto Haas **Siegen** Brillen Fuchs **Soest** Foto Streil **Starnberg** Foto Huttig **Stuttgart** Fotohaus Weizsäcker, Photo Planet, Photo Hildenbrand, Photohaus Kleiber **Trier** Foto Thömmes **Tübingen** Foto Walter **Ulm** Foto Blumenschein, Foto Kammerer **Viersen** Zambona KG **Wiesbaden** Foto Gitter, Fotohaus Besier **Wolfsburg** Foto-Kino Hönl **Würzburg** Fotohaus Duttenhofer **Wuppertal-Elberfeld** Photo Leimberg, Foto Vogelsang **Zweibrücken** Foto-Kino Loth, **Hannover**, Foto Otte.

„WIR HABEN EINE UNFALLSITUATION, DIE TRAGBAR IST"

SPIEGEL-Interview mit dem Inspekteur der Luftwaffe, Generalleutnant Johannes Steinhoff

SPIEGEL: Herr General, mit dem Absturz vom Montag letzter Woche hat die Luftwaffe innerhalb von acht Jahren ihren 100. „Starfighter" verloren ...

STEINHOFF: Nicht die Luftwaffe, die Bundeswehr hat 100 Starfighter durch Flugunfälle verloren. Der Anteil der Luftwaffe beträgt 69 F-104, die übrigen entfallen auf den Bereich der Ausbildung in den USA — auf den die Luftwaffe weder im Flugbetrieb noch in der Flugsicherheit noch in der Technik irgendeinen Einfluß hat — und auf die Marineflieger.

SPIEGEL: Von dem Materialverlust in Höhe von etwa einer dreiviertel Milliarde Mark abgesehen: Sind 54 tote Piloten nicht ein zu hoher Preis?

STEINHOFF: Man kann den Preis für ein Waffensystem nicht mit den bei Flugunfällen tödlich verunglückten Piloten ausdrücken. Wenn man sich dazu entschließt, zum Verteidigungsbeitrag der westlichen Welt eine moderne Luftwaffe beizusteuern, muß man die in der Fliegerei unabdingbaren menschlichen Verluste als kalkuliertes Risiko hinnehmen. Diese bedauerlichen Verluste sind nicht ein Tribut an das Waffensystem.

SPIEGEL: Hätten die Maschinen, die damals neben der F-104 zur Auswahl standen, ähnliche Opfer gefordert?

STEINHOFF: Neben der F-104 standen damals noch die „Mirage" III A und der „Super Tiger" zur Auswahl. Da beide Systeme etwa dem technologischen Stand der F-104 und deren Flugleistungen entsprachen, kann angenommen werden, daß die Verluste in einer Betriebshaltungszeit von etwa acht Jahren denen der F-104 entsprochen hätten.

SPIEGEL: Auch nach amerikanischen Unterlagen hatte aber der Starfighter in der Einführungszeit eine besonders hohe Flugunfallquote.

STEINHOFF: Die weitverbreitete Meinung, daß die hohen Verlustzahlen F-104-spezifisch seien, ist nicht zutreffend. Würde man theoretisch weltweit alle Flugstunden moderner Systeme eines Jahres und die hierbei aufgetretenen Unfälle mit tödlichem Ausgang in Relation bringen, muß man von einer Rate von etwa zehn tödlichen Unfällen pro 100 000 Flugstunden ausgehen. Da diese Bezugsgröße etwa der jährlichen Flugleistung der Luftwaffe entspricht, müssen wir ungünstigenfalls beim F-104-Flugbetrieb mit bis zu zehn Unfällen pro Jahr mit tödlichem Ausgang rechnen. Ich bin sehr froh darüber, daß es uns gelungen ist, diese Vergleichsgröße seit 1967 — nämlich 1967 mit einer Rate von 2,8 und 1968 mit 8,3 — unterschritten zu haben.

SPIEGEL: Müssen solche Verluste an Menschen und Material auch von den verbündeten Luftwaffen getragen werden?

STEINHOFF: Diese Frage muß eindeutig mit Ja beantwortet werden. Bei der F-104 ist ein Vergleich einfacher, da viele europäische Nationen dieses System fliegen. Während die Luftwaffe noch im Jahr 1965 beim Vergleich der Raten für Flugunfälle mit tödlichem Ausgang an letzter Stelle lag — also das schlechteste Ergebnis zu verzeichnen hatte —, haben wir uns in den folgenden Jahren verbessert und nahmen bereits 1968 den zweitbesten Platz ein. Die Verbesserung hält auch 1969 an und läßt mit einer Rate von 5,2 F-104-Unfällen mit tödlichem Ausgang per 10. Oktober 1969 ein unter dem internationalen Schnitt liegendes Ergebnis erwarten.

SPIEGEL: Seit Sie Inspekteur sind, seit 1966, ist die Unfallrate bei stark erhöhter Flugstundenzahl erheblich gesunken. Was waren die Gründe für die Absturzserie vor Ihrer Zeit?

STEINHOFF: Die 1965 begonnenen Untersuchungen über die Unfallursachen haben eindeutig ergeben, daß es keine alleinige Hauptursache gab. Die Summierung der Unfälle im Jahre 1965 ist auf das Zusammenwirken vieler Faktoren im technischen und menschlichen Bereich, insbesondere aber auf die fehlende Erfahrung zurückzuführen. Die Umstellung von den verhältnismäßig unkomplizierten alten Systemen auf das komplizierte und sensible Mach-2-System — also von dem Flugzeug von heute auf das Flugzeug von übermorgen — erforderte die Aufbietung aller physischen und psychischen Kräfte.

SPIEGEL: War nicht das Bodenpersonal gleichermaßen überfordert?

STEINHOFF: Die Umstellung der Organisation, Technik, Logistik und des Flugbetriebes sowie der Infrastruktur war ebenso schwierig. Hinzu kommt, daß während der Einführung eines neuen Waffensystems die Unfallrate immer besonders hoch liegt und sich erst mit der wachsenden Erfahrung und der fliegerischen sowie technischen Beherrschung des Systems normalisiert. Dies gilt nicht nur für die junge deutsche Luftwaffe, sondern ist eine Erscheinung, die auch bei den wesentlich erfahreneren Luftwaffen zu beobachten ist.

SPIEGEL: Die Luftwaffe war also auf diese komplizierte Maschine schlecht vorbereitet. War es dann richtig, Piloten, Warte, Flugsicherheit und Logistik gleich mit 867 Starfightern zu konfrontieren? Mußte dies die Katastrophe nicht geradezu provozieren?

STEINHOFF: Schlecht vorbereitet möchte ich nicht sagen. Die materiellen Vorbereitungen entsprachen weitgehend den Anforderungen. Wenige der für die Einführung verantwortlichen — kurz zuvor aus dem Zivilleben gekommenen — Offiziere überschauten die mit dem hochmodernen System auf die Luftwaffe zukommenden Probleme. Heute sind wir selbstverständlich klüger.



Fliegerführer **Steinhoff**: „Heute sind wir selbstverständlich klüger"

SPIEGEL: Hatte das Flugzeug nicht auch Konstruktionsmängel?

STEINHOFF: Es gab nach den Untersuchungen im Jahre 1965 Fertigungs- und Kontrollfehler sowie Materialermüdungen, aber keine Konstruktionsmängel. Eine solche Feststellung hätte zur Sperrung des Flugzeugs führen müssen. Bei den 26 Abstürzen des Jahres 1965 war nur in zwei Fällen bei technischen Mängeln eine Parallelität festzustellen; so daß man auch nicht sagen kann, daß die eine oder andere technische Komponente häufig versagt hätte. Technische Änderungen und Verbesserungen hingegen begleiten ein Waffensystem während seiner ganzen Indiensthaltungszeit und werden noch durchgeführt, wenn die ersten Flugzeuge bereits ausgesondert werden.

SPIEGEL: Erst kürzlich stellte sich aber heraus, daß die Flügel Schwächen aufweisen.



Ein Hauch von Luxus
Eine Cigarette höchster Wertklasse.
Das Ergebnis exclusiver Tabakauswahl
und Perfektion der Herstellung.
Erste Sorte
ERSTE SORTE
REEMTSMA ERSTE SORTE
Leichte Auswahl-Tabake Erste Sorte
Die Spitzenmarke von Reemtsma
18 CIGARETTEN DM 1,90

STEINHOFF: Diese Schwächen an den Flügeln sind bei den wesentlich stärker strapazierten Ausbildungsflugzeugen in Luke/USA aufgetreten und sind nach Erreichen der gleichen Festigkeitsbelastungen auch bei der europäischen F-104-Flotte in zwei bis drei Jahren zu erwarten. Es gibt kein Flugzeug, bei dem dieser Moment nicht auftritt. Man muß entsprechende Vorsorgen treffen. Unsere Abteilung Wehrtechnik hat diese Vorsorge in anerkennenswerter Weise mehr als rechtzeitig getroffen. Schon jetzt steht fest, daß sie sowohl technisch als auch finanziell im Rahmen dessen liegen, was für das Waffensystem an Haushaltsmitteln vorgesehen ist.

SPIEGEL: Was sagen Sie zu dem neuen Prüfungsbericht des Bundesrechnungshofes über die F-104-Beschaffung? Die Rechnungsprüfer haben schwerwiegende Mängel aufgedeckt.

STEINHOFF: Ich bin darüber unterrichtet, daß sich der Bundesrechnungshof sehr ausführlich mit der Entwicklung und Beschaffung von 96 F-104 G bei der Firma Lockheed befaßt hat. Ich bin aber weder zuständig noch befugt, Ihnen zu diesem Komplex, der sich mit Fragen der Einhaltung der Bestimmungen über den Entstehungsgang für Wehrmaterial befaßt, Einzelheiten mitzuteilen, zumal die gemeinsame Stellungnahme des Hauses noch nicht erarbeitet ist.

SPIEGEL: Sie haben sich damals für eine Reduzierung des Starfighter-Programms eingesetzt. Wieviel Maschinen hätte die junge Luftwaffe Ihrer Meinung nach bewältigen können?

STEINHOFF: Ich habe gewisse Bedenken gegen die schnelle Einführung einer großen Menge Flugzeuge eines komplizierten Waffensystems geäußert. Ich befürchtete, daß die unerfahrene Luftwaffe durch die neue Technik überfordert sein könnte. Heute ist es für mich tröstlich zu wissen, daß die Luftwaffe die F-104, die sie jetzt besitzt, „bewältigen" kann. Auch hätte sich der Umrüst-Rhythmus gegenüber den ursprünglichen Planungen in der Praxis doch erheblich verlangsamt.

SPIEGEL: Die Luftwaffe hat kürzlich 50 neue Starfighter bestellt, um die durch Verluste und Alterung entstehenden Lücken zu schließen. Warum bestellt man noch mehr dieser Flugzeuge, die soviel Ärger verursacht haben?

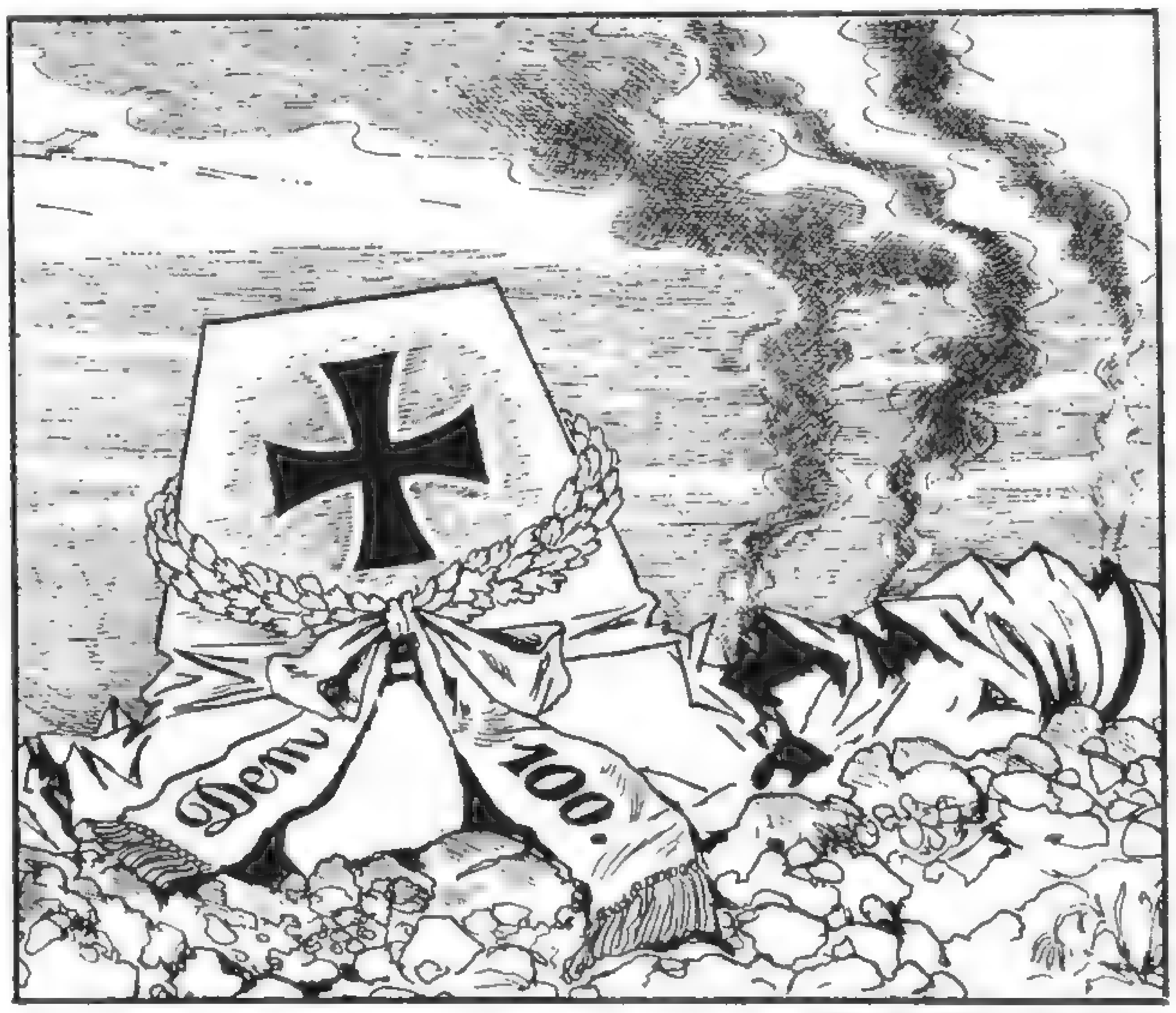
STEINHOFF: Ich bin mir der psychologischen Belastung des Begriffes „Starfighter" wohl bewußt. Auf der anderen Seite haben wir den Starfighter voll „im Griff", wie wir häufig sagen. Wir haben eine Unfallsituation, die tragbar ist. Uns kam es darauf an, die Verbände so lange mit dem Starfighter einsatzbereit zu haben, bis er durch ein Nachfolge-Waffensystem ersetzt werden kann. Wir bekommen aber Lücken sowohl in der Luftwaffe als auch in der Marine, wenn wir diesen Zeitraum bis 1976 mit dem Starfighter durchstehen wollen. Um diese Lücken zu füllen, war es einfach notwendig, neue Maschinen nachzukaufen. 50 Flugzeuge eines anderen Typs einzuführen, hätte natürlich, allein wenn man an die logistischen Probleme denkt, gar keinen Sinn.

SPIEGEL: Die 50 Flugzeuge nicht nachbauen zu lassen, würde bedeuten, daß wir Lücken in den Geschwadern hätten ...

STEINHOFF: ... die die Einsatzbereitschaft auf die Dauer beeinträchtigen und die Verbände ihren Dienst nicht mehr wirtschaftlich machen lassen. „Wirtschaftlich" heißt: genügend Flugzeuge im Vergleich zum Personal.

SPIEGEL: Die alten Maschinen sind jetzt durchschnittlich sechs Jahre alt. Muß die Unfallquote beim Älterwerden der Flugzeuge nicht wieder ansteigen?

STEINHOFF: Wir werden alles Erdenkliche tun, daß dies nicht eintritt. Im übrigen ist das Älterwerden der Flugzeuge dann kein Problem, wenn Mittel zur Verfügung stehen, um eventuell durch Alterung auftretende Schwachstellen durch geeignete technische Maßnahmen zu beseitigen. Ich glaube nicht, daß in naher Zukunft die Alterung des Materials zu einem unkalkulierbaren Risiko wird. Wir haben flugstundenmäßig das Ende der ersten „Halbzeit" der F-104-Indiensthaltung noch nicht erreicht, so daß ich in dieser Frage recht optimistisch bin.



Stuttgarter Zeitung

Auch ein Jubiläum

SPIEGEL: Wie lange muß die F-104 in der Luftwaffe noch geflogen werden, bis sie durch eine neue Fluggeneration wie das von Großbritannien, Italien und der Bundesrepublik konzipierte neue Kampfflugzeug MRCA (Multi-Role-Combat-Aircraft) abgelöst werden kann?

STEINHOFF: Unsere MRCA-Planung basiert auf dem Zeitplan, die F-104 von 1976 an im Rhythmus des MRCA-Zulaufs abzulösen. Da wir für die Umrüstung einige Jahre benötigen, bedeutet dies, daß wir mit einer zu Zeit noch nicht festliegenden Zahl an F-104 die Schwelle der achtziger Jahre erreichen können. Selbstverständlich wird diese Zahl nicht groß sein, und es werden nur die Flugzeuge sein, die in der Serie zuletzt gebaut oder nachgebaut wurden und somit noch die erforderliche Lebensdauer aufweisen.

SPIEGEL: Was kann der in den fünfziger Jahren entworfene Starfighter in den siebziger Jahren noch leisten?

STEINHOFF: Der Ende der fünfziger Jahre konzipierte Starfighter war damals seiner Zeit weit voraus. Seine Leistungsgrenzen werden selbst heute nur von wenigen Systemen übertroffen. Wir haben zwar durch unseren Schritt von der alten F-84/86-Generation zur F-104 einen sehr großen Schritt getan und uns dabei die bereits erwähnten Schwierigkeiten eingehandelt, andererseits werden wir aber dadurch jetzt in die Lage versetzt, die Entwicklung des Nachfolgesystems ohne schädliche Hast durchzuführen. Die F-104 wird mit der in Einführung befindlichen modernen Bewaffnung ihre Aufgaben in den siebziger Jahren voll erfüllen.

SPIEGEL: In der letzten Zeit haben deutsche Starfighter-Piloten bei internationalen Wettbewerben Preise errungen. Sind die Leistungen dieser Star-Piloten repräsentativ für das Können der übrigen Flugzeugführer?

STEINHOFF: Diese Leistungen sind — was mich besonders freut — ein echtes Spiegelbild der Leistungsstärke unserer Flugzeugführer und damit der Luftwaffe. Sie sind es deshalb, weil die Teilnehmer an den Wettbewerben kurz vor den Ubungen von der Nato aus allen gemeldeten einsatzbereiten Flugzeugführern der beteiligten Luftwaffen durch Los ausgewählt werden.

SPIEGEL: Kürzlich haben sechs deutsche Starfighter erstmals im Verband den Atlantik überquert. Glauben Sie angesichts der zahlreichen Pannen auf diesem Flug wirklich daran, daß Sie im Ernstfall die 95 jetzt in Arizona stationierten Ausbildungs-Starfighter rechtzeitig zum Einsatz nach Deutschland bekommen?

STEINHOFF: Ich glaube nicht nur daran, sondern ich bin überzeugt, diese Reserven rechtzeitig zur Verfügung zu haben. Ich werde in meiner Überzeugung dadurch bestärkt, daß die von Ihnen erwähnten Pannen nicht bei den vielgeschmähten F-104, sondern ausschließlich bei den Begleitflugzeugen Bréguet „Atlantic" und „Transall" aufgetreten sind. Die Begleitflugzeuge waren aber nur eingesetzt, um das Risiko des ersten Fluges weitestgehend zu mindern. Im Ernstfall erfolgt die Überführung selbstverständlich unter einem geringeren Begleit-Aufwand. Die für den Transatlantik-Flug gesteckten Ziele wurden — soweit die F-104 betroffen ist — jedenfalls voll erreicht.

Was ist das?

Hängt im Bad. Im Flur. Oder sonstwo. Liefert jede Menge heißes Wasser. Aus allen Hähnen. Und heizt. Und heizt... die ganze Wohnung – bequem, preiswert, mit Gas.

Ihre Heizzentrale an der Wand:
Junkers Kombi-Heiztherme.

Merke: Junkers Heizthermen werden mit Gas betrieben – mit Stadtgas, Flüssiggas und natürlich mit Erdgas. Weil Gas nicht riecht, nicht raucht und nicht rußt. Weil Gas nicht vorbestellt und nicht vorfinanziert (z. B. dann, wenn Sie Ihr Geld im Urlaub brauchen), nicht extra angeliefert und nicht umständlich gelagert werden muß. Gas ist einfach da – energiereich, unerschöpflich.

Junkers Heizthermen sind zudem absolut sicher (weltbekannte Junkers Controls bürgen hierfür) und für Mini-Appartements so »maßgeschneidert« wie für große Wohnungen, für Altbauten so richtig wie für Neubauten. Und das Schönste: Eine Junkers Kombi-Heiztherme ist bequem, so bequem! Einmal ein Handumdrehen oder – bequemer geht's nicht mehr – einmal den Junkers Raumtemperaturregler einstellen, und Ihre Junkers Kombi-Heiztherme heizt und heizt die ganze Wohnung durch und durch sommer-sonnen-urlaubs-wohlig-warm. Vollautomatisch. Und liefert gleichzeitig Heißwasser aus allen Hähnen. Soviel Sie wollen. Denn die Junkers Kombi-Heiztherme ist Zentralheizung und Heißwasserbereiter in einem. *Ihr Fachmann für Junkers erwartet Sie.*

Gas-Zentralheizungsgeräte

JUNKERS

Produkte der BOSCH Gruppe

An 5–39

BUNDESWEHR

STARFIGHTER

Kauf von Schrott

Die F-104 G kombiniert in sich das Optimum an technischer Leistungsfähigkeit, Erfüllung der militärischen Kriterien und gleichzeitig ökonomischer Einkaufsleitung und rationeller Unterhaltungsmöglichkeit.

Franz Josef Strauß am 20. Januar 1965 vor dem Bundestag.

Hauptfeldwebel Maximilian Ambs, 28, setzte in seinem „Starfighter" F-104 G kurz vor dem Fliegerhorst Memmingen zur Landung an. Flughöhe: 600 Meter, Geschwindigkeit: 240 Knoten.

Ambs wollte das Fahrwerk ausfahren, als er einen heftigen Schlag in den Steuerknüppel bekam. Die Maschine trudelte, der Pilot feuerte den Schleudersitz.

Der 100. Starfighter zerbarst letzten Montag am Boden. Ambs pendelte unverletzt am Fallschirm. Zwei Bauern pflückten ihn aus einer Baumkrone. Drei-Sterne-General Johannes Steinhoff, Inspekteur der Luftwaffe, war mit dem Reflex des Fliegers zufrieden: „Er ist sofort ausgestiegen. Das war richtig."

Während Bundeswehr und Öffentlichkeit auf eben diesen Starfighter-Absturz buchstäblich gewartet hatten, brütete die Führungsspitze des Bonner Verteidigungsressorts längst über einem Faszikel mit dem Aktenzeichen IV 6-9470 (1) 59-67: Der Bundesrechnungshof in Frankfurt hat auf 40 Schreibmaschinenseiten die ruinöse Pfuscherei beim Starfighter-Geschäft ins Visier genommen.

Bis Ende dieses Monats muß das Verteidigungsministerium auf den Verriß der Bundesprüfer antworten, die den Starfighter-Einkäufern schlicht Unfähigkeit ankreiden: „Mangel an Kenntnissen und Erfahrung bei der Entwicklung und Beschaffung von Hochleistungsflugzeugen."

Aus einer Serie von Fehlleistungen — so ermittelten die Frankfurter Pfennigfuchser — entstanden „Nachteile für den Bund, die nicht wiedergutzumachen", Schäden, die nicht einmal „mehr feststellbar" sind.



Starfighter-Beschaffer **Strauß**: „Mangel an Kenntnissen und Erfahrung"

Die Dummheiten im Starfighter-Programm begannen an der Spitze. Franz Josef Strauß, als oberster Bundesverteidiger gierig auf die Teilhaberschaft am Atomknüppel der Amerikaner, glaubte 1958, seine Chance sei gekommen. Im Starfighter erblickte er den schnellen und weitreichenden Atombomber, von dem er träumte.

Es wurde ein teurer Traum. Er verführte Strauß zum ersten großen Fehler. Bei einer Visite im kalifornischen Werk des Starfighter-Produzenten Lockheed hinterließ er laut Aktennotiz der Firma schon am 11. März 1958 den „definitiven Eindruck, daß die F-104 das Flugzeug sei, das das deutsche Verlangen nach einem Hochleistungs-Mehrzweck-Flugzeug ... befriedigt".

Die Frankfurter Prüfer konstatieren: Obschon die Experten des Luftwaffen-Führungsstabes noch im Herbst 1958 die Konkurrenz-Muster „Mirage III A" und „Super Tiger" testeten, brauchte Lockheed sich bei den Vertragsverhandlungen mit Bonn dank Straußens Biereifer nicht mehr um Wettbewerb zu kümmern.



100. Starfighter-Absturz: „Das war richtig"

„Bei dieser Sachlage", so steht es im Frankfurter Papier, „hätte der starken Verhandlungsposition der Firma wenigstens eine mit Sach- und Fachkenntnis ausgestattete deutsche Vertretung entgegengestellt werden müssen."

Die Wirklichkeit sah so aus: „Bei den (ersten) Vertragsverhandlungen in Los Angeles hatte die Firma fünf Personen, darunter den Finanzdirektor, den Verkaufsmanager und zwei Juristen aufgeboten. Der Bundesverteidigungsminister war dagegen lediglich durch einen Referenten vertreten."

Verschiedene Referenten rangelten hernach in Bonn, um ihre speziellen Wünsche für die Endfassung des Vertrages anzubringen: „Bei den Verhandlungen in Bonn vertraten die deutschen Teilnehmer Lockheed gegenüber in vielen Punkten keine einhellige Meinung."

Resümee: „Aus allem ist zu entnehmen, daß die Vorbereitung des Vertrages mangelhaft war."

Das Pentagon in Washington bot den Starfighter-Beschaffern, die den hemdsärmeligen Geschäftspraktiken der Amerikaner nicht gewachsen waren, Rat und Beistand an. Stolz verzichteten die Deutschen.

Dazu der Rechnungshof: „Wir bitten zu begründen, warum die angebotene US-Hilfe ... nicht in Anspruch genommen wurde, obgleich im Bundesverteidigungsministerium zu damaliger Zeit im Gegensatz zur US Air Force noch keinerlei Erfahrungen bei der Entwicklung und Beschaffung derartiger Hochleistungsflugzeuge vorhanden waren."

Starfighter-Minister Strauß und seine Gehilfen wähnten sich — wie im kaufmännischen Bereich — auch in

moderner Technik den Amerikanern ebenbürtig. Sie begriffen nicht, worauf sie sich einließen, als sie ein Waffensystem kauften, das noch gar nicht existierte.

Eher fahrlässig als vorsätzlich enthielt Strauß dem Verteidigungs- und dem Haushaltsausschuß des Bundestages zunächst vor, „daß das Flugzeug, das er beschaffen wollte, bisher nur als Schönwetterjäger für amerikanische Verhältnisse hergestellt worden war und erst noch zum Mehrzweckflugzeug mit Allwetter-Eigenschaften umkonstruiert und weiterentwickelt werden mußte" (Bundesrechnungshof).

Die Bundes-Buchprüfer zählen auf, was alles getan werden mußte, nämlich „daß zumindest

- ▷ die Zelle verstärkt, Seitenruder und Höhenleitwerk geändert und erprobt, die Kühlanlage verbessert, eine neue Radarnase eingebaut, ein neuer Schleudersitz vorgesehen und eine Enteisungsanlage am Triebwerkseinlauf erprobt werden müsse;
- ▷ der Trägheitsnavigator beträchtliche Entwicklungsarbeit erfordere;
- ▷ für Flugwertrechner und Bombenrechner die Zusammenarbeit mit den verschiedenen Geräten während des Flugversuchsprogramms erst entwickelt und ausgewertet werden müßten und auch Autopilot und Mehrzweckradaranlage noch umfangreicher Entwicklungsarbeit bedürften".

Alles in allem: „Die Weiterentwicklung war so umfassend, daß sie einer Neukonstruktion gleichkam."

Die Konsequenzen erwiesen sich als verhängnisvoll. Der Bundesrechnungshof sieht jedenfalls einen Zusammenhang zwischen der technologischen Hybris der Bonner Gernegroße, die knapp drei Jahre nach dem Bundeswehr-Start gänzlich unerfahren „das Flugzeug von übermorgen" (Steinhoff) begehrten, und der Starfighter-Unfallserie.

Laut Prüfungsbericht hegen die Frankfurter den Verdacht, „daß in der Weiterentwicklung begründete Konstruktionsschwächen — darunter die mangelnde Allwetterfähigkeit und das geänderte Schwingungsverhalten des Flugzeuges und einzelner Bauelemente infolge des erhöhten Gewichts gegenüber dem ursprünglichen Baumuster — zu manchen Unfällen der ersten Zeit wesentlich beigetragen haben".

Nicht minder katastrophale Folgen brachte die Vertragsmixtur mit sich, nach der Lockheed gleichzeitig Dutzende von hochkomplizierten Bauelementen neu entwickeln und das komplette Waffensystem, das aus diesen Teilen erst entstehen sollte, schon in Serie fertigen mußte.

Strauß nahm sich keine Zeit, die Entwicklungsergebnisse vor dem Serienbau jeweils testen und abnehmen zu lassen. Fehlerhafte, aber rasch gelieferte Flugzeuge waren ihm lieber als zeitraubende Qualitätsarbeit.

In einer Aktennotiz des Verteidigungsressorts, von den Rechnungsprüfern mit Sorgfalt registriert, steht geschrieben, welche Verantwortung sich Strauß damals auflud: „Von dem Herrn Minister wurde entschieden, daß die Einhaltung der Liefertermine ... den Vorrang hat und demgemäß auf eine Abnahme des Entwicklungsergebnisses verzichtet werden müsse."

Nach diesem Machtwort schärfte der damalige Verteidigungsstaatssekretär Dr. Josef Rust den Abteilungsleitern ein, „jeder müsse für seinen Geschäftsbereich ... die Verantwortung übernehmen".

Rust übte damals zarten Druck aus. „Es dürfe nicht noch einmal passieren", vermerkt das Sitzungsprotokoll, „daß — wie im Falle Hispano Suiza (Schützenpanzer HS 30) — einzelnen Herren des Hauses die Verantwortung für das gesamte Objekt zugeschoben werde."

Den Verlust an Steuergeldern, der aus der Kombination von Entwicklung



Verteidigungs-Staatssekretär **Rust**
Zarten Druck ausgeübt

und Serienbau entstand und für den die Militärbürokraten mithaften sollten, ahnte nicht einmal Strauß. Ein Sitzungsbericht des Ministeriums vom 22. Januar 1959 bestätigt: „Es war dem Herrn Minister bis dahin nicht bekannt, daß in einem so hohen Ausmaß — 130 Millionen Mark — erst Entwicklungsarbeiten betrieben werden müssen. Über diesen Umfang sind die Ausschüsse des Parlaments ... nicht unterrichtet worden."

Sechs Wochen später, im Haushaltsausschuß des Bundestages, bezifferte Strauß die Entwicklungskosten schon auf 135 Millionen Mark, im Juni 1962 dann auf 280 Millionen Mark.

Tatsächlich aber, so hält es der Rechnungshof dem Verteidigungsministerium vor, zahlte der deutsche Steuerbürger rund 340 Millionen Mark — den Kaufpreis von 57 Starfightern — ausschließlich für die Weiterentwicklung eines Schönwetter-Jägers zum Atombomber für Nacht und Nebel.

Oberbefehlshaber Strauß, wie vor ihm schon sein Staatssekretär Rust, ließ ausdrücklich Generale, Dirigenten und Referenten des Ministeriums am kostspieligen Risiko des Unternehmens Starfighter teilhaben: „Die Verantwortung trägt das ganze Haus."

Scharf tadelt der Bundesrechnungshof: „Die Erklärungen des Bundesverteidigungsministers, das ganze Haus übernehme die Verantwortung ... hätte personelle Folgerungen nach sich ziehen müssen, als zu erkennen war, daß der Minister und das Parlament über den Umfang der Entwicklung ... nicht ausreichend, teilweise sogar unrichtig unterrichtet worden sind."

Der Frankfurter Hof verlangt eine Erklärung, „warum diese Verstöße nicht in angemessener Zeit untersucht und verfolgt worden sind".

Die von den Bundesprüfern gerügten Fehlentscheidungen verursachten im amerikanischen Herstellerwerk, bei der deutschen Nachbau- und Wartungs-Industrie sowie in den Starfighter-Geschwadern bald ein Chaos. Da Lockheed, von Bonn gedrängt, im Rhythmus der Taktstraße Flugzeuge lieferte, deren Einzelteile aber zugleich unaufhörlich weiterentwickelte, kamen Starfighter nach Deutschland, die in ihrer Ausrüstung so buntgescheckt waren wie ein Flickenteppich.

Der Rechnungshof beschreibt den Wirrwarr: „Flugzeuge im fortgeschrittenen Bauzustand und bereits abgelieferte ... Ausführungen mußten laufend nachgerüstet werden. Dadurch verzögerte sich auch die Lieferung von Ersatzteilen sowie von Bodendienst- und Prüfgeräten mit der Folge, daß die Verbände und die Industrie, die die Flugzeuge warten wollten, nicht ausreichend und nicht rechtzeitig versorgt werden konnten. Die Schwierigkeiten verstärkten sich noch, als Anfang 1961 der europäische Nachbau anlief, lange bevor die Entwicklung bei Lockheed zu einem gewissen Abschluß gekommen war."

In einem Katalog sortieren die Bundesbuchhalter die unfallträchtigen und einsatzhemmenden Beschaffungsmängel bis ins einzelne:

- ▷ „der unterschiedliche Konstruktionsstand der Flugzeuge;
- ▷ die Beeinträchtigung der militärischen Einsatzbereitschaft;
- ▷ die beschränkte Austauschbarkeit der Geräte und Bauelemente;
- ▷ der Zwang zur Bestellung von Ersatzteilen ... mit der Folge, daß sie in großem Umfang bei der Lieferung schon durch die Entwicklung überholt und unbrauchbar waren, das heißt: Kauf von Schrott zum Preis neuwertiger Waren;
- ▷ der erweiterte Ersatzteilumfang für die verschiedenen Rüstzustände;
- ▷ laufende Nachrüstung durch ein kostspieliges Retrofitprogramm (fortgesetzter Einbau der jeweils neuesten Teilentwicklungen);
- ▷ vermehrte Industrie-Stehzeiten durch laufende Nachrüstung und dadurch verringerte Verfügbarkeit bei den Verbänden".

Was Wunder, daß die Erprobungsstelle der deutschen Luftwaffe noch im

Best-seller:



Bestseller.
Darüber spricht man. Denn sie erzielen die höchsten Auflagen. Sie stehen an der Spitze - an erster Stelle. Darum muß man sie kennen. Darum schätzt man sie. Auch die Giulia Super ist ein Bestseller - der Bestseller bei Alfa Romeo. Schon seit vielen Jahren. DM 9.990,- einschl. Mehrwertsteuer ab Frankfurt/M.

Alfa Romeo Vertriebsgesellschaft mbH., 623 Frankfurt/M.-Grießheim

ALFA ROMEO DEUTSCHLAND

Telefon 0611/383651-57





Dezember 1962 die von Lockheed gelieferten Starfighter als „kaum verwendungsfähig“ qualifizierte, wohingegen der Produzent ihnen immerhin „bedingten taktischen Einsatzwert“ zuerkannte. Die US Air Force urteilte härter: „Nicht zufriedenstellend.“

Dazu die Rechnungsbeamten: „Die F-104 G sollte nach der Terminplanung 1962 in den Verbänden einsatzfähig sein. Tatsächlich einsatzfähig war das Waffensystem — und auch da nur beschränkt — aber erst ab 1964.“

Schließlich: „Eine endgültige Musterzulassung hat die F-104 G bis heute noch nicht.“

Der Bundesrechnungshof vergleicht das Starfighter-Debakel mit den ebenso gravierenden Rüstungspannen beim Einkauf des Schützenpanzers HS 30, der U-Boote aus amagnetischem Stahl sowie der hölzernen Minensuchboote, die alsbald der Pilz fraß. In allen Fällen gingen die Wehr- und Waffenplaner mit so viel Hast zu Werk, daß

▷ „sich die Ausrüstung der Bundeswehr mit brauchbaren Waffensystemen weit mehr verzögerte, als wenn die Gegenstände erst bis zur Beschaffungsreife entwickelt und erprobt worden wären;

▷ die Truppe zunächst mit mangelhaften, vielfach unbrauchbaren Waffen versorgt, dadurch ihre Sicherheit gefährdet und ihre Einsatzfähigkeit beeinträchtigt wurde;

▷ erhebliche unnötige Ausgaben entstanden“.

Beim Verschwenden von Steuergeldern zeigten sich die im modernen Waffengeschäft unerfahrenen Aufrüster aus Bonn auch sonst großzügig.

Die Firma Lockheed, im Ausschlachten ihrer starken Verhandlungsposition nicht gerade ehrpusselig, forderte Provision für ihre Vertreter in Westeuropa. Nach amerikanischen Regeln dürfen derlei Vergütungen „überhaupt nicht gezahlt werden“ (Rechnungshof). Dennoch erfüllte Bonn prompt Lockheeds Forderungen: 3,5 Millionen Mark für die „Briefträgerfunktion“ (Rechnungshof) der US-Agenten.

Fast eine dreiviertel Million Mark zahlten die Bonner Träumer allein für einen Fall bürokratischer Schlamperei. Ursprünglich sollte die US-Firma Bendix den zentralen Luftwertrechner (Air Data Computer) für den Starfighter bauen. Ohne den Auftraggeber in Bonn zu informieren, bestellte Lockheed dieses Gerät bei der Firma General Controls, die solcherlei noch nie produziert hatte.

Schon im nächsten Monat wünschte die Abteilung „Technik“ im Bundesverteidigungsministerium den Rechner von der Firma Honeywell zu beziehen. Nach weiteren acht Wochen meldete sich der Führungsstab der Luftwaffe: Die Firma Air Research müsse den Computer liefern.

Da Bonn leichtfertig Lockheed das Recht eingeräumt hatte, Unterlieferanten nach Gutdünken auszuwählen, setzte die Firma General Controls der

Bundesregierung Stornierungskosten in Höhe von 710 000 Mark auf die Rechnung.

Die ersten acht Navigationskreisel des Unterlieferanten Litton waren zu schwer. Litton baute die bereits voll bezahlten Geräte um und kassierte dafür pro Stück 562 000 Mark, insgesamt 4,5 Millionen. Nagelneue Kreisel hingegen hätten die Bonner zum Stückpreis von knapp 370 000 Mark bekommen können.

Auch bei den sogenannten Sonderbetriebsmitteln ließen sich die Besteller vom Rhein nicht lumpen. Sie zahlten Beträge, die „das Sechs- bis 38fache" der Voranschläge ausmachten, in einem Falle von 400 000 Mark auf 15,6 Millionen Mark gestiegen waren.

Schlechterdings nicht auszurechnen sind nach Meinung der Frankfurter Prüfer die Kosten für die Inszenierung eines absurden Theaterstücks, das die



Starfighter-Montage in Deutschland
Absurdes Theaterstück aufgeführt

Luftwaffenführung Anfang 1963 mit 47 Starfightern aufführte.

Die Maschinen waren bereits in den deutschen Geschwadern, als Order kam, sie zur Pilotenausbildung nach Amerika zurückzuverfrachten.

Das bedeutete: Lockheed hatte die Flugzeuge montiert, erprobt, danach wieder zerlegt und kistenweise nach Deutschland geschickt. Die deutsche Lizenz-Industrie remontierte sie und übergab sie der Luftwaffe.

Alsbald standen die 47 Starfighter wieder in Messerschmitt-Hangars, wo sie aufs neue demontiert und dann scheibchenweise per Luftpost nach Kalifornien zu Lockheed retourniert wurden.

Kopfschüttelnd bauten die Amerikaner die Wandervögel abermals zusammen und verstauten sie im Depot, bis Deutschlands teuerste Soldaten Monate später ihr Training beginnen konnten.

„Bei ordentlicher Planung", so der Bundesrechnungshof, wäre dieser teure Schildbürgerstreich vermeidbar gewesen. Und: „Das Ansehen des Auftraggebers hätte nicht gelitten."

GRAF GIESE UND DER ZWIESPALT DER NATUR

SPIEGEL-Reporter Gerhard Mauz im Prozeß gegen den Chorleiter Erich Bender

Der Hamburger Rechtsanwalt Dr. Hajo Wandschneider, 44, hat es als Strafverteidiger dadurch schwer, daß er es leicht hat. Ihm sind jene Manieren eines Weltmannes eigen, die sich nicht lernen lassen. In den Verdacht, ein Intellektueller zu sein, gerät er nicht, denn seine Intelligenz macht sich reserviert bemerkbar. Für seine druckreife Rede steht ihm ein Wortschatz zur Verfügung, der den Juristen befriedigt und dennoch den Laien erreicht. Seine Stimmlage ist ein Ton, der Absicht auch dann nicht verrät, wenn Absicht am Werk ist. Und obendrein — sieht er hervorragend aus.

Wer derart zum Strafverteidiger disponiert ist und zu allem der Sohn eines noch nicht vergessenen Strafverteidigers, weckt Widerstände, wo eine gewisse Bresthaftigkeit der Verteidigung die Gerichte nicht selten dazu anhält, den Angeklagten nicht auch noch für seinen Rechtsbeistand zu bestrafen. Herr Wandschneider hat als Strafverteidiger so gut zu sein wie der Eindruck, den er macht: Das darf man schon eine Hypothek nennen.



Verteidiger **Wandschneider,** Angeklagter **Bender:** Glasperlenspiel in der Gartenlaube

Herr Wandschneider ist mit seinem Problem fertiggeworden, ob es ihm je bewußt war oder nicht; und so gilt er denn heute, der peinliche Ausdruck ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen, als „Starverteidiger". Doch in dem Zwang, sich gegen eine augenfällige Begabung zu behaupten, dürfte weiterhin die Wurzel dafür zu finden sein, daß Herr Wandschneider vor Mandaten nicht zurückschreckt, die zur Quadratur des Kreises auffordern.

Im April dieses Jahres mußte vor einer Großen Strafkammer in Hamburg der Prozeß gegen Erich Bender und seine Adoptivtochter Carola abgebrochen werden, nachdem, wie man dergleichen zu umschreiben pflegt, ein „Vertrauensverhältnis" zwischen den Angeklagten und ihrem Verteidiger Goldberg „nicht mehr bestand". Herr Wandschneider übernahm die Sache. Er entschloß sich zu einem praktisch ruinierten Fall.

Die Einlassungen der Angeklagten waren im April in ein immer trostloseres Mißverhältnis zur Beweisaufnahme geraten. Erich Bender, 56, der Mann, der den Kinderchor des Nordwestdeutschen Rundfunks gegründet und zum Erfolg geführt hat, begegnete dem Vorwurf der Unzucht mit Abhängigen als neuer Hiob, gegen den sich Himmel und Hölle verschworen haben.

Bestreiten vor Gericht verdient aus rechtlichen und menschlichen Gründen Respekt. Doch gibt es ein Bestreiten, das die Beteiligten zuletzt zu kalter Objektivität zwingt; zu einer Objektivität, die Gerechtigkeit wie ein Fallbeil walten läßt.

Die zweite Hauptverhandlung gegen Erich Bender beginnt am Donnerstag vergangener Woche mit einem Vorteil für die Verteidigung, die allerdings Wert darauf legen muß, daß dieser Vorteil nicht ihrer Anstrengung zugeschrieben wird. Benders Adoptivtochter Carola, der Kuppelei angeklagt, ist nicht erschienen. Aus Spanien hat sie mitgeteilt, sie sei einer Erkrankung wegen nicht reisefähig. Sie hat es an den Nieren, und ein beauftragter Arzt wird sich davon überzeugen. Dem Volksmund, der schon immer viel von Psychosomatik verstand, ist bekannt, daß etwas jemand „an die Nieren geht".

Carola Benders Ausbleiben ist ein Gewinn für die Verteidigung. Im April attackierte sie die meist gleichaltrigen Zeuginnen, die ihren Adoptivvater belasteten, wie ein Terrier. Rabiat in jener Weise, der nur Frauen untereinander fähig sein sollen, hatte sie die Gewogenheit des Gerichts überfordert; eine Gewogenheit die in keinem Paragraphen zu finden ist, die jedoch nur Tollheit meint verschmähen zu können.

Auch diesmal weiß Erich Bender Erklärungen dafür, daß sein Verhältnis zu manchen Mitgliedern seines Mädchenchors ein besonderes Verhältnis war: „Ich bin als Süddeutscher ein zärtlicher Mensch ... Hier oben kennt man das nicht so." Die Rhein-Main-Linie ist für den geborenen Frankfurter Erich Bender offenbar ein nationaler Graben neuer Art. Doch immerhin — Erich Bender, der sich im April nahezu als ein sexuelles Neutrum hinstellte, den in seinem Haus gefundenen Aktaufnahmen zum Trotz und ungeachtet des vielfältig belegten „freien Tons" in seiner Umgebung, sagt nun doch vieles, was zum Verständnis beiträgt. Ja, sexuelle Dinge haben ihn beschäftigt, er hat Freude an schönen Gestalten, an Bildern, an verbalen Darstellungen von Sexuellem. Erich Bender spricht auch offen davon, daß er im Umgang mit den Chormitgliedern Fehler gemacht, sich Mißdeutungen ausgesetzt hat.

Man atmet auf, der Mann, der einen freien Ton pflegte, wagt es endlich, sich zu der Freiheit im Lebensstil zu bekennen, die er sich genommen hat und für die es schließlich auch Argumente gibt. Doch dann wird Erich Bender wieder verschwommen und spricht wie ein verspäteter Wandervogel von „Hochgefühl", wo er von Lustgefühl reden sollte. „Also kann ich sagen, Sie haben einen sexuellen Überdruck", muß der Vorsitzende zusammenfassen. Erich Bender: „Selbstverständlich."

Der erste Vormittag des Prozesses ist eine einzige Mühe nahezu aller Beteiligten, den Angeklagten zu ermutigen. Professor Giese, einer der Sachverständigen, baut Brücken im Akkord. Doch Erich Bender weicht aus: „Es machte mir Spaß. Wenn Sie Befriedigung sagen, dann sagen Sie das schon wieder in einem besonderen Sinne ... " Dem Angeklagten ist ein von ihm angeregter Brief seiner Adoptivtochter vorgehalten worden („Ich freue mich, daß mein Brief an Dich eine gute Onaniervorlage war"), doch er hat halt nur „ein Hochgefühl" gehabt.

Professor Giese, er ist wahrhaftig kein leichtfertiger Fürsprecher der Angeklagten, sondern ein geprüfter Mann, den seine Sexualwissenschaft zum Gehilfen auf dem Weg zum Verständnis bestimmt: „Es sieht so aus, als ob sie sich in eine Gartenlaube zurückziehen und mit Glasperlen spielen. Und dabei ist auch noch so ein Jasminduft ... "

Der Vorsitz hat seit dem April gewechselt, der Landgerichtsdirektor Herbert Schmidt leitet die Sitzung, und an seiner Menschlichkeit kann kein

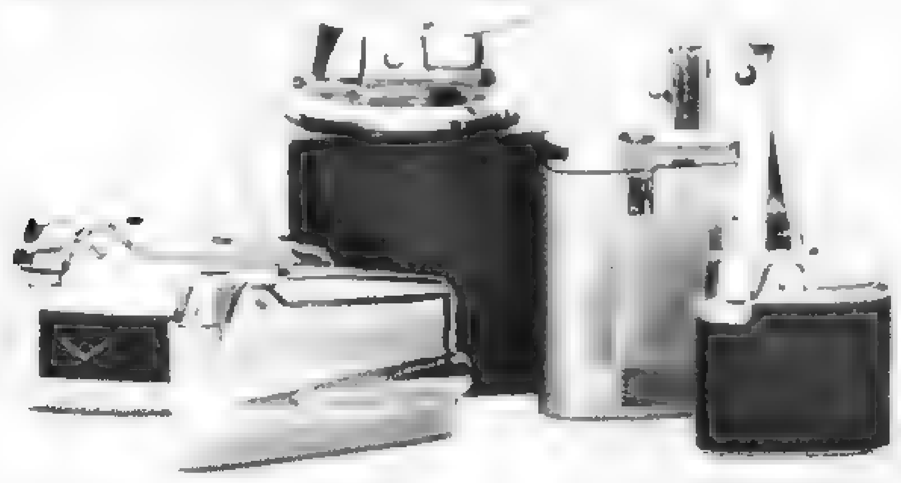
Das ist ein RONSON für den, der schon ein RONSON hat. Speziell wenn häufig Gäste kommen. Denn es ist einfach aufmerksamer, ein Tischfeuerzeug stehen zu haben, als in der Hosentasche herumzukramen.

Er will ein RONSON.

Hat er nicht schon eins?

Die meisten Menschen wissen das. Trotzdem sagen wir es hier noch einmal. Vielleicht kommt Ihnen beim Lesen eine Idee. Wir hätten 26 Möglichkeiten, diese Idee zu verwirklichen. Und er hätte endlich sein Tischfeuerzeug.

Vorfreude von RONSON: Fachgeschäfte führen jetzt eine große RONSON Auswahl. Alle 101



Modelle mit Preisen zeigt Ihnen ein großes Farbblatt vom RONSON Service, 5 Köln 91, Postfach 91 2003.



Rund um den Erdball RONSON *RONSON international.*

Zweifel sein. Herr Schmidt hat eine lustige Neigung zu Sprüchen und Zitaten, die manchem Puristen zuwider sein mögen, die jedoch Mißverständnisse ausräumen: Ein Goethe-Zitat beispielsweise ist immer noch eine Formel, die klärt, worum es geht. Herr Schmidt beschwört den „Grafen Giese", auf daß er ihm den Zwiespalt in der Benderschen Natur erkläre. Doch Erich Bender mag nicht über den sexuellen Überdruck hinaus, spricht von Kompensation und davon, daß er frei gesprochen, geschrieben und gelebt habe: doch ohne die Realisierungen, die nach landläufiger Erfahrung mit derartigem Sprechen, Schreiben und Leben verbunden sind.

Strafverteidiger Wandschneider hat seinem Mandanten offenkundig erklärt, auf welche Einwände er mit seinen Einlassungen rechnen muß. Wiederholt versucht er Erich Bender von der Angst zu lösen, er mache bereits Zugeständnisse hinsichtlich der Straftatbestände, um die es erst später gehen wird, wenn er hier, zur Person, freimütig spricht. Das Mißtrauen Erich Benders ist leider unüberwindlich. Und es ist diesem Mißtrauen zugute zu halten, daß unser Strafprozeß in keiner Hinsicht darauf angelegt ist, die Wahrheit zu honorieren.

Es geht nicht darum, daß einem Angeklagten die Wahrheit abgekauft oder abgehandelt werden sollte: Es geht nur darum, daß ein Angeklagter wie Erich Bender den Strafrahmen kennt, der ihn bedroht — und mehr nicht. Wer als Berichterstatter in den Gerichten zu Haus ist, kann wahrnehmen, daß beispielsweise das Gericht in Sachen Bender die Wahrheit auch um des Angeklagten willen sucht. Der Angeklagte Erich Bender jedoch fühlt sich nur umstellt.

Die ersten Zeuginnen sind gehört worden. Ihre Tapferkeit ist imponierend. Keine von den bisher gehörten hat das Verfahren gegen Erich Bender in Gang gebracht, jede ist hineingezogen worden. Und dennoch schmähen sie den Mann nicht, dessen Verhalten ihnen gegenüber für sie einmal verwirrend war; den Mann, der für das Leben einer Zeugin eine Zäsur bedeutet, wie sie einschneidender kaum zu denken ist.

Herr Wandschneider muß so verteidigen, wie sein Mandant verteidigt zu werden wünscht. Daß es für ihn noch ein anderes Interesse des Mandanten gibt als jenes, auf das der Mandant wie hypnotisiert starrt, ist Herrn Wandschneiders Verteidigung anzumerken. Herr Wandschneider kämpft nicht nur für, sondern auch um seinen Mandanten. Der Fall Erich Bender steht im Begriff, ein Exempel zu werden. Er führt vor Augen, daß der Strafprozeß nicht nur nach der Meinung von Sektierern, sondern notwendig zur gemeinsamen Ergründung, Erörterung und Entscheidung sozialschädlicher Unfälle, Fehlentwicklungen und Krankheiten werden muß. Angst bestimmt und Taktik erzwingt den Ablauf dieses Prozesses. Es wird über einen verängstigten Menschen verhandelt, nicht mit ihm.

PARTEIEN

NPD

Sonst sind wir tot

Nach achtstündigem Verhör lobte Kassels Hauptkommissar Wolfgang Freiling den Privatdetektiv Gerd Mihm: „Sie haben der Demokratie einen großen Dienst erwiesen."

Vor Polizei und Untersuchungsrichter hatte der Privatfahnder behauptet, NPD-Chef Adolf von Thadden und NPD-Pressechef Hans-Joachim Richard hätten einen Heckenschützen zu schützen versucht: den Bundesbeauftragten für den NPD-Ordnungsdienst Klaus Kolley, 39, der beschuldigt wird, am 16. September in der Kasseler Weinbergstraße die Anti-NPD-Demonstranten Bernd Lunkewitz und Michael Hoke durch zwei Pistolenschüsse verletzt



NPD-Fluchthelfer **Fischer**
„Gibt es keinen Hinterausgang?"

zu haben (SPIEGEL 39/1969 und 42/1969).

Nach Kolleys Verhaftung waren in der NPD-Zentrale zu Hannover die Kasseler Parteifreunde Werner Fischer und Friedhelm Freiling vergattert worden: „Das können Sie auf keinen Fall sagen", so Thadden laut Mihm, „denn sonst sind wir alle tot."

Was Fischer hätte sagen können und was von Detektiv Mihm auf eigene Faust recherchiert wurde, hatte sich am Tatabend gegen halb neun begeben. Nach den Schüssen eilte Adolf von Thadden in Fischers Wohnung am Weinberg, in seinem Gefolge Kolley, der vom Hausherrn wissen wollte: „Gibt es denn hier keinen Hinterausgang?" Fischer zum SPIEGEL: „Ich hatte angenommen, daß er sich mit der Apo geprügelt hat."

Fischer-Sohn Martin, 14, erhielt vom Vater den Auftrag, Kolley über eine Wendeltreppe und ein Nachbargrundstück nach draußen zu bringen. Der minderjährige Fluchthelfer nach der



Rückkehr: „Vati, dieser Mann hat ja noch eine Pistole in der Hand gehabt."

Als freilich die Polizei nach dem Schützen fragte, hatte im Hause Fischer keiner einen gesehen. Adolf von Thadden unterzog sich bereitwillig einer Leibesvisitation, der Fischer-Sproß gab an, er habe zur fraglichen Zeit auf der Toilette gesessen.

Mehr noch: Deutschlands Rechte beschuldigt die Linke des Totschlagversuchs. Thadden: „Diese Schüsse können auch mir gegolten haben." Fischer ließ sich — angeblich aus Furcht vor einem Attentat — auf einer Bahnfahrt nach Wiesbaden ins Abteil einschließen. NPD-Bundestagskandidat Dr. Felix Buck, der ebenfalls in der Fischer-Runde gesessen hatte, barmte: „Ich habe Angst."

Und der Kasseler NPD-Funktionär Friedhelm Freiling, ein Vetter des mit der Untersuchung beauftragten Kommissars Wolfgang Freiling, gab sich ebenfalls ahnungslos, als der Cousin von der Polizei ihm eine Kolley-Skizze vorhielt: „Ich habe mir Bedenkzeit ausgebeten." Er bedachte bis zum 29. September, dem Tag nach der Bundestagswahl — dann gab er Kolley preis. Wenig später offenbarten sich Freiling und Fischer dem Privatfahnder Mihm.

Vorletzten Freitag endlich baten die beiden Nationaldemokraten in Adolf von Thaddens Büro um Aussagegenehmigung — begleitet von Mihm, der im Zuge der nationaldemokratischen Verneblungsaktion von der NPD beauftragt worden war, den Pistolenschützen zu ermitteln, jedoch beizeiten mißtrauisch wurde.

In Hannover freilich zeigten die Parteispitzen wenig Neigung, den beiden Zeugen freie Rede zu gestatten. Fischer, Fraktionschef der NPD im hessischen Landtag und ehemaliger Schöffe, nach dem Gespräch zum SPIEGEL: „Allein abzusprechen, wie zu schwören wäre, wäre schon zuviel. Aufgrund des Gesprächs gibt es zwei Alternativen für mich: einer Gruppe von Leuten anzugehören, die wissen, daß ihre Aussage falsch ist, das ist für mich eine Gang. Oder aber: personelle Alternativen zu erreichen ... Ich hatte den Eindruck, daß ich dem Richard eins in die Schnauze hauen müßte." Freiling empfand das Verhalten seiner Oberen, „gelinde gesagt, als eine Schweinerei" und sekundierte dem Parteifreund: „Nicht nur dem Richard."

Mittwoch letzter Woche meldete sich Fischer beim Kasseler Untersuchungsrichter, Landgerichtsrat Alfred Haber, „um das zu ergänzen, was in meiner früheren Vernehmung noch gefehlt hat". Und auch Detektiv Mihm (NPD-Richard: „Eine schräge Figur, ich dachte, es sei ein SPIEGEL-Redakteur") — inzwischen Waffenscheininhaber — breitete am selben Tage vor Haber und der Sonderkommission seine Recherchen aus.

Was beide zu sagen hatten, könnte den beteiligten Nationaldemokraten üble Vorwürfe eintragen: Begünstigung, versuchte Verleitung zu Falscheid oder Falschaussage.

RUNDFUNK

SAAR-SENDER

Welle ohne Parallele

Saar-Ministerpräsident Franz Josef Röder philosophierte einst über reiche und arme Länder: „Der Unterschied besteht darin, daß die armen sich etwas einfallen lassen müssen."

Da Röders Saarland das ärmste Bundesland ist, hat es denn auch zuweilen die tollsten Einfälle.

Röders Parteifreund und Landtagspräsident Dr. Hans Maurer (CDU) etwa ließ vor zwei Jahren in einer parlamentarischen Blitzabstimmung (Maurer: „Ich fürchtete, die SPD steigt wieder aus") das saarländische Rundfunkgesetz so verändern, daß im Saarland als erstem und bisher einzigem Bundesland eine kommerzielle Nutzung deutscher Funk- und Fernseh-Sender möglich wurde.

Die damals so eilig erstellten Kommerz-Paragraphen sollen nun erstmals praktisch erprobt werden: auf dem Sauberg bei Saarlouis, mit einer Leih-Welle aus dem Balkan und unter welscher Führung.

Die geplante Hörfunk-Station wird unter den 979 europäischen Sendern im überfüllten Mittelwellenbereich nicht sonderlich auffallen. Für die vorgesehene Art der Darbietungen — leichte Musik, schnelle Nachrichten, laute Reklame — gibt es längst Muster wie die Kommerz-Station Radio Luxemburg („Die Welle ohne Parallele") oder die öffentlich-rechtliche Hansawelle Bremen („Hansawelle Bremen prima").

Neu an dem Sauberg-Projekt indessen ist, daß erstmals Privatunternehmer einen deutschen Sender in die Hand bekommen sollen. Mit einer solchen Konstruktion würde das bisher einheitlich öffentlich-rechtliche System von Funk und Fernsehen in der Bundesrepublik durchbrochen, das heute in aller Welt Anerkennung findet und erst jüngst von „Time" wegen seiner „schneidend-scharfen Dokumentarsendungen" gerühmt wurde.



Saar-Landtagspräsident **Maurer**
Kommerz-Funk durch Blitzgesetz



Saar-Sender **„Europa I"**
Gastrecht auf 917 Kilohertz

Daß der Einbruch des Privat-Funks an der saarländischen Peripherie gelang, ist kein Zufall. Das Zwergland im Westen, das weniger Einwohner hat als München und seinen Etat (1969: eine Milliarde) nur rund zur Hälfte aus eigenen Steuermitteln decken kann, ist seit eh und je für kommerzielle Verlockungen anfällig.

Schon unter dem autonomen Nachkriegsregime des Ministerpräsidenten Johannes („Joho") Hoffmann wurde im Saarland der französische Werbesender „Europa I" installiert, der heute täglich 15 Millionen Franzosen mit Musik, Nachrichten und Reklame versorgt, jährlich 100 Millionen Mark umsetzt, eine Dividende von 75 Prozent abwirft und in die Saar-Kasse zehn Millionen Mark an Konzessionsgebühren und Steuern zahlt.

„Europa I" wird von der „Europäischen Rundfunk- und Fernseh-AG" in Saarbrücken betrieben, deren Aktien fast zu 100 Prozent dem französischen Reklamefunk-Konzern „Images et Son" Radio Monte Carlo, Radio Andorra) gehören. Hauptaktionär bei „Images et Son" wiederum sind der französische Auto- und Flugzeugindustrielle Sylvain Floirat und die zu 99,8 Prozent in französischem Staatsbesitz befindliche Holdinggesellschaft „Société financière de radiodiffusion".

Mit diesen französischen Partnern wollten die Gesetzes-Initiatoren an der Saar ursprünglich ein kommerzielles Fernsehen gründen, dessen Sender vom Nachbarland Rheinland-Pfalz aus in die Ballungsgebiete im Rhein-Main-Dreieck und an der Ruhr strahlen sollten und dessen Erträge eine flugs gegründete Aktiengesellschaft (Aufsichtsratsvorsitzender: Landtagspräsident Maurer) kassieren sollte, deren Anteile zu 58 Prozent den Landesverbänden von CDU, SPD und FDP zugedacht waren.

Der TV-Plan der Saar-Politiker scheiterte nicht nur aus technischen und rechtlichen Gründen. Auch der heutige Ministerpräsident Helmut Kohl (CDU) von Rheinland-Pfalz, der

vor der Gesetzesnovellierung interfraktionellen Kontakt zur Saar-CDU gehalten hatte („Wir wollten nur mal den Fuß in der Tür haben"), wollte bald von Kommerz-Fernsehen in seinem Land nichts mehr wissen.

Die rundfunkpolitischen Saar-Fighter blieben am Boden. Nachdem Frankreichs Pompidou die Zulassung privater Sender avisiert hatte und Emissäre von „Europa I" die Konsequenz ausgemalt hatten, sie könnten dann ja ihre Sendetürme vom deutschen Sauberg nach Frankreich versetzen und von dort aus massive Werbung in Richtung Deutschland ausstrahlen, sah sich die Maurer-AG unversehens in einer Zwangslage. Um die Konzessionsgebühren im Lande zu halten und das Eilgesetz von 1967 nun wenigstens im Hörfunk zu nutzen, will Maurers „Freie Rundfunk AG" diesmal nicht nur „Europa I" und dessen Generaldirektor Frédéric Billmann (zusammen mit 26 Prozent) beteiligen. Billmann hat schon letzte Woche für den neuen Sender gegen eine Umsatzbeteiligung das Gastrecht auf der Mittelwelle 917 Kilohertz („Radio-Televizija Ljubljana") eingehandelt.

Am Montag dieser Woche sollen die Anteile der Parlamentarier-AG verteilt werden an die „Allfunk GmbH" (regionale Zeitungsverleger), die „Presse-Rundfunk AG" (Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger) und die „Zeitschriften-Funk-Union GmbH" (Burda, Gruner + Jahr, SPIEGEL). Ein Rest von 26 Prozent soll für eine spätere Verflechtung mit ARD-Anstalten oder neuen privaten Gruppierungen offengehalten werden.

Schon nach der vorläufigen Anteils-Verteilung ist freilich die Zahl der eigentlichen Unternehmer nicht mehr auszumachen. Neben der verschlungenen französischen Gesellschaft stehen etwa in der „Presse-Rundfunk AG" Verlage wie der Springer-Konzern treuhänderisch für die gesamte Zeitungsverlegerschaft.

In die „Zeitschriften-Funk-Union" können laut Gesellschaftervertrag später weitere Zeitschriftenverlage aufgenommen werden. Und der SPIEGEL-Verlag bekundete Beteiligungsbereitschaft nur unter der Bedingung, daß er 50 Prozent seines Anteils an seine Belegschaft weitergeben kann. Chefredakteur Günter Gaus, ein erklärter Gegner von Funk- und Fernseh-Kommerz: „Wenigstens ein neues Eigentumsmodell."

SPIEGEL-Herausgeber Rudolf Augstein hält die Kommerzialisierung von Funk und Fernsehen „für verfrüht". Was ihn dennoch bewegen könnte, mitzumachen, formuliert er so: „Wir haben diese Kommerzialisierung nicht gewollt, aber wir haben sie auch nicht verhindern können." Wichtig sei, daß diesmal nicht — wie einst bei Springers Fernsehplänen — eine „Monopolisierung" drohe: „Dafür sind es an der Saar zu viele, die funken wollen."

Ob freilich die vielen Träger des Sauberg-Senders in absehbarer Zeit mehr als die Investitions- und Betriebskosten sowie die obligatorische Konzessionsabgabe (acht Prozent der Brutto-Werbeeinnahmen, mindestens drei Millionen Mark jährlich) erwirtschaften können, ist ungewiß.

Gleichwohl drängen neue Interessenten an die Saar. Der Handelswert der „Saarbrücker Zeitung", die zur Zeit aus Staatsbesitz an einen Privatverleger verkauft werden soll, zog letzte Woche sprunghaft um zehn Millionen Mark an: Das Blatt ist über die „Allfunk GmbH" mit sechs Prozent am Sauberg-Sender beteiligt.

FERNSEHEN

WERBE-LIZENZ

Mindestens 100

Bundespostminister Stücklen hat mich immer rausgeschmissen", erinnert sich der Hamburger Werbeberater Karl Lesch, 58. Bei Stücklen-Nachfolger Werner Dollinger wurde dem Hanseaten offenbar sanfterer Umgang zuteil: „Dollinger ist der beste Postminister, den wir je hatten."

Lesch preist Dollinger („Herr Lesch ist weder mein Freund noch mein Duzfreund") nicht von ungefähr. Denn der Bonner Minister hat noch in den letzten Tagen seiner Macht dem Hamburger Werbeberater, der sein Geld mit TV-Expertisen verdient, zu einem bundesweiten Renommee verholfen.



Kommerz-TV-Planer **Lesch**
„Der Durchbruch muß geschehen"

Lesch, der sich selbst als „hauptberuflichen Anwärter auf ein Privatfernsehen" bezeichnet und sich rühmt, schon 1954 als erster Deutscher überhaupt eine Fernseh-Lizenz beantragt zu haben (Lesch: „Die schrieben mir damals, dazu sei die Bundesrepublik noch nicht souverän genug"), hatte im Oktober wieder mal nachgefaßt und für seine „Fernseh- und Rundfunk Versuchs-GmbH", Sitz Kiel, beim Bundespostministerium eine „Versuchssendelizenz" im neuentwickelten „12-Gigahertz-Bereich" beantragt.

Leschs Routine-Vorstoß („Ich kenne Dollinger seit zehn Jahren") führte unverhofft zu einem Briefwechsel zwischen Bonn und Kiel. Dollinger schilderte in einem 15-Zeilen-Brief die Wünsche der Versuchs-GmbH und fragte den Kieler Landeschef Helmut Lemke, „ob von Ihrer Seite Einwendungen dagegen erhoben werden". Lemke hatte im Antwortschreiben an Dollinger „gegen eine von Ihnen zugeteilte Versuchsfrequenz" nicht viel einzuwenden; denn — so der Brief aus der Staatskanzlei — ein eigenes Landesgesetz, um „eine Lizenz zu erteilen oder zu versagen, besteht nicht".

Und den TV-Dauer-Anwärter Lesch ließ Dollinger in einem Brief wissen, „daß die Deutsche Bundespost bereit ist, im Rahmen der Möglichkeiten die technischen Voraussetzungen für Ihr Vorhaben zu schaffen".

Die gesetzlichen Voraussetzungen für ein privates Fernsehen indessen sind bislang außerhalb des Saarlandes (siehe Seite 117) nirgendwo geschaffen worden. Gleichwohl mußte der ebenso legere wie dilettantische Briefwechsel den Eindruck erwecken, daß in Lemkes Land, in dem sich einst der TV-Interessent Springer den damaligen Landtagsvizepräsidenten Arthur Schwinkowski für 2000 Mark monatlich als Fernsehberater heuern konnte, alles möglich sein könnte.

SPD-Bundesgeschäftsführer Hans-Jürgen Wischnewski bezeichnete Dollingers Kabinett-Stück vor der Bundespressekonferenz als „skandalösen Vorgang" und „Handstreich". Und Medien-Experten machten sich auf die späte Aktivität des scheidenden Ministers einen Wilhelm-Busch-Reim: „Und er brät noch schnell ein Ei, und dann kommt der Tod herbei."

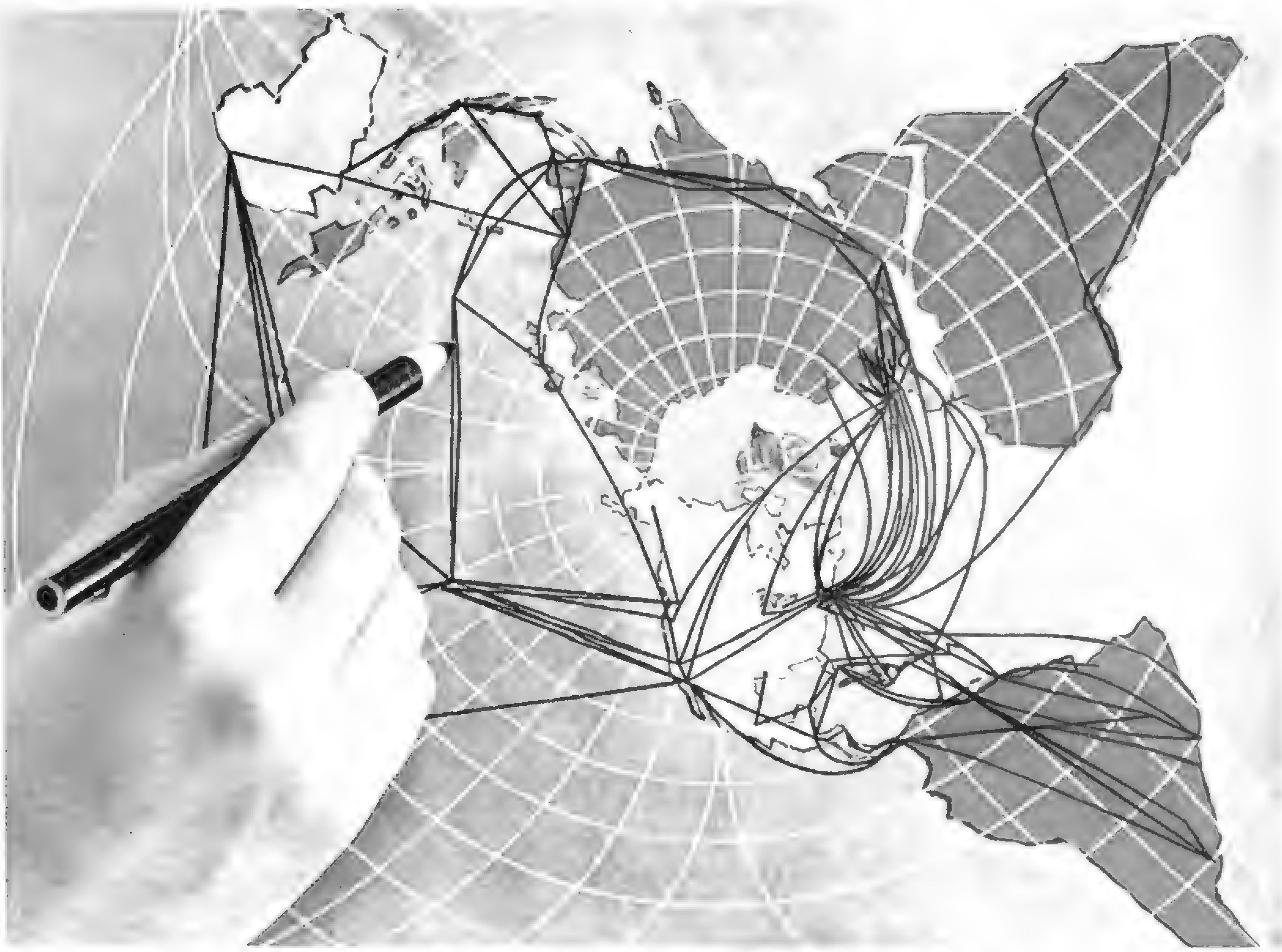
Während Bonns Dollinger am Freitag letzter Woche die Nord-Schau wieder abdrehte („Eine Genehmigung zum Errichten und Betreiben einer Fernseh-Rundfunksendeanlage im 12-Gigahertz-Bereich ist nicht erteilt worden"), bereitete sich Lesch in Hamburg auf seine Schirmherrschaft vor: „Der Durchbruch muß geschehen."

Über Sendemasten in Wedel, Lauenburg, Itzehoe, Flensburg, Rendsburg, Kiel, Lübeck und Husum möchte der TV-Planer die Bevölkerung in Hamburg und Schleswig-Holstein mit Farb-Programmen und mit „unaufdringlicher Werbung" versorgen. Leschs Negativ-Beispiel aus Amerika: „Hätte Beethoven „Camel" geraucht, wäre die Unvollendete vollendet worden."

Unvollendet bleibt vorerst auch der norddeutsche TV-Traum. Doch obschon bislang ohne Lesch-Papier aus Bonn, wirbt der TV-Dauer-Anwärter unverdrossen („Ich bin ein großer Optimist") schon jetzt um weitere Partner aus Presse und Wirtschaft. Lesch: „Ich habe schon genügend Interessenten — mindestens 100."

Als Gesellschafter gewann er vorläufig freilich nur einen: die Hamburger Vertriebsgesellschaft „Miwell", die einen 10-Prozent-Anteil an Leschs „Versuchs-GmbH" hält und vorderhand Mikro-Wellen-Öfen verkauft. Für Lesch ist auch das ein interessanter Partner: „Ich interessiere mich eben für alle Arten von Wellen."

Unser weltweiter Luftfrachtdienst...



...macht die Welt ein bißchen kleiner und bringt Sie groß ins Geschäft.

Praktisch überall in der Welt, wo ein Markt ist, ist auch Pan Am. Wir fliegen nach 119 Städten in 81 Ländern auf allen Kontinenten. Pan Am allein kann Ihnen Nur-Fracht-Jets über beide Ozeane in beiden Richtungen bieten. Und Nur-Fracht-Jets von und nach Lateinamerika über die USA.
Für Sie heißt das: Wenn Ihre Waren mit Pan Am fliegen, bleibt die Verantwortung den ganzen Weg über in einer Hand. Bei Pan Am. Bei der Fluggesellschaft, die am meisten Erfahrung hat, weil sie am meisten Luftfracht befördert.
Und auch das ist wichtig: Auf allen bedeutenden Übersee-Märkten steht Ihnen kostenlos Pan Am's Weltweiter Marktdienst zur Verfügung. Und überall in der Welt geben Ihnen unsere Repräsentanten Auskunft über neue Geschäftsverbindungen, über Marktdaten und Import/Export-Bestimmungen. Praktisch über alles, was Sie brauchen, um Ihr Geschäft aufzubauen oder auszubauen.
Wenn Sie meinen, daß wir auch etwas für Sie tun können, sprechen Sie doch mal mit Ihrem Pan Am IATA-Frachtagenten. Oder direkt mit Pan Am. Damit Sie groß ins Geschäft kommen. Weltweit.

PAN AM

Pan Am ist eine gute Idee

Der größte Luftfrachtdienst der Welt

9-2601

DDR

FLÜCHTLINGE

Nasse Grenze

Am Ostseestrand bei Wustock nahe Rostock streifte der Ost-Berliner Techniker Manfred Burmeister, 28, in der Nacht zum vorletzten Sonntag einen Taucheranzug über und trug ein U-Boot-ähnliches Schleppfahrzeug ins Wasser, das er sich aus einem 3,5-PS-Motor, einer kleinen Schiffsschraube und einem Tank gebastelt hatte. In etwa einem halben Meter Tiefe an den Haltegriff des Schleppers geklammert, untertauchte Burmeister das Sichtfeld der DDR-Radarbeobachter und Küstenwachtposten und ließ sich hinaus auf See ziehen — Richtung Norden. Nach rund sechs Stunden wurde er von der Besatzung des dänischen Feuerschiffes „Gedser" aufgenommen.

Beim mecklenburgischen Wismar bestiegen am Abend des 6. September ein Hafenarbeiter, 19, ein Speditionskaufmann, 21, und ein Maler, 23, ein Schlauchboot, das sie mit schwarzen Tüchern getarnt hatten. Trotz zeitweiliger Verfolgung und Beschuß durch ein DDR-Wachfahrzeug schafften die drei jungen Männer die 40-Kilometer-Distanz bis zur holsteinischen Seite der Lübecker Bucht. Nach sechs Stunden Fahrt schrammte das von einem Außenborder getriebene Gummiboot auf den Strand des Ostseebades Grömitz.

Bei Boltenhagen an der mecklenburgischen Küste stieg der Leipziger Rekordschwimmer Axel Mitbauer, 19, am 18. August kurz nach Mitternacht in die Ostsee und kraulte mit Kurs auf das Leuchtfeuer des bundesdeutschen Badeortes Pelzerhaken der DDR davon. Nach sechs Stunden, in denen er rund 20 Kilometer zurücklegte, erreichte Mitbauer die Fahrwassertonne 2 A in der Lübecker Bucht und kletterte auf das Seezeichen. Besatzungsmitglieder des Lübecker Fährschiffes „Nordland" bargen den Meisterschwimmer.

Der Fluchtweg über die Ostsee hat Tradition. Anfang 1945, als die Russen Ost- und Westpreußen überrollten, bot das Randmeer Hunderttausenden letztes Entkommen in den Westen; Hunderte nahmen die Route über See, seit Ulbricht im August 1961 in Berlin die Mauer bauen ließ.

Nach Schätzungen des Kommandos Küste beim Bundesgrenzschutz in Bad Bramstedt flüchteten seit dem Mauerbau „rund 1000" DDR-Bürger übers Meer in die Bundesrepublik, nach Dänemark oder Schweden — obwohl Ulbrichts Seegrenzschützer insbesondere für die Strände an Lübecker und Mecklenburger Bucht ein nächtliches Bade- und Spaziergangsverbot verhängten, obwohl die Sportboot-Klubs größtenteils längst von der Küste an Binnengewässer verlegt wurden, obwohl schließlich ein engmaschiges Netz von Radarketten und Beobachtungsposten den gesamten DDR-Küstenbereich überzieht.



DDR-Flüchtling **Böttger, Tauchgerät**
„Das Vertrauen in die Hilfsmittel ...

Die Flüchtlinge pullten mit Ruder- und Schlauchbooten über die offene See, sie sprangen von DDR-Passagierschiffen und -frachtern, sie kamen schwimmend mit Gummianzug und -flossen, mit selbstgebastelten Wasserfahrzeugen, ließen sich — wie 1961 der Mecklenburger Erhard Müller — auf Luftmatratzen westwärts treiben:

▷ Wie der Ost-Berliner Burmeister ließ sich der Dresdner Bernd Böttger, 27, im September 1968 unter Wasser von einem selbstgebauten Tauchgerät bis zum Feuerschiff „Gedser" schleppen.

▷ Matrosen des deutschen Fährschiffes „Nils Holgersson" fischten im August letzten Jahres einen jungen Mann aus der Lübecker Bucht, der fünf Stunden zuvor mit einem selbstgemachten Taucheranzug und einem Rettungsgürtel in Mecklenburg losgeschwommen war.

▷ Im April 1968 sprang nachts im Fehmarnbelt ein Passagier des



DDR-Flüchtling **Müller, Retter**
... grenzt an wundertätigen Glauben"

DDR-Kreuzfahrtschiffes „Völkerfreundschaft" in die See. Er wurde von der Besatzung des Bundesmarine-Torpedofangbootes „Najade" geborgen.

▷ Mit einem Faltboot paddelte im Sommer 1963 ein Ehepaar von Wismar zum bundesdeutschen Süssau. Ebenfalls in Faltbooten flohen im März 1962 der ehemalige Volksmarine-Korvettenkapitän Klaus-Joachim Günther, eine Krankenschwester und ein Student; nach mehrstündigem Paddeln bei Windstärke fünf und dichtem Schneegestöber wurden sie von zwei westdeutschen Frachtern aufgenommen.

▷ Auf dem Schlauch eines Traktorreifens gelang im September 1963 einem Ost-Berliner Studenten die Seereise von Mecklenburg bis zur dänischen Insel Falster; im August desselben Jahres zogen dänische Seeleute einen Jugendlichen aus der Mecklenburger Bucht, der auf einer Luftmatratze die nasse Grenze überwunden hatte.

Nach Meinung des Grenzschutzhauptmannes Reinhard Jeschke vom Bundesgrenzschutzkommando Küste grenzt „das Vertrauen in die Hilfsmittel", mit denen sich DDR-Bürger im, unter oder auf dem Wasser Kurs westwärts begeben, zumeist „an eine Art wundertätigen Glauben". Denn außer der Gefahr, von Ulbrichts See-Patrouillen aufgebracht zu werden, droht den Faltboot- und Luftmatratzenfahrern, den Langstreckenschwimmern und Hochseeruderern Schiffbruch, Ertrinken und Tod durch Unterkühlung. Jeschke kann sich denn auch „ohne weiteres vorstellen, daß die Flüchtlingszahl höher wäre, wenn allen die Flucht über das Wasser geglückt wäre".

Hinweise auf die Zahl der Fluchtversuche, die durch Sturm und Wellenschlag, Kälte und die Unzulänglichkeit der meisten Fluchtfahrzeuge tödlich enden, gibt es nicht — bis auf die Leichen und vollgeschlagenen Boote, die bisweilen an die Küsten treiben.

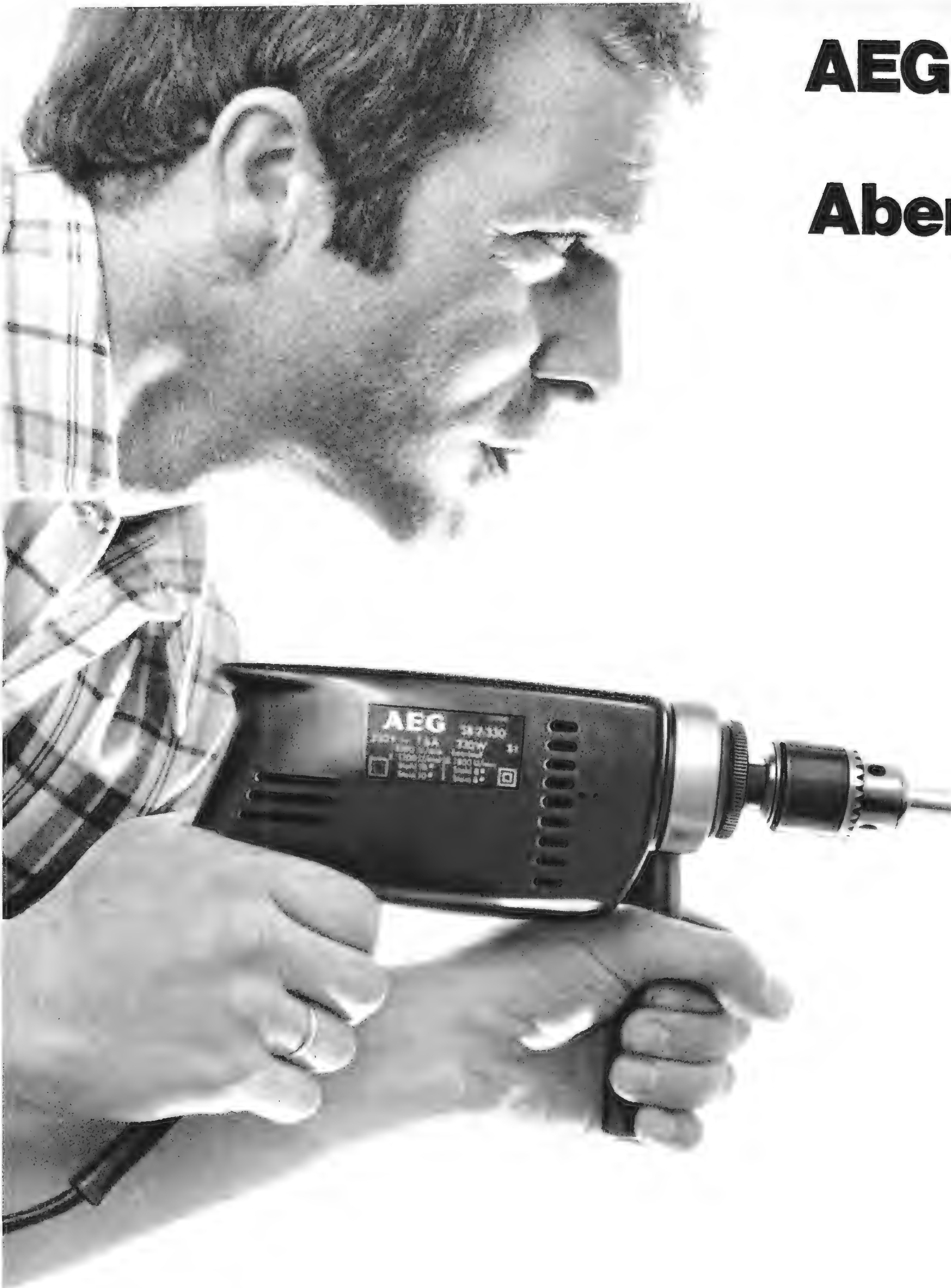
So wurde vor sechs Jahren auf Klippen westlich von Helsinki ein aufgeschlitztes Faltboot gefunden; Proviant und Kleidungsstücke deuteten darauf hin, daß die verschollene Besatzung aus der DDR kam.

Im Februar letzten Jahres wurden aus der Pötenitzer Wiek, einer seeartigen Erweiterung der Trave kurz vor der Mündung in die Lübecker Bucht, die Leichen der DDR-Flüchtlinge Hans-Georg Steinhagen, 19, und Manfred Kerbstat, 18, geborgen. In einer Winternacht waren die beiden Mecklenburger auf ihren Luftmatratzen erfroren.

Die Chance, heil über die Ostsee von Deutschland nach Deutschland zu kommen, ist nach dem Urteil von westdeutschen Seegrenzschützern „fifty-fifty". Anders: Von zwei Flüchtlingen, die im Osten starten, kommt nur einer durch.

AEG-

Aber





International Herald Tribune
„Bei mir hat's auch nicht geklappt, Richard. Die Leute respektieren die Flagge nicht mehr."



Amerikanische Nixon-Karikatur, „M-Day"-Demonstration in New York: „Nicht aus Haß, sondern aus Liebe"

USA

VIETNAM-PROTEST

Tag der Trauer

In North Newton im Staate Kansas wurde eine uralte Glocke reaktiviert. Sie schlug fast 40 000mal — und jeder Glockenschlag erklang für einen in Vietnam gefallenen Amerikaner.

In der Trinity Church von New York, mitten im Zentrum des Wall-Street-Kapitalismus, wechselten sich Geistliche und Intellektuelle, Rechtsanwälte und Bankiers ab beim Verlesen von fast 40 000 Namen — und jeder Name stand für einen in Vietnam gefallenen Amerikaner.

In Patterson im Staat New Jersey forderten 100 Beschäftigte der Lite Industries Inc. den Rückzug aus Vietnam — obwohl das für sie selbst Arbeitslosigkeit bedeuten könnte: Ihre Firma liefert kugelsichere Westen und Leichensäcke nach Vietnam.

Im kalifornischen Orange County, wo vor 55 Jahren Richard Nixon geboren wurde, organisierte Edward Whetmore, 23, die erste Studenten-Demonstration in dieser Gegend. „Frieden jetzt", schrien die Demonstranten. Whetmores Vater, Senator im Staatsparlament, wird von der rechtsradikalen „John Birch Society" unterstützt.

In Wisconsin protestierte der Student John Laird, 21: „Ich finde, jedermann sollte gegen den Krieg sein. Er ist ein bißchen außer Kontrolle geraten." Johns Vater, Melvin Laird, ist Verteidigungsminister der USA.

Millionen Amerikaner demonstrierten am vergangenen Mittwoch gegen Amerikas Engagement in Südostasien. Millionen folgten dem Aufruf zum „Moratorium", zum Aufschub ihrer Alltagsarbeit aus Protest gegen einen Krieg, in dem bis zum 11. Oktober 38 969 Amerikaner fielen und 254 847 Amerikaner verwundet wurden.

Kinder gingen nicht zur Schule, Väter nicht zur Arbeit, Vietnam-GIs trugen als Zeichen der Solidarität schwarze Armbinden, überall hingen Flaggen auf halbmast.

Aber es gab auch dies:

Frauen mit haßverzerrten Gesichtern pöbelten in Fort Bragg friedliche Demonstranten an: „Ihr dreckigen Kommunistenschweine."

15 republikanische Kongreß-Abgeordnete forderten ihren republikanischen Präsidenten auf, den Krieg sofort zu verschärfen: „Wir haben die halben Maßnahmen und das Gerede von einem feigen Rückzug satt."

Auf den Straßen schalteten zahlreiche Amerikaner — auf Vorschlag des „Komitees für verantwortlichen Patriotismus" — am hellichten Tage ihr Abblendlicht an: als Zeichen der Unterstüzung für Amerikas obersten Kriegsherrn Richard Nixon.

„M-Day", der Moratoriums-Tag, brachte Amerika „die größte Anti-Kriegs-Demonstration seiner Geschichte" — so die Fernsehgesellschaft NBC. „M-Day" machte zugleich aber auch den Riß, der das Land seit dem Beginn des Vietnam-Abenteuers durchzieht, zur Kluft, die Familien und Parteien, Rassen und Religionen, die das ganze Land spaltet.

Demonstrationen gegen den Krieg in Vietnam hat es schon seit Jahren gegeben. 1967 belagerten die „Armeen der Nacht" (Norman Mailer) das Pentagon, 1968 protestierten Zehntausende während des Parteitags der Demokraten in Chicago. Diesmal aber war alles anders — und die Kluft deswegen um so tiefer.

Diesmal demonstrierten nicht etwa, wie der konservative Kolumnist Joseph Alsop meinte, „unverantwortliche dumme Jungen, die sich selbst vergiftet haben", diesmal demonstrierten auch Millionen erwachsener Amerikaner der Mittelklasse, die nie im Leben einen langen Bart getragen oder einen Einberufungsbefehl verbrannt haben.

Gewiß, auch diesmal hatte die Jugend den Protest organisiert — dieselbe Jugend, die 1968 für den Vietnamkriegs-Gegner Eugene McCarthy über das Land gezogen war. Die Namenslisten der McCarthy-Freunde waren das wichtigste Hilfsmittel der M-Day-Organisation — und zu den McCarthy-Freunden kamen noch die Anhänger des ermordeten Robert Kennedy.

Doch diesmal war der Appell der Jugend noch erfolgreicher — vielleicht, weil sie gegen den Tod an der Front warben und nicht für einen Schöngeist, den sie 1968 in Ermangelung eines Helden auf ihren Schild gehoben hatten.

Gouverneure mehrerer Bundesstaaten, 47 Abgeordnete des Repräsentantenhauses, 17 Senatoren, 79 Hochschul-Präsidenten, der alte Kardinal Cushing und der alte Diplomat Harriman begrüßten den M-Day als Tag des nationalen Gewissens. New Yorks Bürgermeister Lindsay proklamierte ihn zum „Tag der Trauer".

Für den republikanischen Kongreßabgeordneten John J. Duncan aus Tennessee freilich war es „ein Tag der Schande", für die konservative „New York Daily News" ein „Helft-dem-Feind-Tag", für den ultrarechten Abgeordneten Wayne Hays aus Ohio waren alle Moratorium-Befürworter „selbsternannte Botschafter Hanois".

Denn Wayne Hays und seine Freunde glauben, daß Vietnam auch *in* Amerika verteidigt wird. Für sie gilt, was Nixons Vorjahresgegner Humphrey so formulierte: „Das Schlimmste, was wir tun können, ist, die Position des Präsidenten zu unterminieren."

Dabei forderten die meisten Demonstranten keineswegs die bedingungslose Kapitulation, protestierten sie „nicht aus Haß, sondern aus Liebe zu unserer Heimat" (Ex-Uno-Botschafter Arthur Goldberg). Sie wären vermutlich schon mit einem präzisen Termin für die endgültige Beendigung des Vietnam-Engagements zu-

frieden. „Wir brauchen einen Zeitplan", so erklärte der republikanische Senator Jacob Javits, „um die innenpolitischen Auseinandersetzungen ein für allemal zu beenden."

Zwar gab sich Richard Nixon optimistisch: „Ich bin zuversichtlich und glaubte, daß der Krieg in etwa drei Jahren vorüber ist."

Aber er steht unter dem Druck der Militärs, die — wie schon zu Johnsons Zeiten — *jeden* Abzug für Leichtsinn halten. Und er steht unter dem Zwang, wenigstens jene Amerikaner in seinem Lager halten zu müssen, die ihn im letzten November zum Minderheitspräsidenten wählten: die konservativen Südstaatler und die „Law and Order"-Advokaten der unteren Mittelklasse.

Ihnen imponierte es gewiß, daß sich der Präsident vom Protest der Millionen „unter keinen Umständen beeinflussen lassen" wollte. Ihnen imponierte es, daß Richard Nixon eine Sitzung des Nationalen Sicherheitsrates über Lateinamerika leitete, während draußen vor dem Weißen Haus Tausende schweigend für den Frieden demonstrierten.

Doch mit jedem Tag, an dem in Vietnam amerikanische Soldaten fallen, wächst für Richard Nixon der Zwang, sich zu entscheiden. Schon hat das M-Day-Komitee sich in Washington mit eigenem Büro und eigener Telephonnummer fest etabliert. Schon sind neue Tage der Trauer geplant.

„Von den Demonstrationen können wir nichts Neues lernen", hatte Richard Nixon kurz vor dem Moratorium-Tag an den Studenten Randy J. Dicks geschrieben. Die „Iden des Oktober" („Newsweek") müßten ihn dennoch eines gelehrt haben: daß die Kluft, die jetzt schon das Volk spaltet, sich auch zwischen seiner Regierung und dem Volk zu vertiefen droht, daß sie ihn — schon wurde das Wahljahr 1972 erwähnt — verschlingen könnte wie seinen Vorgänger Lyndon Johnson, wenn er weiter nur taktiert, statt zu handeln, wenn er weiter nur ausklammert, statt zu entscheiden.

„Präsident Nixon", so schrieb die „New York Times", „kann sich nicht länger in der Illusion wiegen, daß nur die radikalen Splittergruppen einen Bruch mit der Politik der Vergangenheit fordern."

TSCHECHOSLOWAKEI

DENUNZIATION

Zweimal täglich

Ein Jahr nach der Besetzung ihres Landes machten sich Olmützer Studenten ein Fest: Am 21. August 1969 sperrten sie ihren Professor Hrbek für 24 Stunden in seinem Büro ein: Der Professor ist ein Besatzerfreund.

Fünf Tage nach der Büro-Haft wurde der Besatzerfreund belohnt: Er stieg auf zum tschechischen Minister für Schulwesen. Endlich am Ziel einer glücklosen Polit-Karriere, ließ Iaromír Hrbek, 55, sogleich eine Funk- und Fernsehrede aufnehmen, die zum Schulanfang am 1. September gesendet werden sollte.

Wenig später erhielt der zuständige Rundfunk-Redakteur einen Anruf: „Hier Sekretariat des Ministers für Schulwesen. Der Genosse Minister ersucht Sie, seine Rede heute nicht zu senden."

Eine Rückfrage ergab zwar, daß der Anruf nicht aus dem Ministerium gekommen war. Aber da ein anderer unbekannter Hrbek-Gegner bei der Aufnahme im Studio den Ton gelöscht hatte, mußte der Minister noch einmal reden, diesmal live: „Wir gestatten nicht, daß unsere Menschen ohne nationalen Stolz heranwachsen, die beliebige Mode-Extreme, jeden beliebigen kulturellen Schund und peinliche Exzesse in ihrem Benehmen unkritisch vom Westen übernehmen ..."

Darauf ging der neue Minister an die Arbeit. Er annullierte die kurz vor seiner Amtsübernahme vollzogenen akademischen Wahlen und stoppte sämtliche Promotions- und Habilitations-Verfahren bis zu einer Überprüfung der Kandidaten. Dann entwarf



Prager Schulminister Hrbek
Anzeigen auf DIN A4

Hrbek einen Fragebogen für alle Angestellten seines Ministeriums: Sie sollten die Namen von Kollegen angeben, die abgelöst werden müßten.

Die Denunziation wurde auf einem DIN-A4-Blatt in zugeklebtem Umschlag erbeten, abzugeben beim Sekretariat des Ministers. Hrbek: „Bei den Mitarbeitern ohne höhere Schulbildung werde ich die Rechtschreibung nicht bewerten."

Die Ministerial-Bediensteten sollten allerdings nicht nur mißliebige Kollegen, sondern auch sich selbst denunzieren. Fragen zur Person:

▷ „An welchen Aktionen gegen die Kommunistische Partei, gegen die Sowjet-Union oder gegen die treuen Anhänger des Marxismus-Leninismus haben Sie teilgenommen?"

▷ „Welche Zwangsresolutionen haben Sie unterschrieben, für welche haben Sie gestimmt — zum Beispiel ... gegen sogenannte Verräter und Kollaborateure?"

▷ „Konnten Sie sich von Ihren damaligen falschen Überzeugungen und Irrtümern aufrichtig befreien? ... Sind Sie sich dessen voll bewußt, daß eventuelle Unrichtigkeiten oder Unvollständigkeiten Ihrer Selbstbeurteilung gegen Sie sprechen und alle Bemühungen, Ihnen zu helfen, ausschließen?"

Mit der ausgeklügelten Gehirnwäsche hoffte der Neurologe Hrbek vor allem den Sowjets zu gefallen. Mit Okkupanten hatte sich der Mediziner stets gut verstanden: So ließen sich schon im Krieg Gestapo-Leute der deutschen Besatzungsmacht in Pilsen gern von dem rundlichen Doktor behandeln und luden ihn zum Umtrunk.

Dr. Hrbek, zur Protektorats-Zeit Chefarzt der Pilsener Landkreis-Krankenversicherung, erläuterte seine Kontakte im Café später als Feindaufklärung für den Widerstand. Er ist seit seinem 17. Lebensjahr Kommunist.

Nach dem Ende der deutschen Besetzung requirierte Hrbek eine Villa und beschlagnahmte bei der Pilsener Papierfabrik Weiss einen schnellen „Jaguar", denn es zog ihn — mitunter zweimal täglich — in die 80 Kilometer entfernte Landeshauptstadt Prag: Er wollte Minister werden.

Dem Ehrgeiz des Arztes widersetzten sich damals Pilsens Bürgermeister Ullrich — später Botschafter in London — und ein Altkommunist aus dem Nationalrat: Josef Smrkovský, später Idol des Prager Frühlings und seit voriger Woche arbeitslos.

Statt eines Ministeriums wurde für Hrbek in Pilsen eine Filiale der Medizinischen Fakultät der Prager Karls-Universität eingerichtet, an der er einen Lehrstuhl für Neurologie erhielt. Und weil er unbedingt in die Politik wollte, wurde Hrbek Generalsekretär des „Slawischen Komitees", einer Propagandastelle, die den seit Kriegsbeginn von der UdSSR geförderten Panslawismus auch in der ČSSR verbreiten sollte. Hrbek durfte Dienstreisen in die slawischen Hauptstädte unternehmen — bis der Appell an slawische Seelenfreundschaft auch in Moskau aus der Mode kam.

Hrbek widmete sich daraufhin wieder nur der Heilkunde, wurde Ehrenmitglied der Gesellschaft der UdSSR-Neurologen und Professor in Olmütz. Im Prager Frühling hielt er sich zurück. Erst als 1968 neue Okkupanten kamen, wurde der Mediziner erneut politisch aktiv — als Besatzerfreund.

Als sich am 10. November 1968 im Prager „Lucerna"-Saal tschechoslowakische Kollaborateure versammelten, überbrachte Hrbek einen Sowjettreue-Schwur der Olmützer Universität. Rektor und Parteikomitee der Uni dementierten sofort, ihn je dazu bevollmächtigt zu haben.

Dafür kann sie der Minister Hrbek nun bestrafen: Einen Tag nach Abfassung des Fragebogens für sein Ministerium schickte Hrbek unter dem Geschäftszeichen 27.992/69 — III/S einen Spitzel-Aufruf an alle Rektoren und Dekane. Hrbek bestellte einen „schriftlichen Bericht bis zum 12. Ok-







Party im eigenen Haus

Lampions, Grillglut, blühende Bäume und appetitlicher Duft von brutzelnden Steaks, Tanz in der Wohnung und auf der Terrasse. Gelassen nimmt unser neues Haus den ganzen Trubel hin.
Die Gäste staunen: das ist aber praktisch und zweckmäßig gebaut.

Die Architekten der Neuen Heimat verstehen ihr Handwerk.
Schauen Sie sich die Häuser und Wohnungen der Neuen Heimat einmal an:
gekonnte Raumausnutzung.
Und eben deshalb wohnt sich's hier so individuell.

Neue Heimat

größtes Städtebau- und Wohnungsunternehmen in der Bundesrepublik. Zu den Hauptaufgaben gehören Stadt- und Dorferneuerung und die Strukturverbesserung ganzer Regionen – Schaffung der baulichen Umwelt für eine moderne, weltoffene und demokratische Gesellschaft

Neue Heimat
Städtebau- und Wohnungsunternehmen
2 Hamburg 22, Lübecker Str. 1

...lieber besser wohnen

tober, der eine Übersicht und Bewertung unrichtiger Meinungen, Stellungnahmen, Reden und Taten ... enthalten soll, die 1968 und 1969 in Hochschul- und Fakultätsorganen, in öffentlichen Reden einzelner Dozenten, in Organen der Studentenbewegung und in öffentlichen Reden einzelner Studenten in Erscheinung traten".

Der Minister wünschte sich Text und Datum solcher Erklärungen, eine Namensliste aller oppositionellen Studenten, eine Übersicht der finanziellen Zuwendungen an Studentenheime sowie Auskunft, „ob und wie Vervielfältigungsapparate ... zur Herstellung von Flugblättern benutzt wurden".

Diesen Fragebogen seines slawischen Genossen Hrbek veröffentlichte Frankreichs Literat Louis Aragon, Politbüro-Mitglied der KPF, in der Pariser Zeitschrift „Les Lettres françaises". Die „Einführung der systematischen Denunziation als nationale Pflicht in einem sozialistischen Land" nannte Aragon „schlimmer als die militärischen Operationen im August 1968". Denn jene Operationen brachten laut Aragon „die Zukunft des Sozialismus in der ganzen Welt in Gefahr", Hrbeks Spitzelei aber versetze „dem Vertrauen der Völker in den Sozialismus ... einen womöglich tödlichen Schlag".

Dabei brauchte der Doktor Hrbek die gesammelten Denunziationen nur zur Kontrolle einer offenbar bereits von V-Leuten gefertigten Kartei: Er teilte den Rektoren mit, daß sein Ministerium „gleichzeitig auch eine eigene ausführliche Untersuchung der Lage an den einzelnen Hochschulen *aufgrund einer ihm zugänglichen Dokumentation* vornimmt. Die Ergebnisse werden mit Ihrer Übersicht und Bewertung konfrontiert werden. Eventuelle Widersprüche werden mit Ihnen besprochen und beurteilt".



Indien-Besucher **Sefrin,** Gastgeberin **Indira**

INDIEN

DDR-DIPLOMATIE

Geschenk erbeten

Der stellvertretende DDR-Ministerratsvorsitzende Max Sefrin pilgerte an den Einäscherungsstein Gandhis vor den Toren von Neu-Delhi, um den Mahatma zu seinem 100. Geburtstag zu ehren.

Dann erbat er von Indiens Regierungschefin Indira Gandhi ein Geschenk für sein Geburtstagskind — die DDR, 20.

Sefrins Gesuch fand halbes Gehör. Indien wertete das Zwei-Mann-Büro seiner Handelsgesellschaft „State Trading Corporation" in der Ost-Berliner Clara-Zetkin-Straße 97 noch vor dem DDR-Geburtstag zur Handelsmission auf. Missionschef „Ranga" R. Ranganathan erspart Indien-Reisenden der DDR künftig umständliche Visa-Anträge in Moskau oder Prag.

Auch Gratulanten reisten zum Geburtstag der Arbeiter-und-Bauern-Republik am 7. Oktober nach Ost-Berlin, an ihrer Spitze die Vizepräsidentin des indischen Oberhauses. Nach einem Besuch an der Ostseite der Mauer in Berlin befand Violet Alva, 61: „Die DDR muß anerkannt werden."

700 indische Parlamentarier und mehr als 1000 prominente Inder in der Heimat unterstützten derweil Frau Alvas Forderung durch ihre Unterschrift. Erziehungsminister Rao pries auf der „Nationalen Konferenz der Freundschaftsgesellschaft Indien — DDR" in Neu-Delhi das „Wirtschaftswunder DDR". Auch Indiens oberster Familienplaner K. K. Shah entschied, sein Land könne die völkerrechtliche Tatsache DDR nicht mehr ignorieren. Im April konnte Indira Gandhi nur



Gandhi: Zum Geburtstag aufgewertet



DDR-Werbung in Indien*
Für kranke Inderinnen . . .

knapp eine Unterhausabstimmung über die DDR-Anerkennung verhindern.

Bis zum Winter wollen die Anerkennungsstrategen der DDR-Handelsmission in der Kautilya Marg — am Rande des Botschafts-Viertels von Neu-Delhi — den vollen Diplomaten-Status erschmeicheln, erkaufen oder erpressen.

Nach dem Erfolg in fünf Araber-Staaten und im Prinzenreich Kambodscha will DDR-Außenminister Winzer mit der versprochenen „baldigen" diplomatischen Anerkennung durch Indien endlich auch in Südasien einen entscheidenden Erfolg erzielen.

Ost-Berlins Chef-Stratege Herbert Fischer, 55, erlangte am Vorabend des 20. DDR-Geburtstags eine Ehre, die vor ihm nur Botschaftern zuteil geworden war: All-India-Radio (AIR) schenkte dem Leiter der DDR-Handelsmission Sende-Minuten.

„In der ersten Oktober-Woche feierten Indien und die ganze Welt das Geburtsjahrhundert Mahatma Gandhis", schmeichelte der Lehrer und Altkommunist aus Thüringen. „Fast auf den gleichen Tag fällt der 20. Gründungstag der DDR, die jede rassistische und imperialistische Arroganz ausgemerzt hat. Dies ist eine Leistung im Geiste Gandhis."

Gandhi gegen Rassismus, westdeutsche Hallstein-Arroganz gegen den „Friedensstaat DDR" — in Ausstellungen der DDR-Handelsvertretungen in Delhi, Bombay, Kalkutta und Madras verkaufen Fischers Handels-Strategen geschickt das Gütezeichen „GDR" (German Democratic Republic).

Subtil punktet Fischer seine Gegner von der bundesdeutschen Botschaft aus. Das westdeutsche Taschenbuch „Introducing Germany" für 10,40 Mark konterte der Dresdener „Verlag Zeit im Bild" mit einer gleichartigen Broschüre „Introducing the GDR". Nur: Das DDR-Werk kostet einen indischen Tageslohn weniger — 6,90 Mark —und lädt obendrein zur Kritik ein. Auf einer beigefügten Postkarte fragt der Verlag den Leser: „Welches Kapitel war unverständlich geschrieben?"

Während Hermann Ziok, Presseattaché von Indiens zweitgrößtem Geberland in der Marmor-Botschaft der Bundesrepublik über Geldmangel klagt, schöpft DDR-Fischer aus vollen Propaganda-Kassen. 26 indische Tages- und Wochenzeitungen beziehen diskrete Entwicklungshilfe aus Ost-Berlin. So brachte etwa

▷ das Wochenblatt „Link" 20 Seiten DDR-Geburtstags-Supplement, doch nur eine Spalte Wahlkampf in der Bundesrepublik,

▷ der „Patriot" ein Interview mit DDR-Außenminister Winzer und

▷ der „National Herald" den Kommentar: „Daß die Bundesrepublik das ganze deutsche Volk vertritt, wird nicht mal mehr in Bonn vertreten."

In rechtsstehenden Blättern kaufte Fischer ganzseitige Anzeigen — so in der „Times of India" und im „Indian Express". Und anstatt — wie die Bonner Botschaft — Chefredakteure zu steifen Cocktailpartys und belanglosem Snobklatsch zu bitten, konzentriert sich Fischer auf das Fußvolk der meinungsbildenden Presse.

So schwatzen schwitzende DDR-Werber in schwülen Milchbars oder im Indian-Coffee-House mit indischen Reportern über Sozialfürsorge, Vollbeschäftigung und Gleichberechtigung ostdeutscher Frauen. Freundliche Sachsen laden kränkelnde Journalisten-Frauen zu Kuraufenthalten ins Erzgebirge, bitten Studenten zum Spezialstudium nach Dresden, Gewerkschaftler zum „Studium der Parteienvielfalt" in den Einparteistaat.

Herbert Fischer weiß, was die Inder interessiert. Schon 1936 hatte die Komintern den deutschen Emigranten Fischer von der Spanienfront ins britische Kolonial-Indien versetzt. Drei Jahre darauf — bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges — bahnten ihm die Kolonialherren den Weg in indische Herzen: Sie sperrten ihn als feindlichen Ausländer ins Gefängnis.



DDR-Werber **Fischer**
. . . eine Kur im Erzgebirge

Er erhielt Gesellschaft von Tausenden Mitstreitern Gandhis — den zukünftigen Herren Indiens. Mit den Zellengenossen verständigte sich Fischer auf Hindi, wie die gewaltlosen Unabhängigkeitsstreiter kleidete er sich mit Khaddi (Rohbaumwolltuch).

Nach seiner Entlassung vertiefte Fischer ab 1946 seine persönlichen Kontakte zu den Einheimischen in Südindien, 1955 warb ihn die DDR-Industrie- und Handelskammer an: als Abteilungsleiter des Ressorts Südostasien, Unterabteilung Indien. Drei Jahre später avancierte der 1,92 Meter große Indien-Spezialist Fischer zur Grauen Eminenz des — später wegen Unfähigkeit entlassenen — Handelsvertreters Renneisen in Delhi, 1965 wurde er DDR-Chef in Indien.

Fischer lud bisher 110 Abgeordnete der Staatenparlamente und der Volksvertretungen in Neu-Delhi in die DDR. 47 Parlamentarier stehen auf der Warteliste für weitere kostenlose PR-Flüge in die DDR. Diese Freiflüge für prominente Kongreßabgeordnete erwiesen sich als Werbe-Hit; denn die Regierung in Neu-Delhi gesteht Privatreisenden ins Ausland lediglich ein Taschengeld von acht US-Dollar zu.

Und die DDR kümmert sich um ihre Besucher. Klagte Delhi-Oberbürgermeister Hans Raj Gupta nach einem Besuch in Hamburg: „Nur ein kleiner Senator hat mich empfangen. In der DDR begrüßte mich die gesamte Führungsspitze."

Kerala-Chefminister Namboodiripad läßt sich derzeit den Magen in Ost-Berlin operieren, Kommunisten-Freund und Nehru-Vertrauer Krischna Menon reiste zur Weltfriedenskonferenz in den „sozialistischen Staat deutscher Nation".

Am meisten aber beeindruckt die DDR Indien durch ihre Handels-Usancen. Anders als bei dem Milliarden-Gläubiger Bundesrepublik ist die Bilanz des DDR-Handels mit Indien offiziell ausgeglichen. Und anders als die Bundesrepublik, die Zinsen und Kredite in knappen Mark und Dollars zurückfordert, akzeptiert die DDR von den Indern Rupien (die im westlichen Ausland wertlos sind).

Indiens Industrieminister Reddy besuchte in diesem Jahr erstmals die Leipziger Messe — und vergab den bisher größten Schiffbau-Auftrag seines Landes an die VEB-Warnow-Werft in Rostock-Warnemünde. Reddy bestellte außerdem 3000 Traktoren und besprach Lizenz-Bauverträge.

Die im Handel verdienten Rupien steckt die DDR in politische PR-Feldzüge. Jüngster Schachzug: Gründung eines 23köpfigen „Initiativkomitees zur nationalen Anerkennung der DDR".

DDR-Werber Fischer erhielt für seine bisherigen Erfolge den „Vaterländischen Verdienstorden in Bronze". Gold will Fischer mit der endgültigen Anerkennung und dem Botschafterrang für sich selbst gewinnen. „Und das dauert nicht mehr lange", meint ein Fischer-Untergebener in Bombay.

* Ausstellung im September 1969 in Neu-Delhi.

Sie sollten sich einen neuen DAF nicht wegen der über 30 Dinge kaufen, die wir verbessert haben.

Sondern wegen der einen Sache, die so geblieben ist, wie sie war.



Nach wie vor ist die stufenlose Vollautomatik der wichtigste Grund, sich für DAF zu entscheiden; und die wurde nicht verbessert, weil daran nichts mehr verbessert werden kann.

Darum möchten wir Ihnen hier nichts von der neuen, versenkten Sicherheits-Lenksäule oder vom ausbrechbaren Sicherheits-Rückspiegel oder von den vielen neuen Farben erzählen.

Was wir Ihnen sagen möchten, ist dies: DAF ist nach wie vor der einzige Wagen mit der stufenlosen Vollautomatik, die dem Motor keine PS stiehlt. Die bei jeder Geschwindigkeit automatisch das gerade günstigste Drehmoment hat. Bei der Sie weder kuppeln noch schalten noch Fahrbereiche wählen müssen.

Während andere kuppeln, schalten oder Fahrbereiche wählen, können Sie im DAF zeigen, was fortschrittliches Autofahren heißt. Wir liefern Ihnen dafür einen perfekten Wagen. Unsere 400 DAF-Händler führen Ihnen die neuen Modelle gern vor.

DAF – heute schon die Technik von morgen

DAF 33: 750 ccm; 28 DIN/PS; 112 km/h; von 0–80 in 17 Sek.; ab DM 4.495,–
DAF 44: 850 ccm; 34 DIN/PS; 123 km/h; von 0–80 in 15 Sek.; ab DM 5.295,–, als Kombi DM 5.994,–
DAF 55: 1100 ccm; 45 DIN/PS; 136 km/h; von 0–80 in 12 Sek.; DM 5.994,–, als Kombi DM 6.394,–
DAF 55 Coupé: 1100 ccm; 45 DIN/PS; 138 km/h; von 0–80 in 12 Sek.; DM 6.660,–

Alle Preise unverändert und einschließlich 11% Mehrwertsteuer ab Erkrath / Düsseldorf.

Gutschein:
An die Deutsche DAF GmbH, Abt. SP 97
4006 Erkrath/Düsseldorf, Am Tönisberg 7
Erbitte unverbindlich ausführliches Informationsmaterial über die neuen DAF-Modelle plus Farbmusterkarte.

Name: ____________________

Ort: ( ) ____________________

Straße: ____________________

Beruf: ____________________





Irischer Protestant im Tränengas-Nebel (l.), **Soldaten, Polizisten** unter Beschuß*: „Die blutigste Nacht seit 1922"

„PROTESTANTENBLUT SOLL FLIESSEN..."

Kai Hermann über die Unruhen in Belfast

In der Long Bar war auch am Samstag punkt 22 Uhr Feierabend wie in allen Kneipen Belfasts. Das Gesetz ist da streng. Es gibt in der nordirischen Hauptstadt mehr Pubs als Bäume. Die Gesetzgeber sorgen sich um die Volksgesundheit.

Die Trinker schimpften wie jeden Abend um diese Zeit. Aber die meisten hatten genug gehabt. Wer arm ist in Belfast und nicht Mitglied in einem privaten Klub, muß bis 22 Uhr betrunken sein. Einer, den sie Eddie nannten, faßte mich am Arm. „Komm, jetzt geht's los. Aber sag mir, daß du kein verdammter Papisten-Stiefellecker bist und keine verdammte Presse."

Die Long Bar hat die rauchbraune Patina nordirischer Pubs: eine rissige hölzerne Stehtheke, zerschlissene Polsterbänke, Eisentische, Werbesprüche aus dem vergangenen Jahrhundert. Bierschaum, Schmutz und betrunkene Arbeiter hatten den Geruch von Elend. Hier soffen die Textilarbeiter schon ihr Guinness, als sie noch achtzehn Stunden am Tag arbeiten mußten, weiß der Wirt. Viel hat sich seitdem nicht geändert.

Auch draußen ist noch alles so wie vor Jahrzehnten in Belfasts protestantischem Proleten-Viertel Shankill. Irgendwo wurde geschrien. „Hab' ich recht — es fängt an", sagte Eddie. Vor den Häusern standen Frauen und Kinder. Die Häuser in Shankill unterscheiden sich in den phantasievollen Arrangements aus Plastikblumen auf der Fensterbank: Wände aus zweistöckigen Backsteinbauten an engen Gassen, dunkle Fensterhöhlen, Zwillingsschornsteine — so wie sie der Manchester-Kapitalismus als billige Schlafstätten für billige Arbeitskräfte baute. Nach der Statistik sind 95 Prozent der Wohnungen ohne sanitäre Anlagen.

* Am 12. Oktober in Belfast.

Die Schreie kamen aus einer Gruppe von Frauen am Ende der Straße, wo eine drei Meter hohe Wellblechwand den Weg versperrte. Die „Friedensgrenze" nennen das die Regierenden in feierlichem Ernst und die Shankill-Leute in wütendem Hohn. Sie trennt den evangelischen vom katholischen Slum mit Blech, Stacheldraht, Sandsäcken, Holzbrettern und Gewehren. Die Frauen riefen in das Katholikenviertel hinüber: Fucking Popists ... fucking pigs... we'll get you. — Kinder äfften sie nach.

In den Häuserzeilen gibt es bisweilen Unterbrechungen — Trümmer, ausgebrannte Fassaden. Eddie erklärte: „Da haben Micks gehaust, stinkt immer noch." Bis man sie im vergangenen August ausräucherte, lebten unter den 32 000 Protestanten noch fast 3000 Katholiken in Shankill.

In den Backsteinfassaden zwängen sich graue Kirchen und Gebetshäuser mit den gottesfürchtigen Parolen protestantischer Sekten. Es gibt in Belfast auch mehr Gotteshäuser als Bäume.

Aus Fenstern hängt der Union Jack. Fähnchen sind über die Gassen gespannt. Das endlose Graurot der Backsteinhütten ist zum heiligen Volksfest geschmückt. „Für Gott und die Königin", sagen Inschriften.

Eddie ging schneller. Die Frauen in den Haustüren feuerten ihn an mit Obszönitäten, die nicht mehr den Katholiken, sondern den britischen Soldaten galten. Die Armee habe die Shankill Road besetzt, sagten sie.

Auf der Shankill Road waren vielleicht 2000 Demonstranten. Sie schwenkten britische Fahnen, ließen die Polizei hochleben, die sie angriffen. Es war nicht viel anders als am Abend zuvor, als an vielen Samstag-Abenden in Belfast.

Als sie die Polizistenkette mit einem Auto zu durchbrechen versuchten, kamen Soldaten aus einer Nebenstraße und schossen Tränengas. Es war eine Stunde und 40 Minuten, nachdem die Pubs geschlossen hatten.

„Schweine", sagte Eddie. „Ich muß auf die andere Seite, zu den Jungen." Es knallte aus dem Nebel der Gasgranaten, als würden Feuerwerkskörper abgebrannt. Es pfiff in der Luft, als schwänge jemand eine Peitsche. Nicht weit von uns lag ein Polizist auf der Straße, ein anderer fiel plötzlich um und schrie. Eddie zog mich in einen Hauseingang: „Verdammt, die schießen ja richtig." Er war fröhlich.

Der Polizist, den es zuerst getroffen hatte, wurde hinter einen Wagen gezogen und aufgerichtet. Er blutete am Kopf und starb nach einigen Minuten. Er war der 29jährige Constable Victor William Arbuckle, Vater eines zweijährigen Sohnes, erzählten seine überraschten, dann entsetzten Kollegen. Er war ein guter protestantischer Kirchgänger, gerade ausgezeichnet für besondere Tapferkeit vor den Katholiken. Im August war er von einem katholischen Molotow-Cocktail verletzt worden.

In Belfast hatte begonnen, was englische Zeitungen etwas übertrieben „die blutigste Nacht" und „die schwersten Straßenkämpfe seit 1922" nannten.

Wir versuchten durch Nebenstraßen, über Stacheldrahtverhaue auf die andere Seite der Barrikaden zu kommen. Mein Führer war beinahe 50. Er hatte so etwas, er wußte nicht wie oft, mitgemacht. Er sprach immer wieder vom Papst. Eine andere Erklärung für das Absurde hatte er nicht.

Als wir an den bleichen Kindern, an den Frauengesichtern, aus denen man kein Alter lesen kann, vorbeigingen, erklärte er doch: „Uns geht es hier nicht schlecht. Du mußt mal zu den Papisten rübergehen. Die hausen wie die Schweine. Die sind faul, wollen

Herr Gustav Kalthoff junior empfiehlt seinen Kollegen hartes Unternehmertraining.



Mitten im Ruhrgebiet, in Gelsenkirchen, steht eine der großen COCA-COLA Fabriken. Sie gehört der Firma FRIGEKA — GUSTAV KALTHOFF KG. Ihr Juniorchef ist Gustav Kalthoff, Jahrgang 1937. Herr Kalthoff gehört zu der modernen Unternehmergeneration, die Managementprobleme hat und Lösungsmethoden kennt, von denen ihre Väter vor ein paar Jahrzehnten noch nichts ahnen konnten.

Als Herrn Kalthoffs Vater, Herr Gustav Kalthoff senior, vor nun bald 20 Jahren neben seinen ausgedehnten Kühl- und Gefrierhäusern eine moderne COCA-COLA Fabrik aufbaute, da war noch vieles anders. Da war der Markt noch leichter zu erschließen. Da war noch keine Rede von Produktdifferenzierung. Da waren die Verbraucherwünsche noch nicht so vielfältig. Da gab es noch kein SPRITE und auch kein CAPPY. Da waren alle Daten des Betriebes noch ohne die Hilfe elektronischer Anlagen zu bewältigen.

„Heutzutage aber", sagt Herr Gustav Kalthoff jr., „kommen die Entwicklungen mit einer Schnelligkeit wie nie zuvor über uns, und deshalb muß jeder laufend umdenken und hinzulernen."

Darum hat z. B. die Coca-Cola GmbH eigene Unternehmerseminare für die Mitglieder der großen COCA-COLA Familie eingerichtet, in denen Professoren aus Deutschland, aus der Schweiz und von der Harvard-Universität als Lehrkräfte wirken. Sein Wissen auf den jüngsten Stand zu bringen, ist eben Pflichtfach für alle. „Besonders für junge Unternehmer", fügt Herr Gustav Kalthoff jr. hinzu.

COCA-COLA, FANTA, SPRITE und CAPPY sind eingetragene Warenzeichen der Coca-Cola Gesellschaft.



Die deutsche COCA-COLA Familie:

120 mittelständische Unternehmen
und die Coca-Cola GmbH
mit insgesamt rund 12.500 Mitarbeitern.

nicht arbeiten, aber unsere Jobs und unsere Häuser wollen sie."

Die Proletarier von Shankill hatten in dieser Nacht nichts zu verlieren als das Bewußtsein, nicht die Ärmsten zu sein. Sie kämpften um alles, was sie hatten. Daß sie, die Prods, besser seien als die Micks, hatten Pfarrer, Politiker und Fabrikbesitzer Generationen von Unterbezahlten und Arbeitslosen gesagt.

Für die Leute von Shankill war der Klassenfeind immer im benachbarten Falls, dem katholischen Slum, und in Rom. Für sie hat es nie eine Arbeiterbewegung oder eine sozialistische Partei gegeben, sondern immer nur die Unionist Party, die ihnen das Privileg gab, nicht so arm zu sein wie die Katholiken. Noch vor den letzten Wahlen versprachen ihnen die Politiker ewigen Kampf gegen die Papisten.

In Nordirland liegen die Löhne zwar um 25 Prozent niedriger als im englischne Mutterland, in Shankill gibt es mehr als zehn Prozent Arbeitslose — aber in Falls sind es 25 Prozent. Deswegen haben sie wieder die Unionists, die in London an dem rechten Flügel der Konservativen sitzen, gewählt.

Und nun, nachdem nicht nur kleine Läden, sondern auch Supermärkte und Fabriken gebrannt haben, soll das alles nicht mehr stimmen. Dieselben Politiker sagen plötzlich, alle seien gleich, auch die Katholiken. Alle sollten das gleiche Stimmrecht haben, die gleichen Jobs, die gleichen neuen Sozialwohnungen mit Dusche und Toilette.

Eddie sagt, alle in Shankill sagen das: „Man hat uns beschissen." Sie wissen nur noch nicht, wann und wie.

Es gibt zwei Parolen an den Häusern, die sind häufiger als alle anderen. Sie sind nicht hastig hingeschmiert, sondern in Blech gestanzt oder auf Karton gedruckt und hängen oft nebeneinander: „Guinness is good for you" — „God is right". Mit Guinness-Bier und dem guten (protestantischen) Gott sind Shankill-Generationen beruhigt und beherrscht geworden. Bis zu diesem Sonnabend.

Hinter den Barrikaden war der Haß mörderisch. Drei oder vier Jungen schossen mit Pistolen auf alles, was sich bewegte. Molotow-Cocktails flogen, drohten die eigenen Leute zu verbrennen, die in Ausfällen immer wieder versuchten, an die Stellungen der Armee hinter Panzerwagen und Trümmern heranzukommen. Aus den Seitenstraßen schrien Frauen. Sie schickten ihre Kinder mit Töpfen voll Essigwasser zu den Barrikaden, das gegen Tränengas schützen sollte. Zehn- bis Zwölfjährige brachten benzingefüllte Flaschen.

Es gab kein Ziel des Hasses mehr. Ein alter Betrunkener stand in den Gaswolken vor der Barrikade mit ausgebreiteten Armen, einen Stein in jeder Hand, Speichel vor dem Mund. Er schrie immer wieder denselben Satz: „We're the fuckin' people of fuckin' Shankill and fuck' em all." Er lallte es noch auf der Bahre der Ambulanz.

Gegen ein Uhr kam ein offener MG-Sportwagen aus einer Seitenstraße. Stephen fuhr ihn, ein knapp 30jähriger Unternehmer, den ich aus der Hotelbar kannte. Er war auch betrunken und weinte — das schien nicht nur vom Tränengas, sondern auch von Herzen zu kommen. Er besaß ein Fabrikgebäude in der Shankill Road, das er an Handwerksbetriebe vermietet hatte, und wollte sehen, ob es noch stand. Es brannte noch nicht. Die großen britischen Fahnen schützten es.



Wachposten in Belfast: „Hast du schon deinen Rosenkranz gebetet?"

Stephen sagte schluchzend: „Darüber dürfen Sie nicht schreiben. Das ist nicht Belfast, nicht Nordirland." Er erzählte, daß, wo er wohne, noch an diesem Nachmittag Protestanten und Katholiken zusammen Kricket gespielt hätten. Er kam gerade von einem Fest im Jacht-Klub: „Wir haben mit Katholiken getanzt, Späße gemacht, gelacht, glauben Sie mir. Das hier sind die Arbeitslosen, nein, Asoziale, die nicht zu beschäftigen sind."

Zwei Abende später, wieder an der Hotelbar, war Stephen besser gelaunt. Er verriet, daß er auch ein Geschäft für Verglasungs- und Malerarbeiten habe und in Shankill Road und Umgebung in den letzten Monaten für 12 000 Pfund umgesetzt habe. Er fügte hinzu: „Aber das ist all das Blut und die Tränen nicht wert."

Er hatte in einigem recht: In den Vororten gibt es keinen „Religionskrieg", Villen wurden nicht von Villenbesitzern niedergebrannt. Slumbewohner steckten Slums an. Es waren die Arbeitslosen von Shankill und Falls, die in der vordersten Reihe gegeneinander kämpften. Es sind die Armen, die die Ärmsten hassen.

Im Katholikenviertel um die Falls Road war man in dieser Nacht für den Bürgerkrieg gerüstet. Die Soldaten, die mich über ihre Barrikaden in den anderen Teil des Slums ließen, meinten, weit werde ich nicht kommen.

Die gleichen Backsteinmauern, die gleichen Plastikblumen hinter den Fenstern. Nur die Parolen an den Wänden sind anders. Am Tage scheint hier alles etwas schmutziger. Die Katholiken versuchen nicht wie die protestantischen Frauen, das Grau von den Backsteinen zu scheuern. In ihren Zimmern hängen statt Buntdrucken des englischen Königpaares Bilder der Kennedys. Sie führen die Jungfrau Maria häufiger in den Wandsprüchen als Jesus und den lieben Gott.

Die Katholiken waren nicht vor den Türen. Ihre Fenster waren dunkel. Sie haben zuviel Angst, um richtig hassen zu können. Die Bewohner der Falls nennen ihr verbarrikadiertes Getto jetzt „Free Belfast". Seit August regieren sie es selbst. Kein Polizist hat seitdem die freie Stadt betreten.

Die Regierung sitzt in einem etwa 20 Quadratmeter großen Raum über einem der wenigen nicht ausgebrannten Pubs: ungestrichene Wände, ein Tisch, zwei Stühle, eine Schreibmaschine, ein Vervielfältigungsgerät und das wichtigste, ein Telephon.

Die übernächtigten jungen Männer des Verteidigungskomitees lehnten an den Wänden. Über das Telephon kamen Lageberichte von Spähern aus der Shankill Road. Telephonisch gingen Instruktionen an die Wachtposten.

Sie sagten, sie seien besser gerüstet als im August. Vor zwei Monaten hatten sie nur ein Maschinengewehr und ein paar Pistolen, Benzinflaschen und Steine. Damals zündeten die Shankill-Nachbarn unter dem Schutz von Polizei und bewaffneter protestantischer Bürgerwehr 400 Häuser an.

In den Falls weiß man sehr genau, warum man kämpft. „Zunächst einmal ums nackte Leben", sagte Oliver, Pressesekretär des Komitees. „Dann um die Befreiung von jahrhundertealter kolonialer Unterdrückung."

Seit Heinrich II. 1171 die Insel eroberte und das Land an englische Barone verteilte, Elizabeth I. nach vielen Schlachten den Iren die englische Kirchenverfassung diktierte, Cromwell die Katholiken niederwarf und die Ländereien im heutigen Nordirland ausschließlich Protestanten übereignete, Wilhelm von Oranien noch einmal gegen die Aufständischen siegte, hat sich am Status der Kelten kaum etwas geändert.

Die englischen Feudalherren wurden vom britischen Kapitalismus abgelöst;

die neuen Herrscher regierten mit den Mitteln des Mittelalters am bequemsten. Als sie 1920 den Norden politisch vom Süden trennten und England eingemeindeten, mußten sie nicht einmal das parlamentarische System des Mutterlandes übertragen. Vielklassen-Wahlrecht, manipulierte Wahlkreise, Apathie der Unterdrückten, die Unterstützung des protestantischen Proletariats im angeblichen Religionskampf sicherten konservative Macht.

Die jungen Leute im Verteidigungskomitee meinten, das Mittelalter sei für sie endgültig vorbei. Spätestens seit dieser Nacht, in der Protestanten auf Protestanten schossen.

Die meisten der Jungen, die seit zwei Monaten das „Freie Belfast" regieren, sind Sozialisten. Sie sagen, die Einheit des Proletariats sei wichtiger als die Wiedervereinigung Irlands.

Doch vorerst dringt ihre sozialistische Lehre nicht einmal bis in die Häuser der katholischen Arbeitslosen. Mittlerweile müssen sie nicht nur gegen die Protestanten kämpfen, sondern auch gegen die eigene Kirche, der bange geworden ist in Free Belfast. In den Fenstern der Falls hängen keine sozialistischen Kampfparolen, sondern Bibelsprüche und die ängstlich-mahnende Frage: „Hast du heute schon deinen Rosenkranz gebetet?"

Auf der Shankill Road, um drei Uhr morgens, hatten sich die Aufständischen einige hundert Meter zurückziehen müssen. Panzerfahrzeuge hatten die erste Barrikade erobert. Seit einer Stunde schoß die Armee zurück.

Mehr als 20 Soldaten waren trotz kugelsicheren Westen mit Schußverletzungen abtransportiert worden. Die Disziplin der uniformierten Straßenkämpfer hatte etwas Heroisches. Noch immer schienen sie nur gezielt auf Mündungsfeuer zu zielen.

Die Shankill-Leute hatten ein Maschinengewehr auf die Straße gebracht. Zwei Pistolenschützen hockten daneben. Auf beiden Seiten wurde ohne Unterbrechung geschossen. Die Ambulanzen schafften den Abtransport der Verletzten nicht mehr.

Ein Mann wurde in eine Seitenstraße gezerrt. Er hatte eine Schußwunde im Nacken, saß aufrecht, sagte etwas, bis er plötzlich nach vorn klappte. Frauen schrien Obszönitäten. Als jemand den Namen eines zweiten Toten nannte, brach eine der Frauen zusammen. Die beiden Erschossenen waren Vettern. Sie waren gemeinsam von einer Geburtstagsfeier gekommen.

Als es dämmerte, wurde es ruhiger. Gegen sieben Uhr war es totenstill auf der Shankill Road. Die Feuerwehr kam, doch es gab nichts mehr zu löschen. Dann die Bulldozer und Kranwagen, die in kaum zwei Stunden die Trümmer der Nacht beseitigten. Es folgten die Ladenbesitzer und Belfasts Jeunesse dorée mit Taschentüchern vor den Gesichtern gegen den Gestank von Rauch und Tränengas.

Gegen zehn Uhr rief der Protestanten-Führer Ian Paisley zur Andacht. Fast 2000 Menschen sangen mit ihm: „Stand up! — stand up for Jesus! ... Von Sieg zu Sieg wird seine Armee uns führen ... Heute noch der Lärm der Schlacht — morgen schon das Lied des Sieges."

Paisley ließ seine Gemeinde der Armen die Köpfe senken, die Augen schließen, den Herrn in sich fühlen und erläuterte die Ereignisse der Nacht: „Protestantenblut soll Shankill Road hinunterfließen, damit der Kommunismus siegt."

In seinen Predigten und Traktätchen haben sich Judentum und die Uno-Flagge, der Papst und der Bolschewismus zur Weltverschwörung des Antichristen gegen das englische Königshaus verbündet. Die Leute von Shankill verehren Paisley.

Der Schrecken dieses Wochenendes erschütterte noch das Londoner Oberhaus. Lord Stonham forderte, den Priester Paisley vor Gericht zu stellen, denn „wer arme Leute zur Gewalt aufhetzt, an dessen Händen klebt Blut". Die so plötzlich aufgeschreckten Demokraten in England suchen nach zeitgemäßen Formen der Herrschaft für Nordirland. Sie versuchen, den Statthaltern in Belfast klarzumachen, daß die Formel, teile das Proletariat und herrsche, nicht mehr stimmt.

Die viel Geld in Nordirland investiert haben, drängen am ungeduldigsten auf Reform. Wo sie gestern noch die politische Idylle des Frühkapitalismus wähnten, fürchten sie nun Faschismus und sozialistischen Umsturzversuch. Viele glauben, daß es schon zu spät sein könnte.

Auf der Shankill Road wurde am Sonntagabend wieder geschossen. Der junge Offizier, der hinter einem Panzerwagen Deckung suchte, mahnte seine Leute, die 48 Stunden nicht geschlafen hatten, zur Beherrschung. Er war nicht beunruhigt, denn am Sonntag blieben die Kneipen geschlossen. „Die haben heute nicht genug Alkohol im Bauch. Bis am nächsten Sonnabend die Pubs schließen, wird nicht viel passieren."

VATIKAN

REFORM-PRIESTER

Zuviel Arbeit

Römer", so appellierten Zehntausende von Flugblättern, „Ihr dürft nicht zulassen, daß in dem vom Blut der ersten Märtyrer geweihten Zentrum der Christenheit ... eine Handvoll Häretiker gegen den heiligen Charakter der Stadt lästert und Anschläge auf den Glauben verübt."

Die Flugblatt-Verfasser waren neofaschistische Katholiken, die „Handvoll Häretiker" über hundert fortschrittliche Priester aus ganz Westeuropa.

Als Sprecher von rund 4000 Gleichgesinnten in elf Ländern berieten die Kleriker über eine „radikale Reform der Kirche" — zur selben Zeit, da im Vatikan die Außerordentliche Bischofssynode tagte (SPIEGEL 41/1969). Konferenzort der Progressiven: ein von Polizisten beschütztes Gebäude an Roms Piazza Cavour, die — evangelische — Waldenser-Fakultät.



Diskutierende Reform-Katholiken in Rom: „Ganz nahe vor Eurer Tür"

Die Zuflucht zu den Protestanten war notwendig geworden, weil katholische Institute, städtische Behörden und sogar Italiens Sozialistische Partei den ungebetenen Gästen keinen Tagungs-Raum geben wollten.

Daß sich die liberalen Priester nur 800 Meter vom Vatikan entfernt einnisteten, nahm ein Trupp rechtsradikaler Katholiken sehr übel: Er warf eine Tränengasbombe in die Waldenser-Buchhandlung und zertrümmerte die Fensterscheiben.

Die Fortschritts-Priester, die in Holland, Belgien, Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien sogenannte Solidaritäts-Gruppen gebildet haben, wollen nicht als Rebellen, sondern als „Wegbereiter" gelten: „Wir kamen nach Rom, um den Papst zu hören ... und mit den mutigen Bischöfen der Synode zusammen zu arbeiten." Dem Papst schrieben sie: „Wir sind ganz



Braun sixtant S
Nr.1
meistgekauft in Deutschland

Wir freuen uns darüber.
Es beweist - er hält, was wir versprechen:

Er paßt sich dem Gesicht an.
Durch seine Form und sein elastisches Rasiersystem.
Er rasiert gründlich.
Durch das präzise Zusammenspiel von Scherblatt® und 36 Edelstahlklingen.
Er rasiert hautschonend.
Durch das gewölbte Waben-Scherblatt® mit einer Gleitschicht aus reinem Platin.
Er rasiert schnell.
Durch seine große scheraktive Fläche mit mehr als 2000 wabenförmigen Öffnungen.
Er rasiert lange Haare gut.
Durch seinen eingebauten Langhaarschneider, der während der Rasur zuschaltbar ist.

Diese Versprechen hält er.

Braun sixtant S **97.-**

BRAUN

S 2-16

nahe vor Eurer Tür" — und erbaten eine Audienz. Doch Paul VI. ließ den Bittstellern kundtun, er könne sie nicht empfangen, weil er sonst mit den Bischöfen in Konflikt geriete. Zudem hätten die Arbeitspapiere der Priester-Konferenz „schwerwiegende Bedenken theologischer und doktrinärer Art hervorgerufen".

Tatsächlich sind die radikalen Reformer, die in Rom meist in Zivil auftraten und die einmal sogar auf dem Petersplatz demonstrierten, ihren auf der Synode versammelten Oberhirten ein gutes Stück voraus: Während der Episkopat nur maßvolle Kritik an Papst und Kurie übte, forderten die Oppositions-Priester unter anderem

▷ Begrenzung der Amtszeit und Machtbeschränkung des Papstes,

▷ Auflösung des Kardinals-Kollegiums, Aufhebung der Nuntiaturen und gründliche Kurien-Reform,

▷ Abschaffung der Zölibatspflicht,

▷ das Recht der Priester und Bischöfe auf politische Aktivität.

Die Teilnehmer der Bischofssynode wurden aufgefordert, „die Kirche aus den Manipulationen der römischen Kurie zu befreien" und gegen jede Unterdrückung der Gedanken- und Forschungsfreiheit vorzugehen.

Doch die Bischöfe empfingen zwar die drei US-Mondfahrer und sahen sich Filme über den Mondflug an, sprachen aber kaum mit den kritischen Klerikern. Monsignore Rubin, Generalsekretär der Synode: „Die Bischöfe haben schon zuviel Arbeit."

Dennoch konnten die progressiven Priester einen Erfolg für ihre Gegen-Synode buchen: Italiens Zeitungen räumten ihr fast ebensoviel Platz ein wie der Bischofssynode.

SCHWEDEN

USA-BEZIEHUNGEN

Geld für Nordvietnam

Schwedens neuer Premier Olof Palme verkündete sein Programm. „Simple, aber wichtige Wahrheiten", so erklärte er den Genossen auf dem Parteitag der Sozialdemokraten, werde Schweden auch künftig vor aller Welt aussprechen. Und: „Was Neutralität ist, bestimmen wir selber."

Eine der „simplen, aber wichtigen Wahrheiten", die auf dem Parteikongreß in Stockholm ausgesprochen wurden: Das kommunistische Nordvietnam werde, versprach Außenminister Torsten Nilsson, „noch vor Kriegsende" von Schweden 160 Millionen Mark erhalten — ein Drittel als Spende, zwei Drittel als Kredit.



Außenminister **Nilsson**, Nordvietnamesen*: „Simple Wahrheiten"

Wiederaufbauhilfe für das zerstörte Land in Asien hatten Schweden und seine drei nordischen Nachbarn bereits vor zwei Jahren beschlossen. Nur: Die Zahlungen — deren Höhe noch nicht feststand — sollten nicht vor, sondern erst *nach* Kriegsende, nicht nur an Nordvietnam, sondern an *Gesamt*-Vietnam geleistet werden.

Der plötzliche Alleingang der Schweden schockte deshalb Dänen, Norweger, Finnen — vor allem aber die Amerikaner.

Waren die Schweden bisher schon als Hanoi-Sympathisanten verdächtig — sie erkannten Nordvietnam diplomatisch an, und ihr jetziger Premier führte 1968 gemeinsam mit Hanois Moskau-Botschafter einen Protestmarsch gegen Amerikas Vietnam-Politik —, so gerieten sie nun vollends ins Kreuzfeuer der rechten Amerikaner.

Sogleich nach Nilssons Ankündigung ließ Amerikas staatliche „Export-Import Bank" durchblicken, es sei fraglich, ob sie schwedischen Firmen auch weiterhin Kredite einräumen könne. Denn sie darf ihr Geld nicht in Länder geben, die offiziell ein Land unterstützen, das mit den USA in militärischem Konflikt steht.

Schwedische Unternehmen, darunter die teilweise dem schwedischen Staat gehörende skandinavische Luftfahrtgesellschaft SAS, schulden der Bank bereits rund 300 Millionen Mark. Die SAS benötigt demnächst für Flugzeugkäufe fast eine Milliarde Mark.

„Das undankbare Schweden, das unseren Feinden Geld gibt", so erregte sich in Washington der republikanische Kongreßabgeordnete William J. Scherle, solle seine Bankschulden sofort zurückzahlen. Für den rechten Südstaatler John R. Rarick war Olof Palme „ein skandinavischer Castro".

Vier Tage später, beinahe zu spät, erkannte Außenminister Nilsson, was er angerichtet hatte. Er schrieb einen 200 Zeilen langen Leserbrief an die Zeitung „Dagens Nyheter". Kern des Eingesandts: Vor Kriegsende werde Schweden nur für humanitäre Zwecke Zahlungen an Nordvietnam leisten.

Aber auch Nilssons neue Formel schien den Handelskrieg nicht mehr verhindern zu können: Der Boß der amerikanischen Hafenarbeiter-Gewerkschaft drohte Schwedens Handelsflotte mit Abfertigungsboykott, und das US-Außenministerium erwog „finanzielle Repressalien".

Erik Sundblad, Generaldirektor des schwedischen Konzerns Stora Kopparberg, meldete das Scheitern eines „unterschriftsreifen" Amerika-Auftrags über 140 Millionen Mark. Der Konzern „Asea" berichtete, seine US-Partner hätten Verhandlungen über Millionen-Kontrakte unterbrochen, bis endgültig geklärt sei, was es mit Stockholms Hanoi-Hilfe auf sich habe.

Das soll nun Außenminister Nilsson den Amerikanern selbst auseinandersetzen: Mitte voriger Woche flog er zur Uno nach New York. Viel wichtiger als die Uno aber ist ihm ein Gespräch mit seinem US-Kollegen Rogers.

Seine Landsleute daheim versuchen währenddessen, den Konflikt herunterzuspielen.

Schwedische Zeitungen verdächtigen den Konzernchef Erik Sundblad, die Krise geschürt zu haben: Sein Millionen-Auftrag sei erst für 1971 bestimmt und keinesfalls unterschriftsreif gewesen. Schwedens auflagenstärkste Zeitung, „Expressen": „Ein Riesenbluff."

Und Schwedens „Exportrat der kleineren Industrie" erklärte nach Befragung seiner „20 pfiffigsten" Exporteure, nicht ein einziger sei auf amerikanischen Kaufwiderstand gestoßen. Die USA-Partner hätten zwar „kräftig reagiert", aber eingekauft wie bisher.

* Planungskommissar Nguyen Van Kha, Moskau- und Stockholm-Botschafter Nguyen Tho Chan, Stockholm-Geschäftsträger Nguyen Din Than am 4. September 1969 im schwedischen Außenministerium.

Vive la différence!

Pardon, Monsieur –
seit 1715 wird in Deutschland
mit Cognac Martell
viel Bedeutsames begossen.

Weil Cognac Martell
Cognac ist.
Das schmecken Sie
heute noch.

Vive la différence –
Vive Cognac Martell.

Vive Cognac Martell!





„DIE WÄCHTER SCHÄMEN SICH"

Bericht aus einem sowjetischen Arbeitslager / Von Anatolij Martschenko

Sowjetisches Arbeitslager (im Gebiet Archangelsk)*: „Das Gefühl der völligen Verlassenheit ...

Der sibirische Bauarbeiter Anatolij T. Martschenko wurde 1960 wegen des Versuchs einer Flucht aus der UdSSR zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt. In der Haft begegnete er dem amerikanischen U-2-Piloten Francis Gary Powers und dem sowjetischen Schriftsteller Julij Daniel. Martschenko verfaßte einen Bericht über seine Erlebnisse in den sowjetischen Straflagern, der als illegales Pamphlet („Samisdat") in der UdSSR kursiert. Ein Exemplar, aus dem der SPIEGEL Auszüge veröffentlicht, wurde in den Westen geschmuggelt**. Martschenko erhielt nach seiner Entlassung 1966 ein Aufenthaltsverbot für die Stadt Moskau, das er aber nicht beachtete. Aus diesem Grunde wurde er im Sommer 1968 erneut festgenommen und zu einem Jahr Haft verurteilt. Kurz vor Ablauf dieser Strafzeit wurde Martschenko, 31, wegen einer Sympathie-Erklärung für die Tschechoslowakei wiederum ein Prozeß gemacht, der innerhalb der Lagerzone der Strafanstalt Perm stattfand. Häftling Martschenko erhielt zwei weitere Jahre Freiheitsentzug.

Ich heiße Anatolij Martschenko. Ich bin 1937 in Barabinsk (Sibirien) geboren. Mein Vater hat zeit seines Lebens bei der Eisenbahn gearbeitet. Meine Mutter war Reinmachefrau auf dem Bahnhof. Beide waren Analphabeten.

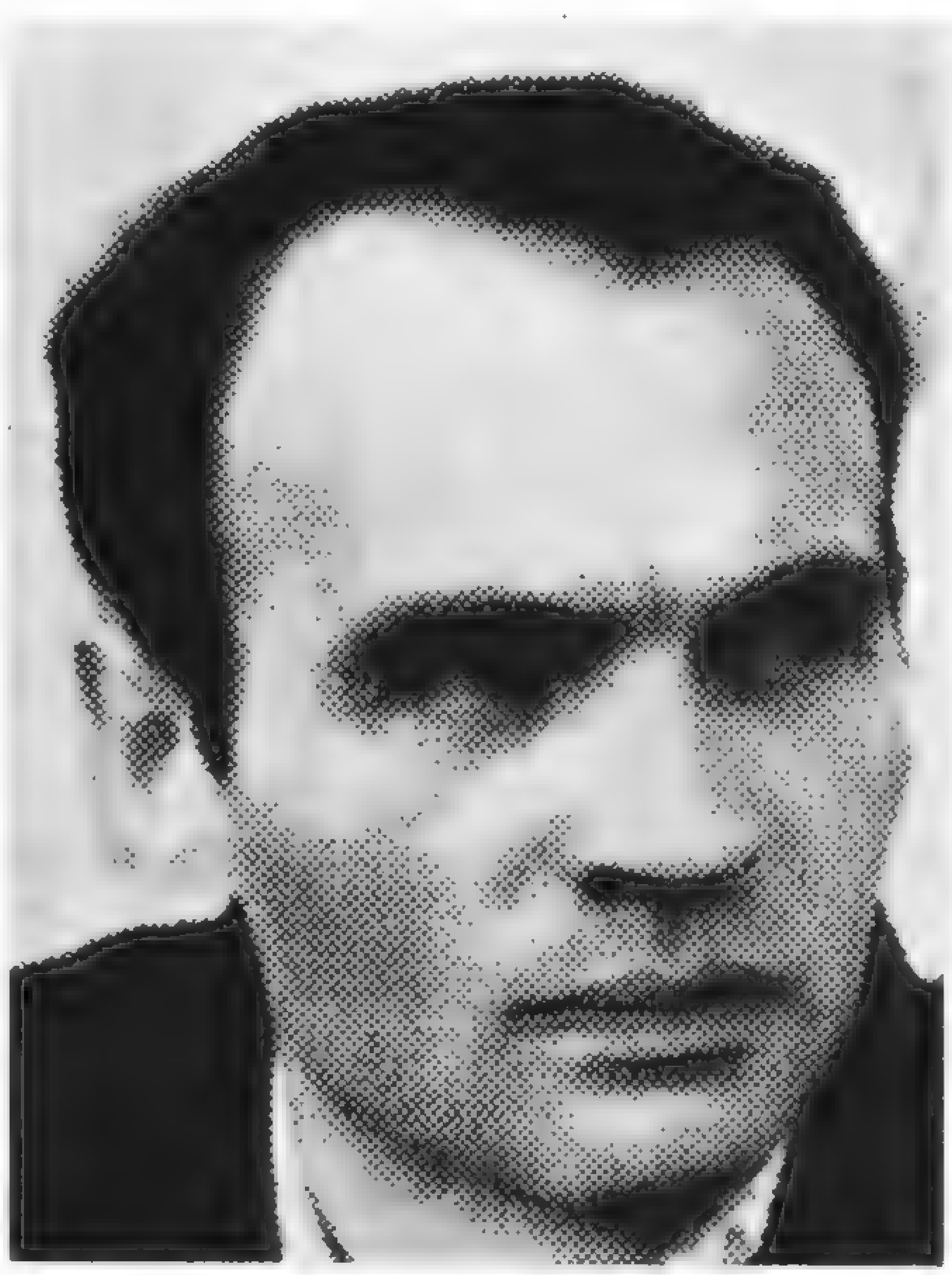
Ich bin acht Jahre lang zur Schule gegangen, dann bediente ich eine Bohrmaschine auf der Baustelle eines Wasserkraftwerkes. Ich arbeitete auch in Bergwerken und mit Geologen bei der Erzsuche. Meine letzte Baustelle war in Karaganda in Kasachstan. Nach einer Schlägerei mit Tschetschenen, die aus dem Kaukasus dorthin umgesiedelt worden waren, kam ich 1960 zum erstenmal in Haft.

Nach meiner Entlassung beschloß ich, ins Ausland zu flüchten. Ich sah keinen anderen Ausweg für mich und brach mit einem jungen Burschen namens Budrowski auf. Wir wollten nach Persien gehen. Aber am 29. Oktober 1960 wurden wir 40 Meter vor der Grenze festgenommen. Am 3. März des folgenden Jahres verurteilte man mich wegen „Landesverrats" zu sechs Jahren Gefängnis. Ich war 23 Jahre alt.

Als ich auf dem Bahnhof von Aschchabad den Waggon für die Gefangenen bestieg, ahnte ich nicht im entferntesten, daß aus meiner Reise eine wahre Odyssee werden sollte, die nahezu drei Monate lang von Gefängnis zu Gefängnis und schließlich bis in die entfernten Lager Mordwiniens führen würde.

Das Gefängnis von Alma-Ata unterscheidet sich von dem in Taschkent vor allem durch die Zahl der Wanzen. Es gibt dort so viele, daß die Wände rot erscheinen.

Im Gefängnis von Nowosibirsk geben die Ratten den Ton an. Sie laufen zwischen den Füßen durch und klettern auf die am Boden liegenden Häftlinge. Dort wurde ich in eine Zelle mit christlichen Sektierern gesteckt. Sie



Lager-Autor **Martschenko**
... treibt manchen zum Selbstmord"

waren verhaftet, unter Ausschluß der Öffentlichkeit verurteilt und als „Parasiten" in die Verbannung geschickt worden, weil sie sich geweigert hatten, an den Wahlen teilzunehmen. Sie befanden sich im Hungerstreik, und auf jeder Zwischenstation flößte man ihnen unter Zwang eine Nährflüssigkeit ein, bevor sie weitertransportiert wurden, immer weiter in Richtung Sibirien.

Ende Mai 1961 erreichten wir die Lager Mordwiniens. Ich wurde in das Lager Nummer 10 eingewiesen. Von dort aus kam ich alsbald in das „Sonderlager". Das ist sozusagen das Gefängnis der Gefangenen. Dorthin schickt man diejenigen, die innerhalb des allgemeinen Lagers ein Verbrechen begangen, die Arbeit verweigert, einen Ausbruchversuch unternommen, die Arbeitsnorm nicht erreicht oder den Wachposten Widerstand geleistet haben.

Es ist ziemlich einfach, im Lager wegen „Banditentums" oder „Rowdytums" angeklagt zu werden. Es reicht, wenn man einen Sinn für die Menschenwürde behält. In der Praxis findet man in den „Sonderlagern" all diejenigen, die den Behörden mißfallen haben, weil sie lästig, unabhängig

* Das Photo des Lagers Kargopol wurde von einem Wachposten aufgenommen und an einen Häftling verkauft.

** Der vollständige Text erscheint als Buch im S. Fischer-Verlag, Frankfurt/Main. Anatolij T. Martschenko: „Meine Aussagen"; 408 Seiten; 24 Mark.


PALcolor-Farbfernsehgeräte
werden von den Leuten gebaut,
die PAL, das beste Farbfernseh-System der Welt,
entwickelt haben.
Nehmen Sie bitte Platz. Denn mehr brauchen Sie
über diese Farbfernseher nicht zu wissen.
TELEFUNKEN

oder einfach bei den anderen Gefangenen beliebt waren.

Selbstmorde sind in den Sonderlagern nicht selten. Eines Tages beschlossen drei Gefangene, sich umzubringen. Aus der Ziegelei, in der wir arbeiteten, nahmen sie drei Bretter und fertigten daraus eine Art Leiter, die sie unter den Blicken eines Wachpostens gegen die Absperrung stellten.

„Runter oder ich schieße!" ruft der Wachposten. „Erweise uns die Gnade!" antwortet einer der Gefangenen.

Er klettert weiter. Eine Feuergarbe legt ihn um. Der zweite Gefangene steigt hoch und wird ebenfalls getötet. Dann klettert der dritte hoch und fällt am Fuße der Absperrung auf die Leichen seiner Gefährten, niedergemäht durch eine letzte Feuersalve.

Ein Wachposten, der einen Flüchtenden tötet, erhält Zusatzurlaub; man muß jedoch sagen, daß die Soldaten sich oft der Arbeit schämen, die sie ausführen müssen. Eines Tages im Herbst 1963 tötete ein Wachposten einen Flüchtling im Sperrgebiet und hatte Anspruch auf Urlaub. Er trat ihn jedoch mit vielen blauen Flecken an: Seine Kameraden hatten ihn in der Nacht bestraft.

Bei den professionellen Gefangenenaufsehern liegen die Dinge anders. Sie sind bestechlich. Die unbeschränkte Macht, die sie über die Gefangenen haben, korrumpiert sie. Über sie wird in den Lagern ein intensiver Handel organisiert, und die Wächter bereichern sich an den Gefangenen und deren Familien.

Die Soldaten schreiben nicht nach Hause, daß sie Landsleute bewachen müssen, und manchmal gestehen sie bei Diskussionen am Stacheldrahtverhau, was sie von den Lagern denken:

„In einem Jahr ist mein Dienst zu Ende, und dann zum Teufel mit dieser widerlichen Arbeit!"

„Aber dennoch würdest du auf mich schießen, wenn man es dir befiehlt!"

„Nun ja! Was soll man tun? Ich habe keine Lust, an deiner Stelle ins Lager zu gehen."

Ich habe von Selbstmordversuchen gesprochen. Die Verzweiflung treibt die Menschen aber zu noch seltsameren Dingen, zum Beispiel zu Tätowierungen. Ich habe einen gesehen, auf dessen Stirn die beiden Sätze „Die Kommunisten sind Henker" und „Die Kommunisten saugen dem Volk das Blut aus" eintätowiert waren.

Als ich Nikolaj Schtscherbakow zum erstenmal begegnete, hätte ich mich beinahe hingesetzt. Sein Gesicht war völlig mit Tätowierungen bedeckt. Auf der einen Wange stand: „Lenin ist ein Henker." Auf der anderen die Fortsetzung: „Durch ihn leiden Millionen." Auf den Backenknochen war zu lesen: „Chruschtschow, Breschnew, Woroschilow sind Henker."

Wie gelingt es den Gefangenen, sich in einem Lager zu tätowieren? Man muß sich Nadeln und Farbe besorgen. Man zieht einen Nagel aus dem Schuh, oder man nimmt ein Stück Draht. Der

Gegenstand wird mit einem Stein angespitzt, und schon ist die Nadel fertig. Zur Herstellung der Tinktur verbrennt man ein Stück Gummi und verdünnt die daraus gewonnene Asche mit Urin.

Mich hat vor allem das Prinzip der Gesichtstätowierung überrascht: Warum macht man aus seinem Gesicht eine Maske, die sich nicht beseitigen läßt? Warum entstellt man sich für immer? Dann ertappte ich mich in Augenblicken der Verzweiflung und der Ohnmacht bei dem Gedanken: „Wenn ich ihnen meine Verachtung und meine Wut sagen könnte, wenn ich ihnen ein Stück meines Körpers ins Gesicht werfen könnte!“ Und dann begriff ich: Diese Tätowierungen waren ein Mittel dauernden, unauslöschlichen Protests.

Ich hatte mich mit Nikolaj Schtscherbakow angefreundet. An einem Dezembertag 1961, als wir un-



Einlieferung eines Häftlings
„Tätowierung als Protest“

seren Rundgang machten, fragte er mich von fern durch Gesten, ob ich eine scharfe Klinge besäße. Ich hatte drei im Schirm meiner Mütze versteckt. Vom Posten unbemerkt, nahm ich eine heraus und steckte sie in den Spalt eines Holzpfostens. Nikolaj hatte mir von weitem zugesehen, und wenig später holte er die Klinge ab.

Ich wußte nicht, was er damit machen wollte. Unter Gefangenen hilft man sich, ohne Fragen zu stellen. Gegen Abend ging ein Gerücht von Zelle zu Zelle: Schtscherbakow hatte sich ein Ohr abgeschnitten.

Anschließend erfuhr ich die Einzelheiten. Nikolaj hatte sich zuerst auf sein rechtes Ohr den Spruch „Geschenk für den 22. Parteitag der KPdSU“ tätowieren lassen. Dann hatte er mit einer präzisen Handbewegung dieses Ohr abgeschnitten. Anschließend klopfte er so lange an die Tür der Zelle, bis der Wachposten kam, dann warf er das blutige Stück Fleisch mit der Widmung durch das Gitter. Schtscherbakow wurde in das Kran-


Sie wollten doch schon immer in Ihrem Garten schwimmen.
Wir geben Ihnen die Gelegenheit dazu.
Sie bauen sich einen Swimmingpool und finanzieren ihn durch ein COMMERZBANK-Anschaffungsdarlehen CBA. Den Schwimmstil bestimmen Sie selbst.
Für einen Swimmingpool dürften DM 15.000,— ausreichen. Bei 60 Rückzahlungsraten würden wir Ihnen diesen Finanzierungsvorschlag machen:
Darlehensbetrag DM 15.000,—
1. Rückzahlungsrate DM 256,—
59 weitere Raten zu DM 316,—
Wollen Sie jedoch ein anderes größeres Objekt zwischen DM 20.000,— und DM 50.000,— verwirklichen, empfehlen wir Ihnen unser COMMERZBANK-Privatdarlehen.
COMMERZBANK
... eine Bank, die ihre Kunden kennt
in Berlin BERLINER COMMERZBANK
BANK

kenhaus eingeliefert. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Nach einem dreimonatigen Aufenthalt in dem Sonderlager wurde ich in das Gefängnis von Wladimir geschickt. In Wladimir galt folgende Hausordnung: Vom Wecken (6 Uhr) bis zum Löschen des Lichts (22 Uhr) war es verboten, sich hinzulegen. Zuwiderhandlungen wurden mit einer bis zwei Wochen scharfem Arrest bestraft.

Man konnte sich setzen, herumgehen, halb schlummernd stehenbleiben, aber es war verboten, sich auf der Pritsche auszustrecken. Unter Androhung von Arrest war es auch verboten, vor dem Fenster stehenzubleiben.

Was kann man unter solchen Bedingungen 16 Stunden lang am Tag machen? Lesen oder schreiben. Man hat ein Recht auf zwei Bücher für zehn Tage, und man kann in der Kantine Hefte mit zwölf Seiten kaufen. Jedes Heft muß für zwei Wochen ausreichen, und alles, was man schreibt, wird von dem Aufseher kontrolliert.

Ein Gefangener in Wladimir erhält folgende Verpflegung: pro Tag 500 Gramm Schwarzbrot, 15 Gramm Zucker, morgens eine kleine Schüssel Suppe mit einem Becher kochendem Wasser und einige Sardellen, die oft verdorben sind. Mittags gibt es 350 Gramm „Schtschi" (ein russischer Eintopf), der vor allem aus heißem Wasser und verkochtem Kohl besteht. Die Abendration besteht aus 100 bis 150 Gramm wäßrigem Kartoffelpüree.

Das ist die „Normalkost". Als „strenge Diät" gibt es dagegen 400 Gramm Brot, keinen Zucker und mittags und abends nur klare Suppe.

Einmal im Jahr darf man ein Paket empfangen: fünf Kilo Lebensmittel.

Manchmal treten die Gefangenen in einen Hungerstreik. In unserer Zelle beschlossen Andrej Nowokizki und Nikolaj Schorochow zu fasten, um gegen ihr unter Ausschluß der Öffentlichkeit ergangenes Urteil zu protestieren, gegen die Tatsache, daß man ihnen ihr Urteil überhaupt nicht offiziell mitgeteilt hatte, und gegen die unmenschlichen Bedingungen, denen politische Gefangene ausgesetzt sind.

Die Wächter rührte das kaum. Man ließ Andrej und Nikolaj bei uns. Man gestattete ihnen lediglich, auf ihren Pritschen liegenzubleiben. Wie soll man aber in einer Zelle, in der die anderen Gefangenen weiterhin ihre Rationen essen, einen Hungerstreik durchstehen? Die meisten geben nach zwei oder drei Tagen auf.

Nowokizki und Schorochow gaben nicht auf. Sie blieben liegen, schweigend mit dem Gesicht zur Wand gekehrt. Jeden Morgen brachte der Wächter die Rationen und fragte die Streikenden, ob sie ihren Anteil wollten. Wenn sie nein sagten, nahm der Wächter die Rationen mit, die er ihnen unter die Nase gehalten hatte. Mittags und abends war es genauso. So mußte der Streikende dreimal täglich seine Nahrung ablehnen.

Vom vierten Tag an stand Andrej überhaupt nicht mehr auf. Am zehnten Tag hörte er auf zu sprechen. Schorochow konnte bis zum achten Tag aufstehen. Der Arzt suchte sie in der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal auf.

Am elften Tag betraten mehrere Aufseher unsere Zelle. Andrejs Gesicht sah aus wie das einer Leiche. Der Chef befahl uns, seine Sachen zusammenzusuchen, und sie sperrten ihn allein in eine leere Zelle. Am nächsten Tag wurde Schorochow ebenfalls in eine leere Zelle abgeführt.

Eine Woche später tauchte Andrej wieder bei uns auf. Sein Anblick läßt sich nicht beschreiben. Man hätte ihn für ein Gespenst halten können. Er erzählte uns, der Abteilungschef habe ihn in seiner Einzelzelle aufgesucht und ihm gesagt: „Was soll der Streik? Wir sind keine Unmenschen. Wenn du etwas vorbringen möchtest, dann reiche eine Beschwerde ein, schreibe, du hast das Recht dazu!"



Strafarbeit im Lager (1957)*: „Arbeit macht frei"

Andrej schrieb, und nach einiger Zeit erhielt er eine Antwort: „Sie sind völlig zu Recht verurteilt. Hinsichtlich der Haftbedingungen wird an Ort und Stelle eine Untersuchung durchgeführt werden."

Gegenüber meiner Zelle, in Nummer 79, befand sich der Gefangene Stepan, den ich sehr gern mochte. Er war Professor für Geographie in der Ukraine gewesen. Man hatte ihn zu 25 Jahren verurteilt, und er befand sich bereits 14 Jahre in Haft.

Bei einem Routinebesuch kam eines Tages der Staatsanwalt in die Zelle und fragte: „Hat jemand Reklamationen vorzubringen?"

Dann sieht der Staatsanwalt plötzlich Stepan und ist verwirrt: „Sie, Sie sind immer noch in Haft?"

„Wie Sie sehen!" sagt Stepan. Nach einem peinlichen Schweigen verließ der Staatsanwalt die Zelle. Stepan und er kannten sich gut. Zwei Jahre lang hatten sie in diesem Gefängnis dieselbe Zelle geteilt. Dann hatte man 1956 den Staatsanwalt rehabilitiert und ihm seinen Posten zurückgegeben. Stepan war geblieben.

Am schwersten zu ertragen ist die dicke Mauer des Schweigens, dieses Gefühl des völligen Verlassenseins. Daher begeht von Zeit zu Zeit so manch einer Selbstmord. Daher bedecken andere ihr Gesicht mit beleidigenden und provokatorischen Tätowierungen. Daher nehmen schließlich manche freiwillig grausame Verstümmelungen an sich vor. Folgendes habe ich im Frühjahr 1963 im Gefängnis von Wladimir mit eigenen Augen gesehen:

Sergej K., der sich am Rande der Verzweiflung befand, beschloß, sich auf spektakuläre Art und Weise zu verstümmeln. Aus einem kleinen Stück Draht machte er einen Haken. Aus dem Garn von einem Paar Sokken flocht er eine lange Schnur. Er besorgte sich auch zwei Nägel. Zuerst schlug er vorsichtig mit seinem Napf einen der Nägel in die Schalterklappe der Tür, um nicht die Aufmerksamkeit des Aufsehers zu erregen. Anschließend befestigte er die Schnur an dem Nagel. Dann band er den Haken an das andere Ende der Schnur.

Wir anderen, seine Zellengenossen, betrachten sein Vorhaben schweigend. Es ist nicht üblich, sich in solche Dinge einzumischen.

Sergej näherte sich dem Tisch, der in der Mitte der Zelle stand, zog sich nackt aus, setzte sich auf eine der Bänke ... und verschluckte seinen Haken. Wir blieben wie angewurzelt stehen: Wenn der Aufseher jetzt die Tür öffnen würde (oder einfach auch nur das kleine Fenster), würde er Sergej wie einen Karpfen aus dem Teich ziehen.

Aber für Sergej war das noch nicht ausreichend. Er sagte sich, wenn man an der Schnur zöge, so würde er nicht umhin können, der Bewegung zu folgen. Er würde sich unwillkürlich der Tür nähern und es wäre dann möglich, durch das halbgeöffnete Schalterfenster die Schnur durchzuschneiden.

Um sicher zu sein, daß er sich nicht bewegen könnte, tat Sergej K. folgen-

* Die Tafel (l.) verzeichnet die Soll-Erfüllung und verkündet „Schande den Bummelanten". Auf dem Transparent (r. oben) heißt es: „Durch unsere ehrliche Arbeit erhalten wir das Recht auf bedingte, vorfristige Freilassung."


MAGIRUS DEUTZ
Die Deutschen Bullen
Die Kraft und der Fortschritt
Die brummen immer


EIN STARKES HERZ SCHLÄGT LÄNGER
DAS GOLDENE BULLENHERZ
LUFTGEKÜHLTER DEUTZ LONGTIME MOTOR
und schnaufen nie.
Ein Produkt der KHD-Gruppe

des: Er nahm den anderen Nagel und nagelte seine Hoden an die Bank, auf der er saß.

Jetzt klopfte Sergej stark auf den Nagel. Er kümmerte sich nicht mehr um den Lärm. Bald kam der Aufseher angelaufen und hielt sein Auge ans Guckloch, um zu sehen, was in dieser Zelle vor sich ging. Zunächst begriff er nur eines: Ein Häftling hatte einen Nagel, er schlug einen Nagel ein. Seine erste Reaktion war natürlich, ihm den Nagel wegzunehmen, und er begann, am Schloß zu hantieren.

Da sagte ihm Sergej mit lauter Stimme, er möge, bevor er öffne, erst einmal überlegen. In gesetztem Tonfall erklärte er ihm die Situation im einzelnen: Wenn der Wächter die Tür öffne, werde er ihm im gleichen Augenblick den Magen herausreißen.

Alsbald versammelten sich vor der Tür eine Menge Aufseher. Nacheinander blickten sie durch das Guckloch und riefen Sergej zu, er solle die Schnur durchschneiden. Als sie begriffen hatten, daß Sergej nicht gehorchte, befahlen sie uns, es an seiner Stelle zu tun. Wir saßen auf unseren Pritschen und antworteten nicht.

Dann kam die Stunde der Essenausgabe. Man hörte auf dem Korridor das Klappen der Schalterfenster und das Klirren der Eßgeschirre. Einer von uns hielt es nicht mehr aus und schnitt die Schnur durch. Sogleich drangen die Aufseher in die Zelle und stürzten sich auf Sergej. Aber was konnten sie machen? Sergej war immer noch splitternackt an seine Bank genagelt. Schließlich ließ man uns unsere Sachen zusammensuchen und siedelte uns in eine andere Zelle um.

Ich weiß nicht, was aus Sergej K. geworden ist. Ich frage mich, wie man ihn wieder losgelöst hat und wie man den Haken aus seinem Magen gezogen hat. In dem Gefängniskrankenhaus, das schon voller selbstverstümmelter Häftlinge war, wird er wohl kaum durchgekommen sein.

Dort findet man diejenigen, die alle möglichen Gegenstände verschluckt haben, Löffel, Zahnbürsten und Drähte. Dort findet man diejenigen, die sich Augenhöhlen mit zerstampftem Glas gefüllt haben. Diejenigen, die so lange Puderzucker eingeatmet haben, bis sich an den Lungen ein Abszeß bildet. Diejenigen, die ihre Wunden mit Nähgarn zusammennähen. Diejenigen, die sich unmittelbar an die Haut Knöpfe nähen. Der Chirurg des Gefängniskrankenhauses verbringt die meiste Zeit damit, die Mägen zu öffnen.

Eine weitere Aufgabe des Chirurgen besteht darin, die bereits erwähnten Tätowierungen zu beseitigen. Vielleicht haben sich die Dinge inzwischen geändert, aber als ich dort in den Jahren 1961 bis 1963 war, wurde die Operation auf äußerst primitive Weise durchgeführt: Man schnitt einfach die tätowierte Haut ab, dann nähte man die auseinanderklaffende Haut wieder zusammen.

Ich erinnere mich an einen Häftling, der auf diese Art und Weise dreimal operiert wurde. Das erste Mal schnitt man von seiner Stirn einen Streifen mit der klassischen Inschrift: „Sklave Chruschtschows". Kaum war die Wunde vernarbt, mußte man von neuem beginnen, um eine weitere Inschrift zu beseitigen: „Sklave der UdSSR". Schließlich: „Sklave der KPdSU". Nach dieser letzten Operation war die Haut auf seiner Stirn so sehr gespannt, daß er die Augen nicht mehr schließen konnte.

Wer jemals in Wladimir war, hat von echten Fällen der Anthropophagie gehört. In einer Zelle trug sich beispielsweise folgendes zu: Die Gefangenen besorgten sich eine Klinge, dann schnitten sie sich jeweils vom eigenen Körper ein Stück Fleisch aus der Hüfte oder vom Bauch ... Sie fingen das Blut von allen in einem einzigen Napf auf, warfen das Menschenfleisch hinein und entzündeten ein Feuer mit Papier, das sie mehrere Tage heimlich gesammelt hatten.

Als die Aufseher bemerkten, was da vor sich ging, war das Ragout noch nicht ganz gar, aber die Gefangenen, die sich schlugen und sich verbrannten, griffen nach den Fleischstückchen und stopften sie in den Mund, bevor man sie daran hindern konnte. Später gestanden sogar die Aufseher, dieser Vorfall habe einen schrecklichen Anblick geboten.

Ich weiß, daß es schwerfällt, solche Geschichten zu glauben, aber ich habe später einige Teilnehmer dieses schaurigen Festmahls getroffen. Ich habe Jurij Panow gesehen: Sein Körper war eine einzige Narbe. Er wurde immer wieder rückfällig: Er hatte mehrmals ein Stück Fleisch von seinem Körper abgeschnitten und es durch die kleine Schiebetür den Wächtern ins Gesicht geworfen. Er hatte sich den Bauch aufgeschlitzt und seine Eingeweide ausgebreitet. Er hatte sich die Adern der Handgelenke geöffnet. Er hatte alle möglichen Gegenstände verschluckt.

Und dennoch verließ er das Gefängnis von Wladimir lebend und wurde in das Lager Nummer 2 eingewiesen ...

Eines Tages wurde im Radio bekanntgegeben, der amerikanische U-2-Pilot Francis Gary Powers sei aufgrund seiner aufrichtigen Reue und guter Führung begnadigt worden.

Diese Nachricht interessierte uns um so mehr, da Powers unser Nachbar war. Er war hier in Wladimir interniert. Wir wußten, daß er im Gästehaus im zweiten Stock eine Doppelzelle bewohnte.

In allen Zellen unterhielt man sich über seine Freilassung. Powers hatte nicht einmal den vierten Teil seiner Zeit verbüßt, und er wurde begnadigt. An Bord eines Spionageflugzeuges hatte er, im Solde der Kapitalisten stehend, die Sowjet-Union überflogen und photographiert — und er wurde begnadigt.

Über Powers entwickelte sich eine lebhafte Diskussion. Man wußte, daß man ihm aus wohlüberlegten Gründen einen Mitgefangenen, einen Esten, zugesellt hatte. Es war ein gebildeter Mann, der gut Englisch sprach. Er sollte sein möglichstes tun, um vor Powers die wirklichen Haftbedingungen in den sowjetischen Gefängnissen zu verbergen. Er sollte die Amerikaner glauben machen, daß die relativ komfortablen Bedingungen, unter denen er lebte, für alle Gefangenen von Wladimir galten. Er sollte alle peinlichen Fragen vermeiden, vor allem aber über Sport und Kino sprechen.

Powers trug seine eigene Kleidung. Er war immer frisch rasiert. Man hatte ihm nicht den Kopf kahlgeschoren. Während seiner Haftzeit in Wladimir ahnte er überhaupt nicht, welches Leben ein Gefangener wirklich führt ...

Im Herbst 1964 standen die Leiter des Lagers Nummer 2 (und ich glaube,



Moskauer Prozeß gegen den U-2-Piloten Powers (Pfeil): Haft im Gästehaus

1000 km Nonstop! Klarer Fall - HERRENJERSEY

HERREN JERSEY
Diolen
MARKANT

Immer korrekt - immer komfortabel. Ohne Knitterfalten.

69.11.1.18

L 69





Powers in der Sowjet-Union
„Immer frisch rasiert"

die Leiter aller Lager Mordwiniens und der ganzen Sowjet-Union) vor einem sonderbaren Problem. Nikita Chruschtschow war abgesetzt worden, und man hatte Anweisung erteilt, alle Spuren des Personenkults der Chruschtschow-Ära zu beseitigen.

Frühmorgens wurde einer der Gefangenen, ein Maler und Dekorateur, zur Lagerleitung geführt. Die gesamte Direktion war versammelt, und auch die Vertreter des KGB (Staatssicherheitsdienst) waren da. Der Maler erhielt einen einfachen Auftrag: Er sollte an allen Wänden den Namen Chruschtschow beseitigen, alle Plakate abnehmen und alle Spruchbänder, Porträts und Losungen, die Nikita gewidmet waren, verschwinden lassen. Der Name Chruschtschow durfte nir-



Powers in den USA
„Für Reue begnadigt"

gends mehr zu lesen sein, wenn die anderen Gefangenen aus ihren Baracken treten würden.

Viele der Inhaftierten verdankten ihre Strafe Chruschtschow. Daher versammelten sich in einem Lager Mordwiniens alle mit ihren Sachen und begaben sich zum Wachposten.

„Wir sind verurteilt worden, weil wir Chruschtschow kritisiert haben, und jetzt gibt man uns recht. Öffnen Sie also das Tor. Wir sind frei."

Man schickte sie natürlich sofort in ihre Baracken zurück. Um die Gemüter zu beruhigen, rief die Lagerleitung die Chruschtschow-Gegner unter den Gefangenen einzeln zum KGB: „Schreiben Sie an das Präsidium des Obersten Sowjet, und beantragen Sie Ihre Begnadigung. Sie werden sicherlich freigelassen werden."

Warum Begnadigung? Logischerweise hätte jetzt die Rehabilitierung einsetzen müssen. Dennoch schrieben sehr viele, aber ich habe nie etwas von einer Rehabilitierung gehört.

Meinen Freund Sascha hatte man als aktiven Komsomolzen (Mitglied des Staatsjugendverbandes) und überzeugten Leninisten verurteilt, weil er gegen Chruschtschow Propaganda getrieben hatte. Die Geheimdienstagenten vom KGB hatten ihm während seiner Haftzeit mehrmals gesagt: „Veröffentliche doch einen Artikel, in dem du deine Reue zum Ausdruck bringst, in dem du erklärst, daß du Chruschtschow verleumdet hast, und wir lassen dich frei."

Er hatte jedesmal abgelehnt. Er geriet daher in heftigen Zorn, als dieselben KGB-Männer ihm sagten, er könne ein Gnadengesuch einreichen.

„Was?" brüllte er. „Vor kurzem war ich im Unrecht, heute bin ich im Recht, und dennoch soll ich meine Begnadigung beantragen? Leben wir denn in einem Irrenhaus?" — „Was kann dir das schon anhaben, wenn du freigelassen wirst", antwortete man ihm.

Er bestand jedoch darauf, nicht seine Begnadigung zu beantragen. Und heute verbüßt Sascha Potapow, ein Chruschtschow-Gegner, immer noch seine Strafe im Lager Nummer 2.

Im Februar 1966 wurde der Prozeß gegen die Schriftsteller Sinjawski und Daniel in allen Lagern Mordwiniens diskutiert. Anfangs war jedermann davon überzeugt, die beiden seien Provokateure, Feiglinge, die jammern, bereuen und gestehen würden, sie hätten sich für Dollar verkauft. Wir erwarteten einen klassischen Schauprozeß, in dem jeder eine vorbereitete Rolle spielt, einschließlich der gehorsamen Angeklagten.

Aber dann erreichten uns die ersten Zeitungsartikel: Die Angeklagten bestritten ihre Schuld. Sie diskutierten mit dem Gericht und verteidigten ihr Recht auf Meinungsfreiheit. Es war das erste Mal, daß der KGB nicht einen Prozeß gegen gebrochene Männer führte.

Sinjawski wurde zu sieben Jahren Zwangsarbeit verurteilt, Daniel zu fünf Jahren. Ganz gleich, wie das Urteil lautete, wir meinten dennoch, der



Moskauer Prozeß gegen Daniel und Sinjawski: „Hier bist du taub geworden ...

KGB habe eine vernichtende Niederlage erlitten. Nun würde die ganze Welt erfahren, daß es entgegen den verlogenen Behauptungen von Chruschtschow in der UdSSR doch politische Gefangene gab.

Eines Tages, als ich von der Arbeit zurückkam, rief mir Pjotr Iljitsch Isotow zu: „Man hat ihn hergebracht! Den Schriftsteller! Man hat ihn in deine Brigade eingeteilt."

Als ich mich umziehe, sehe ich einen Mann zwischen 35 und 40 Jahren eintreffen. Er ist mit einer Steppjacke, Stiefeln und einer Pelzmütze bekleidet. Unter der Jacke trägt er einen dicken Pullover. Er wirkt ein wenig verloren. Es ist Julij Daniel, der Schriftsteller. Wir reichen uns die Hand. Weitere Gefangene der Brigade kommen hinzu. Auch aus den anderen Baracken treten Gefangene heraus, um Daniel zu sehen. Eine Berühmtheit!

Während wir ihn über den Prozeßverlauf befragten, ging Hauptmann Ussow durch den Raum. Ohne stehenzubleiben, sagte er: „Ein Neuer? Dieser Pullover und dieser Hut müssen im Magazin abgegeben werden. Es ist verboten, so etwas hier zu tragen!"

Bereits am nächsten Morgen wurde Daniel zur Arbeit geschickt. Traditionsgemäß teilte ihm die Direktion eine harte Arbeit zu. Wir wußten, daß sein rechter Arm nach einer Verwundung nur sehr schlecht geheilt war. Wie würde er mit seinem verkrüppelten Arm Holzscheite zusammentragen und Kohlen schaufeln? Die Direktion rechnete damit, er würde es nicht aushalten und um eine leichtere Arbeit bitten. Man brauchte dann nur zuzugreifen. Man würde ihn dann für die Lagerzeitung schreiben lassen, ihn im Rundfunk sprechen lassen und würde ihn zum Bibliothekar ernennen. Kurzum, man würde ihn dazu bringen, seiner Reue Ausdruck zu verleihen — was er während des Prozesses nicht getan hatte.

Daß Daniel Jude war, wußten wir bereits aus den Zeitungen. Es war betrüblich festzustellen, wie sich sogar hier in diesen Lagern, in denen die jüdischen Häftlinge ebenso unerbittlich wie die anderen behandelt wurden, der schlimmste Antisemitismus entfaltete.

Dennoch änderte Julij Daniel bereits in den ersten Tagen durch seine bloße Persönlichkeit die Haltung derjenigen, die feindlich gesinnt waren. Bald litt Daniel an Schmerzen in der Schulter, an der Stelle, an der er einmal verwundet worden war. Dennoch weigerte er sich, um eine Strafmilderung nachzusuchen. Nun versuchten alle Häftlinge, ihm von Zeit zu Zeit zu helfen und seine Aufgabe zu erleichtern. Oft konnte man sehen, wie die „Starken" Futman, Jussupow und Walerij zu Julij gingen und ihm halfen, seine Arbeit zu beenden, nachdem sie ihren Anteil Kohle bereits abgeladen hatten.

Sie wurden zum KGB gerufen: „Wer hilft Daniel?" — „Jedermann hilft ihm!" — „Warum? Kann er nicht selbst arbeiten? Braucht er Diener?"



Häftling **Daniel**
... hier bist du reifer geworden"

„Entschuldigung!" warf ein Häftling mit einem sehr schnellen Mundwerk ein. „Wie heißt es doch in eurem Moralkodex? Brüderliche Hilfe. Der Mensch ist der Freund des Menschen. Hat sich der Moralkodex geändert?"

Da sich die KGB-Leute in einer Sackgasse befanden, suchten sie einen anderen Ausweg. Sie brachten Daniel aus unserer Brigade in die Maschinenwerkstatt. Sie behaupteten, sie würden ihm wegen seines beschädigten Armes einen Dienst erweisen, aber in Wirklichkeit war es schlimmer: In der Maschinenwerkstatt herrschte ein solcher Lärm, daß sogar einem sehr widerstandsfähigen Mann der Kopf platzen würde.

Daniel hatte aber ein Ohrenleiden, was die Direktion sehr wohl wußte. Die Folge ist, daß Daniel, der schon mit einer beginnenden Schwerhörigkeit in das Lager gekommen war, heute fast völlig taub ist. Ich selbst habe das Lager fast völlig taub verlassen.

Julij Daniel gehörte zu denen, die fast bis zu meiner Abreise bei mir blieben. Er gab mir ein Buch, es gehörte zu jenen Büchern, die er mir geliehen hatte und die mir gefielen. Als Widmung schrieb er hinein:

> Alles in allem ist es gar nicht so schlimm,
> welch ein seltsames Geschick!
> Hier bist du taub geworden,
> hier bist du reifer geworden,
> sei stolz auf einen ungewöhnlichen Erfolg,
> nicht alle, die Augen haben, sehen.

Bei der Durchsuchung bemächtigte sich Major Postnikow, der Chef des KGB, des Buches und las die Widmung. Sogleich befahl er einem seiner Mitarbeiter: „Schneiden Sie diese Seite heraus und fertigen Sie ein Protokoll an." Ich fragte nach dem Grund dieser Beschlagnahme.

„Sehen Sie", sagte der Major zu mir, „meiner Ansicht nach bringt Julij Daniel in diesem Vers seine Meinung zum Ausdruck."

Es war der 2. November 1966, fünf Tage vor dem 49. Jahrestag der Machtübernahme durch die Sowjets.

Ich erinnere mich, wie eines Tages der Chef unseres Kommandos, Hauptmann Ussow, während meiner Haftzeit zu mir gesagt hatte:

„Sie, Martschenko, sind mit allem unzufrieden, alles mißfällt Ihnen, Sie kritisieren alles. Aber was haben Sie denn selbst getan, um die Dinge zu verbessern? Sie haben versucht, ins Ausland zu fliehen. Das ist alles!"

Gut, diesmal bin ich nicht geflohen. Ich habe lediglich durch diese Aufzeichnungen Zeugnis abgelegt. Wenn ich aufgrund dieser Aussagen wieder unter die Aufsicht von Hauptmann Ussow gelange, dann werde ich ihm antworten können:

„Ich habe versucht, die Dinge zu verbessern; diesmal habe ich alles getan, was ich konnte. Und nun stehe ich wieder vor Ihnen."



BP-Bohrturm in Alaska: „So kühn und so schnell"

KONZERNE

BP/SOHIO

Vor der Flinte

Arthur Eric C. Drake, Chef des englischen Ölkonzerns British Petroleum (BP), weihte noch nicht einmal seine engsten Mitarbeiter ein. Unter strengster Geheimhaltung, die „selbst das Herz eines James Bond erfreut hätte" (so die „New York Times"), handelte er im Frühjahr dem Clevelander Ölindustriellen Charles E. Spahr die Standard Oil Company of Ohio (Sohio) ab. Jetzt erklärte das US-Justizministerium das Geschäft für illegal.

Richard McLaren, oberster Monopol-Ankläger der USA, konstatierte, die verabredete Fusion der beiden Ölgesellschaften verstoße gegen die amerikanischen Antitrust-Gesetze. Falls die Briten sich von Sohio nicht freiwillig trennten, werde er gerichtlich gegen die Fusion vorgehen.

Damit stoppte Washington fürs erste die Expansion der britischen Firma, die wie kein anderes Unternehmen in den vergangenen Monaten den amerikanischen Ölmarkt in Bewegung gebracht hatte. Die Regierung in London, mit 48,9 Prozent größter Aktionär bei BP, bezeichnete die Entscheidung des US-Justizministeriums als „ernste Angelegenheit". Außenminister Michael Stewart forderte seinen amerikanischen Kollegen William Rogers auf, die Angelegenheit noch einmal zu überdenken.

„Es ist wohl nur recht und billig", brachte die „Daily Mail" auch den Zorn des Volkes gegen den amerikanischen Anschlag auf die nationale Ölgesellschaft zum Ausdruck, „zu verlangen, daß britische Firmen in Amerika genauso behandelt werden wie amerikanische Konzerne in unserem Land."

Dabei verdanken die BP-Manager ihre bisherige Position in Amerika einer Entscheidung derselben Antitrust-Abteilung des US-Justizministeriums, die den britischen Konzern jetzt behindert. Als letzten November die beiden amerikanischen Ölgesellschaften Atlantic Richfield und Sinclair fusionieren wollten, erhoben die Trust-Jäger von Washington Einspruch.

Sinclair und Atlantic, so das Justizministerium damals, dürften ihren Plan nur verwirklichen, wenn sie sich zuvor von rund 10 000 Tankstellen und zwei Raffinerien trennten. BP-Boß Drake, der bereits seit Jahren auf eine Gelegenheit gewartet hatte, auf dem größten und bestgeschützten Benzinmarkt der Welt Fuß zu fassen, half den US-Konkurrenten aus ihren Antitrust-Nöten und erwarb die Anlagen für insgesamt 1,6 Milliarden Mark.

„Er griff zu", kommentierte damals die „New York Times", „so kühn und schnell wie einer jener legendären Kolonialherren des britischen Empire."

Kurz darauf fiel dem Briten Drake ein weiteres Kolonialreich zu. Seine Techniker, die in Alaska seit 1959 eine Bohrung nach der anderen niedergebracht hatten, wurden im Frühjahr dieses Jahres fündig und entdeckten eines der größten Ölfelder der Welt für BP. Nach Berechnungen amerikanischer Sachverständiger verfügt der Londoner Konzern damit allein in Alaska über Ölvorkommen von 700 Millionen Tonnen — bei heutigen Preisen gut für 14,4 Milliarden Mark Gewinn.

Um diesen Schatz zu heben, fehlten freilich der Londoner Gesellschaft Dollar im Wert von sechs Milliarden Mark. So traf es sich gut, daß BP-Boß Drake Kontakt zu seinem Konkurrenten Charles E. Spahr von der Sohio aufnahm. Der Standard Oil of Ohio, Urzelle des ehemals gigantischen Rockefeller-Konzerns, fehlte, was BP im Überfluß besaß — eigene Ölquellen. Dafür besaß Sohio, woran es dem Briten mangelte: ausreichende Finanzreserven und ein gut ausgebautes Tankstellennetz im mittleren Westen.

In einem ausgetüftelten Vertragswerk kamen BP und Sohio überein, jeden von den Vorteilen des anderen profitieren zu lassen. Sohio sollte die britischen Ölfelder in Alaska ausbeuten. Als Gegenleistung sollte BP 54 Prozent des Sohio-Kapitals erhalten.

Die Gefahr, daß sie am Ende vor die Flinte der Washingtoner Trust-Jäger geraten könnten, erachteten die Verhandlungspartner für gering. Denn zusammen erreichen die beiden Gesellschaften nur einen US-Marktanteil von 3,5 Prozent.

Doch BP-Drake und Sohio-Spahr hatten den verschärften Antitrust-Kurs der Nixon-Administration unterschätzt. In seiner Klageandrohung unterstrich Antitrust-Chef McLaren, daß der neue Konzern BP-Sohio — käme er zustande — im westlichen Pennsylvania den Benzinmarkt immerhin zu rund 30 Prozent beherrschen würde. Dies aber würde eindeutig gegen den Sherman-Act von 1890 verstoßen.

Britische Regierung und BP-Geschäftsleitung indes argwöhnen, daß die juristischen Argumente nur vorgeschoben sind. In Wahrheit gehe es den Amerikanern lediglich darum, mißliebige Auslands-Konkurrenz vom eigenen Markt fernzuhalten. Als beispielsweise im vergangenen Jahr die beiden US-Ölgesellschaften Sun Oil und Sunray mit Billigung der Antitrustabteilung fusionierten, erreichte der neue Konzern eine Jahreskapazität von 24,5 Millionen Tonnen — zweieinhalb Millionen Tonnen mehr als BP und Sohio in Amerika zusammen.

Antitrust-Chef McLaren: „Wir behandeln BP nicht besser und nicht schlechter als jede amerikanische Gesellschaft unter gleichen Umständen."

SÜDAFRIKA

RASSISMUS

Maoris kommen

Ein Rugby-Spiel spaltete die Regierungspartei.

Weil Südafrikas Premier Balthazar Johannes Vorster einer Rugby-Fünfzehn aus Neuseeland für das nächste Jahr die Einreise in seine Apartheid-Republik genehmigt hatte, rebellierte die Rechte der ohnehin rechten „National Party": Die Schwarzhemden



Rassist Hertzog
„Vorwärts ins 15. Jahrhundert"



Doppelpackung: 2 x 10 Stück in Goldfolie verpackt. Aromageschützt. Filtermundstück mit echtem Korkbelag. Nikotinarm im Rauch. 20 Stück 2,- DM, 12 öS.

(„All Blacks“) aus Neuseeland wollen mit einigen Maori-Spielern anreisen.

„Wollt ihr, daß Mischlingssportler mit unseren Mädchen tanzen?“ erregte sich der spitzbärtige Dr. Albert Hertzog, 70, Exminister und Sohn eines früheren Regierungschefs. „Herr Vorster ist ein Feind Südafrikas.“

Die seit 21 Jahren regierende Nationalpartei schloß den Kritiker aus. Denn Hertzog und die ultra-konservativen „Verkramptes“ (afrikaans für: die Standhaften) agitieren nicht nur gegen Vorsters Rugby-Entscheidung.

Die geradezu „tizianisch farbempfindlichen“ Rechten („Neue Zürcher Zeitung“) opponieren vor allem gegen

- ▷ Vorsters Außenpolitik der vorsichtigen Annäherung an benachbarte schwarze Staaten und
- ▷ Vorsters Beschwörungen an den afrikaans- und den englisch-sprachigen Teil der Bevölkerung, sich zusammenzuschließen.

Schwarze Diplomaten in der Weißen-Republik stören nach Hertzogs Meinung die Apartheids-Ordnung. Schwarze Diplomaten aber sind im Lande, seit Südafrika diplomatische Beziehungen zu Malawi aufnahm.

Und englisch sprechende Katholiken in der Nationalpartei verwässern nach Hertzogs Meinung das burisch-kalvinistische „Afrikaans-Kulturgut“.

Hertzog ist schon seit Jahren einer der radikalsten burischen Kalvinisten. Sein größter Triumph: der jahrelange erfolgreiche Feldzug gegen die Einführung des Fernsehens in Südafrika. Hertzog: „TV wird zum Untergang des weißen Mannes in Südafrika führen.“

Die Oppositions-Zeitung „The Star“ karikierte ihn in mittelalterlicher Kleidung mit der Losung: „Vorwärts! Vom 16. ins 15. Jahrhundert!“

„Die Nationalpartei ist unter den Einfluß von Liberalen gekommen“, schimpfte Hertzog jetzt vor 2000 Anhängern in der von Polizisten mit Hunden abgeriegelten Stadthalle von Pretoria-Nord. Draußen drängten sich Hunderte von Hertzog-Anhängern, die keinen Platz mehr gefunden hatten.

Mit Sprechchören verspotteten sie Regierungschef Vorster. Den Chefredakteur des Kapstädter Parteiblattes „Die Burger“, Piet J. Cillie, beschimpften sie als „Kafferboetie“ (Kaffernfreund). Aufmuckende Vorster-Anhänger im Saal wurden niedergeschrien: „Schmeißt sie raus!“ Das besorgten Weißhemden der „Hertzog-Jugend-Kommandos“.

Bei den nächsten Parlamentswahlen will Rechtsüberholer Hertzog nun den regierenden Nationalisten mit einer neuen Partei rechte Stimmen abjagen.

Südafrikas größte Kirche, die „Nederduitse Gereformeerde Kerk“, hat sich bereits auf seine Seite gestellt.

Finanzieren will Hertzog, der selbst Anteile an Zeitungsgruppen und Farmland in Transvaal besitzt, seine neue Partei vorwiegend aus Spenden. Bei Veranstaltungen wie der in Pretoria gaben Einzelpersonen bis zu 60 Rand (etwa 300 Mark). Bisherige Sammeleinnahmen: 20 000 Rand (etwa 100 000 Mark).

Premier Vorster will die „Verkramptes“ möglichst gar nicht erst zur Entfaltung kommen lassen: Er verlegte die Parlamentswahlen um ein Jahr auf den nächsten April vor.

Vorster-Gefolgsmann Cillie über Vorster-Gegner Hertzog: „Dr. Hertzog hat Geld — aber das ist außer dem Namen seines Vaters die einzige Qualifikation für seine Führerrolle.“

ITALIEN

NEAPEL

Auf Löchern

An der Via Aniello Falcone, die sich oberhalb des Golfs von Neapel zum Prominentenhügel Vomero emporwindet, diskutierten drei Männer über Risse, die sich tags zuvor in der Straßendecke aufgetan hatten: der Apotheker Alfredo Cerrato, 51, der Maurer Pasquale Amato, 49, und der Verkäufer Luigi Sorrentini, 17.



Abgerutschte Via Aniello Falcone: Untergang im Herbst?

Plötzlich barst der Boden unter ihnen. Ein 50 Meter langer Trakt der Via Aniello Falcone versank, und die drei stürzten in einen 25 Meter tiefen Abgrund. Maurer Amato und Verkäufer Sorrentini konnten — verletzt — geborgen werden. Apotheker Cerratos Leiche fand man erst eine Woche später.

An den darauffolgenden Tagen registrierte die Polizei 18 weitere große Erdrutsche in der Stadt. Im Viale Maria Cristina versank gleich ein 200 Meter langer Straßenabschnitt, und an der Piazza Pignasecca, im Herzen Neapels, flüchteten die Bewohner zu Hunderten, als weite Teile des Platzes plötzlich metertief absackten.

Am 7. Oktober verhinderte der Verkehrspolizist Amedeo Santangelo eine Katastrophe. Während er in der Via Cilea den Verkehr regelte, wurde ihm plötzlich schwindlig, und er spürte, wie die Erde unter ihm nachgab. Santangelo ließ sofort die Straße sperren und rief Straßenbautechniker, die unter der Via Cilea und den anliegenden Wohnhäusern ausgedehnte Hohlräume entdeckten.

Neapels Flughafen Capodichino, auf dem täglich 300 Flugzeuge starten und landen, mußte vorübergehend gesperrt werden, als sich auf der Hauptpiste breite Risse und Löcher bildeten.

„Wenn Piloten und Fluggäste meinten, sie seien glücklich gelandet, schwebten sie in Wahrheit noch auf einem hauchdünnen Asphaltmantel über dem Abgrund“, schrieb das römische KP-Blatt „L'Unità“.

Das Häusermeer der 1,3-Millionen-Stadt Neapel steht „auf einem riesigen Schweizer Käse“ („L'Espresso“): In dem weichen Tuffstein-Untergrund gibt es Tausende von Höhlen, Trichtern, Tunneln und Auswaschungen.

Jedes Jahr im Herbst, wenn der Regen kommt, gerät Neapels löcheriger Untergrund in Bewegung. Das noch aus der Zeit der Bourbonen stammende Kanalsystem kann die Wassermassen nicht ins Meer lenken. Die unterirdischen Kanäle bersten, das Wasser wäscht unter den Straßen und Wohngebäuden immer neue Hohlräume aus. Gärten und Grünflächen, die einen Teil des Regenwassers aufsaugen könnten, sind der Bauspekulation zum Opfer gefallen. Folge: 3911 Erdrutsche und 13 Todesopfer in fünf Jahren.

Aus den Unglücksfällen zog die Stadtverwaltung nur eine Konsequenz: Sie versicherte ihre Bürger — für eine Jahresprämie von 70 Millionen Lire (416 000 Mark) gegen Unfälle, die vom unzureichenden Kanalsystem herrühren.

„Eines Tages“, unkte die Mailänder Wochenzeitung „ABC“, „wird Neapel untergehen. Sicher wird es im Herbst sein, wenn die großen Regenfälle begonnen haben. Dann werden die am Vomero, am Posilippo und an den anderen Hügeln hängenden Neubauquartiere anfangen, ins Meer zu rutschen: Es wird eine Art Stapellauf Neapels sein.“

* ab Werk, inklusive Mehrwertsteuer.

Jetzt ist der Escort um zwei Türen schöner.

Freilich kommt es nicht nur auf die Schönheit an.

Autofahrer schätzen den Komfort eines Wagens. Der Escort hat Platz für fünf Reisende, körpergerechte bequeme Polstersitze, Vollkreisbelüftung, schnellstartende Frischluftheizung. Und jetzt vier Türen, die den Komfort vervollständigen.

Autofahrer schätzen die Fahrtüchtigkeit eines Wagens. Beim Escort sind Fahrwerk und Federung harmonisch aufeinander abgestimmt. Zuverlässige Bremswirkung garantiert ein Zweikreisbremssystem.

Autofahrer schätzen sportlich-muntere Motoren. Der Escort hat ein spritziges aber wirtschaftliches Triebwerk, das nach dem Querstromprinzip arbeitet. Es gibt den Escort mit 40, 45, 48, 52 und sogar (als 'heißen' Escort GT) mit 64 PS.

Autofahrer schätzen die vernünftigen Escort-Preise. Daher weist Ford auch hier den Weg mit einem preisgünstigen Viertürer. Denn der Escort mit vier Türen kostet nur 133,20 DM mehr als der Zweitürer.



Escort Viertürer ab DM 5527,80.*



Ford

LUFTFAHRT

PREISKAMPF

Alte Bastarde

Wenn Sie einen Computer mit unseren gegenwärtigen Flugtarifen füttern", spottete Fabrizio Serena di Lapigio, Marketing-Chef der italienischen Luftverkehrsgesellschaft Alitalia, „kommen sie wie Spaghetti ineinander verschlungen wieder heraus."

Ende vergangenen Monats bereicherte die Alitalia-Direktion in Rom den Tarif-Wirrwarr im Linienverkehr um eine neue Variante: Sie kündigte an, sie werde den niedrigsten Preis für einen Flug von Rom nach New York und zurück von 1539 auf 1136 Mark senken.

Zum erstenmal in der Geschichte des internationalen Luftverkehrsverbandes Air Transport Association (Iata), der die Flugpreise der Linienfluggesellschaften einheitlich festlegt, brach damit ein Iata-Mitglied aus dem weltumspannenden Luftfahrt-Kartell aus. Dadurch, daß die Italiener die erst im Februar getroffenen Preisabsprachen kündigten, beschworen sie eine offene Tarifsituation auf den Nordatlantik-Routen herauf.

Pan American World Airways (PanAm) und Trans World Airlines (TWA), Alitalias Hauptkonkurrenten auf der Rom-Route, folgten dem italienischen Beispiel. Die „niedrigsten Nordatlantik-Flugtarife in der Geschichte des Linienluftverkehrs" gab kurz darauf auch die Lufthansa bekannt.

Die deutsche Luftfahrtgesellschaft plant, den Preis eines Hin- und Rückfluges von Frankfurt nach New York für sogenannte Affinitätsgruppen (Vereine, Klubs, Verbände und Firmen, die nicht erst zum Zweck der Reise gegründet wurden) je nach Gruppengröße und Saison auf 600 beziehungsweise 960 Mark zu senken (bisheriger Preis: 817 beziehungsweise 1273 Mark).

Als in der vorletzten Woche auch Air India, Swissair, Air France und die niederländische Luftverkehrsgesellschaft KLM ähnliche Tarifsenkungen bekanntgaben, rief Iata-Generaldirektor Knut Hammarskjöld die Verbandsmitglieder vergangene Woche zu einer Notkonferenz nach Lausanne zusammen.

Gelingt es den Vertretern der Luftverkehrsgesellschaften nicht, die ins Rutschen geratenen Tarife für Transatlantikflüge wieder abzufangen, droht den wettbewerbsentwöhnten Iata-Gesellschaften ein interner Preiskampf, den ihnen bisher nur Außenseiter geliefert hatten.

Ohnmächtig hatten die Luftfahrtmanager in den vergangenen Jahren mitansehen müssen, wie immer mehr Passagiere die billigeren Charterflüge (600 Mark statt 1916 Mark für einen Flug von Frankfurt nach New York und zurück) bevorzugten. Noch 1963 hatten nur 34 260 Reisende den Atlantik in Charterflugzeugen überquert. Im vergangenen Jahr waren es schon 413 792, und in diesem Jahr werden es

voraussichtlich fast 700 000 Passagiere sein.

Der Marktanteil der Chartergesellschaften am Transatlantikverkehr, der 1963 erst zwei Prozent betrug, wird damit bis Jahresende auf über 14 Pro-

[illegible] („non scheduled airlines“), wie die Charterunternehmen im Luft-



Transatlantik-Maschinen (in Frankfurt)
Ohnmächtig gegen Außenseiter

fahrtjargon heißen, vermochten sie nicht aufzuhalten.

Vor allem amerikanische Reiseveranstalter schafften es immer wieder, die Vorschrift, wonach an billigen Flügen nur Affinitätsgruppen teilnehmen dürfen, zu durchbrechen und vom eigens gegründeten Gesangverein bis zur Hausfrauenliga Passagiere aller Art in die Billig-Maschinen zu schaffen. Lediglich als kürzlich ein US-Reisebüro den Trip eines „Internationalen Ordens alter Bastarde“ nach Palma de Mallorca anmeldete, erhob die amerikanische Luftfahrtbehörde Einspruch.

Mehr Erfolg haben Reiseagenten in New York und Los Angeles. Sie fassen Gruppenreisende, die Transatlantikflüge zu einem Sondertarif einer Liniengesellschaft buchen, zusammen, stecken sie in ein Charterflugzeug und kassieren die Preisdifferenz. Das Geld, so vermuten die Iata-Manager, erhöht das Vermögen der Mafia.

„Es ist wie zur Zeit der Prohibition“, klagte Richard O'Melia, Chef des Überwachungsbüros in der US-Luftfahrtbehörde. „Jeder weiß, daß es verboten ist; aber selbst rechtschaffene Bürger mißachten die Vorschriften, weil sie glauben, daß jeder andere es auch so macht.“

Air Canada weiß, worauf es Ihnen ankommt

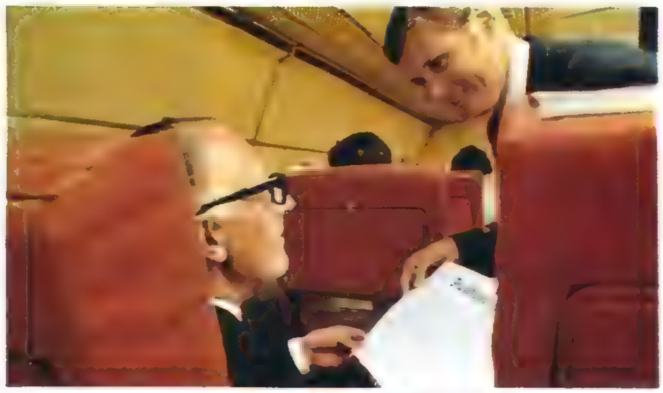


Pünktlichkeit: 1968 waren wir auf der Nordatlantikstrecke am pünktlichsten.

Nonstop-Flüge: Nur Air Canada fliegt nonstop von Frankfurt nach Toronto.



Guter Service: Die kanadische Gastfreundschaft ist berühmt. Sie genießen sie in unserer 1. Klasse „Voyageur Lounge".



Aufmerksames Personal: Unser Personal ist immer für Sie da. Es spricht auch deutsch.



Erstklassiges Essen und Getränke: Sie verkürzen auf angenehme Weise einen 8-Stunden-Flug.



Sympathische Stewardessen: Nur jede achte wird ausgewählt.

Air Canada fliegt nach 37 Städten in ganz Kanada und 8 Zentren in den USA, einschließlich Chicago, Cleveland, Miami, Los Angeles und New York.
Wenn Sie demnächst geschäftlich nach Kanada müssen, dann fliegen Sie mit der Fluggesellschaft, die weiß, was Sie von ihr erwarten - und es Ihnen auch wirklich bietet. Sagen Sie Ihrer Sekretärin, sie soll Ihr Reisebüro anrufen.

Täglicher Dienst Deutschland - Kanada. Air Canada Flugscheine in jedem IATA Reisebüro.

AIR CANADA

ÖSTERREICH

PRESSE

Brutaler Griff

Von Bluthunden bewacht, pflegt Kurt Falk, Verlagsleiter und Mitbesitzer des Wiener Boulevard-Blattes „Illustrierte Kronen-Zeitung", sein Hobby auf eigenem Grundstück: Er schießt auf Pappkameraden.

Seine Zeitung schießt vorzugsweise gegen Österreichs Sozialisten und gegen die Gewerkschaft. Letzthin geriet die „Kronen-Zeitung" selbst in die Gefahrenzone.

„Wie ein gefräßiger Tumor", so schrieb das konservative Parteiorgan „Volksblatt", wuchert in Österreich ein sozialistischer Druckerei- und Zeitungskonzern „ebenso wie Axel Springer in Westdeutschland".

Noch vor fünf Jahren hatte Fritz P. Molden, 45, Buchverleger und Besitzer der größten Zeitungsdruckerei Österreichs, das „Ende der österreichischen Parteipresse" prophezeit: „Mehr als 40 Prozent der Österreicher wählen sozialistisch", rechnete Molden damals, „aber nur acht Prozent lesen die Zeitungen ihrer Partei."

Moldens Voraussage verwirklichte sich nur halb. Am Ende ist nämlich nur die Parteipresse der regierenden konservativen Österreichischen Volkspartei (ÖVP). Im letzten Jahr mußte sie wegen Geldmangels zwei Bundesländer-Tageszeitungen in Wochenblätter umwandeln. Und die einzige ÖVP-Tageszeitung mit Profit, die Grazer „Südost Tagespost", mästet den politischen Gegner — sie wird im sozialistischen Leykam-Verlag gedruckt.

Die Sozialisten-Presse hingegen floriert. Laut „Volksblatt" lesen 40 Prozent der Tageszeitungsleser regelmäßig eine von der Sozialistischen Partei Österreichs (SPÖ) finanzierte oder kontrollierte Zeitung.

Von den neun Wiener Tageszeitungen sind drei sozialistisch: das offizielle Parteiorgan „Arbeiter-Zeitung" und die Boulevardblätter „Die Neue Zeitung" und „Express". Unter Österreichs Wochengazetten halten sich zwei SPÖ-Sprachrohre („Das kleine Blatt" und „Die Frau"), und den Monatsmarkt beherrscht die SPÖ mit der peppigen Gewerkschaftsillustrierten „Solidarität".

Der SPÖ, die auf einen Sieg bei den Nationalratswahlen im nächsten März hofft, genügt dieses Zeitungsimperium nicht. Sie rundete es jetzt durch kostspielige Zukäufe in der Druck-Branche ab. Das SPÖ-Unternehmen „Ingebe" kaufte für fast 40 Millionen Mark zwei Großdruckereien:

▷ von Fürst Franz Josef II. von Liechtenstein die Wiener „Elbemühl"-Farbdruckerei, die sich vor kurzem den Druckauftrag für die Österreich-Ausgabe der Springer-Programm-Zeitschrift „Hör zu" sicherte;



Zeitungsdrucker **Molden**
Unter dem Baum der Erkenntnis . . .

▷ vom Drucker-König Fritz Molden durch einen im Mai 1970 wirksam werdenden Vorvertrag das Pressehaus-Unternehmen, in dem drei Tageszeitungen, Wochenblätter und die Bücher des Molden-Verlags gedruckt werden.

Vor allem der Molden-Verkauf irritierte die ÖVP-Herren. Daß die kapitalistischen Roten in Zukunft die halbe Wiener Druckkapazität besitzen, ist für das „Volksblatt" eine „Ausnahmeerscheinung unter den Staaten Europas, sieht man von den kommunistischen Monopolverlagen in Osteuropa ab". Der Salzburger ÖVP-Nationalratsabgeordnete Karl Glaser meinte, „es wäre nett gewesen", wenn seine Partei rechtzeitig von den Plänen der Roten erfahren hätte.

Von einem anderen Handel erfuhr die ÖVP gerade noch rechtzeitig: Fritz Molden wollte die „Kronen-Zeitung" kaufen.



Unabhängige Kronen Zeitung
Wien 19, Muthgasse 2
Gastarbeiter fand Millionen-Schatz in Goldmünzen
Betrunkener schlief auf der Triester Straße: 3 Autofahrer starben!
Meinungen
SPORT
Rapid-Krise: Vollmachten für R. Körner!

Handelsobjekt **„Kronen-Zeitung"**
. . . den Bundeskanzler eingeweiht

Um seine Pressehaus-Druckerei finanzieren zu können, hatte er einst vier Zeitungen verkauft: das bürgerliche Renommierblatt „Die Presse", die „Wochenpresse" und die Boulevardblätter „Abend-Presse" und „Express".

Als Drucker hatte Molden — unter anderem durch einen im Lauf der Zeit ruinösen Druckvertrag, den ihm die „Kronen-Zeitung" abgerungen hatte — keine Freude. Weil er jetzt seine Pressen los ist, wollte Molden wieder auf den Zeitungsmarkt umsatteln.

Die Sozialisten-feindliche „Kronen-Zeitung", die im ersten Halbjahr 1969 einen Reingewinn von über 2,5 Millionen Mark auswies, bot sich Molden an.

Um die schwarze Regierung nicht ein zweites Mal zu verprellen, informierte Molden selbst unter dem „Baum der Erkenntnis" im Tiroler Dorf Alpbach den ÖVP-Bundeskanzler Josef Klaus von seinen Plänen. Klaus hatte gegen das Geschäft nichts einzuwenden, wohl aber eine rechte Lobby in der Kapitalisten- und Bauernpartei. Den Molden-Gegnern schien der neue Verleger nicht partei-stramm genug.

Über den Frankfurter Lebensmittelhändler und eigentlichen Finanzier der „Kronen-Zeitung", Ferdinand Karpik, unterbanden die Molden-Feinde den Verkauf. Karpik wollte zwar verkaufen, aber um seinen Ost-West-Lebensmittelhandel, den er zum Teil über das neutrale Österreich abwickelt, nicht zu gefährden, gab er nach.

Molden über das geplatzte Geschäft: „Im toleranten Österreich darf man Leninist oder sogar Maoist sein, nur eines darf man nicht sein: ein Bürgerlicher, der manchmal anders denkt als die ÖVP."

Aber auch die alten Besitzer können sich über ihre „Kronen-Zeitung" nicht mehr so recht freuen. Denn ihr Blatt wird auf den bald SPÖ-eigenen Molden-Rotationsmaschinen gedruckt.

Chefredakteur Hans Dichand vertraute seinem Drucker Fritz Molden eine schlimme Vision an: „Wer garantiert mir, daß die Sozialisten nicht eines Tages sagen: Sorry, die nächste ‚Kronen-Zeitung' erscheint erst in zwei Wochen. Unsere Maschinen sind kaputt."

Der Gedanke scheint ihm nicht zu weit hergeholt. Vor der Nationalratswahl 1966 ließ der damalige SPÖ-Justizminister Christian Broda die „Kronen-Zeitung" mehrmals beschlagnahmen und die Besitzer durch eine einstweilige Verfügung aus Redaktion und Geschäftsführung aussperren.

Um die „Kronen-Zeitung" vor dem „brutalen Griff der Sozialisten nach der Zeitungsmacht" (ÖVP-Abgeordneter Glaser) zu retten, machte die konservative Regierungspartei ein großzügiges Angebot.

Die ÖVP will die parteieigene Metten-Druckerei modernisieren, die „Kronen-Zeitung" aus dem Vertrag mit der Molden-Druckerei herauskaufen und künftig selbst drucken.

Kosten der geplanten Rettungsaktion: Etwa 13 Millionen Mark.

Zwei zu eins gegen den Tod

Die Bevölkerungsexplosion in der Dritten Welt / Von Claus Jacobi

2. Fortsetzung und Schluß

Als ich Albert Schweitzer in Lambarene begegnete, rührte der Fünfundachtzigjährige, auf dem Boden hockend, in einem Marmeladen-Eimer Zement für das Fundament einer Eingeborenen-Unterkunft an. Gleichzeitig gab er ein paar schwarzen Helfern Anweisung, wie sie zwei Balken für die Hütte verzapfen sollten.

„Wieso wissen Sie das alles?" fragte ich den Doktor der Philosophie, Theologie und Medizin. Der „größte Mensch des Jahrhunderts" (so Albert Einstein über den Urwaldarzt) blickte vom Marmeladen-Eimer auf: „Weil ich gebildet bin."

Weniger weltfremd als seine schwärmerischen Anbeter und klüger als seine intellektuellen Kritiker, wußte Albert Schweitzer, daß der Wert von Bildung und Erziehung relativ ist und von der Umwelt bestimmt wird. Die meisten Regierungen der armen wie der reichen Welt tun, als wüßten sie es nicht.

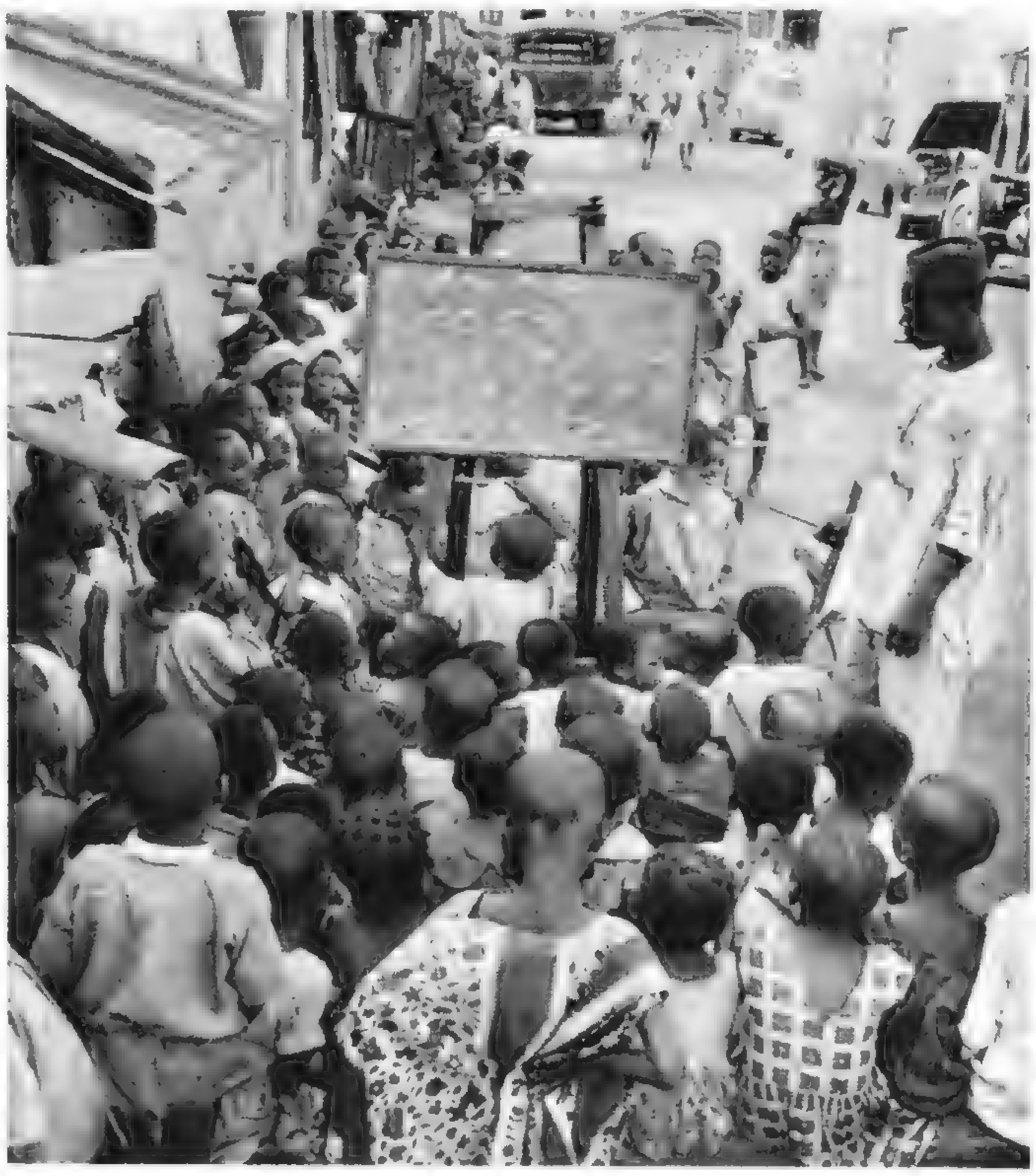
Bildungs- und Erziehungs-Ideale der Industrienationen sind in den hungernden Erdteilen soviel nutze wie eine Wasserski-Ausrüstung im Himalaya. Dennoch orientieren sich die Lehrpläne der meisten unterentwickelten Länder an denen der entwickelten Länder. Durchweg entsprechen sie nicht den Anforderungen ihrer Gesellschaften. Von allen Fehlern aber, die junge Staaten begehen können, ist eine falsche Ausbildung der Jugend vielleicht der verhängnisvollste.

Während in den entwickelten Ländern etwa ein Viertel der Bevölkerung unter 15 Jahren ist, liegt der Anteil in den unterentwickelten Ländern fast doppelt so hoch. Nahezu jeder zweite Mensch in Asien, Afrika und Lateinamerika ist Kind — insgesamt über eine Milliarde. Und diese Milliarde muß von den arbeitsfähigen Jahrgängen mit durchgefüttert werden.

Wenn es nicht gelingt, diese Milliarde so zu erziehen, daß sie schon in wenigen Jahren die Ernährung, die Entwicklung und den Geburten-Rückgang der Elends-Kontinente garantieren kann, ist das Spiel verloren.

Einst wünschte sich ein gefeierter Poet der chinesischen Sung-Dynastie (960 bis 1279 n. Chr.): „Ich, der durch Intelligenz sein ganzes Leben ruiniert hat, kann nur hoffen, daß mein Baby sich als dumm und beschränkt erweisen möge, damit es ein geruhsames Leben als Kabinetts-Minister beschließen kann." Die Voraussetzungen, Regierungs-Mitglied zu werden, haben sich seitdem nicht unbedingt verändert.

Aber von der Erziehung der Massen hängt die Zukunft der Staaten ab, sei es die Zukunft jener 30 reichsten der reichen Länder, in denen 95 Prozent aller menschlichen Forschungstätigkeit durchgeführt werden; sei es die Zukunft Mauretaniens, wo 98 Prozent aller Einwohner Analphabeten sind.



Schule in Afrika: Wettlauf zwischen Erziehung und Katastrophe

Die unterentwickelten Länder vermitteln Wissen nach zwei Formeln: dem offenen und dem begrenzten Erziehungs-Schema.

▷ Prinzip der offenen Erziehung ist es, daß jeder lernen kann — solange, soviel und was er will. Dieses Schema herrscht in Asien und Lateinamerika vor.

▷ Prinzip der begrenzten Erziehung ist es, nach der Grundschule eine rücksichtslose Auswahl für höhere Schulen und Universitäten zu treffen. Dieses Schema wird am häufigsten in Afrika angewandt.

Vor- und Nachteile der beiden Verfahren sind offenkundig. Das offene Schema ist demokratischer, senkt jedoch das Niveau und kostet zuviel. Das begrenzte Schema ist undemokratischer, birgt die Gefahr einer ungerechten Auslese, ermöglicht aber zumindest theoretisch eine günstige Relation von Kosten und Ertrag.

Bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit pumpen die unterentwickelten Staaten Geld in die Erziehungs-Kanäle. Insgesamt geben sie jährlich etwa elf Milliarden Dollar aus.

Mexiko, das im Vertrauen auf den Schutz seines oft angefeindeten US-Nachbarn nur eine Mini-Armee unterhält, wendet für seine Schüler viermal soviel Pesos auf wie für seine Soldaten: ein Viertel des Bundeshaushalts.

Noch erstaunlicher sind die Anstrengungen Formosas. Obgleich die Insel nur durch 150 Kilometer Wasser von Maos Roten Garden getrennt ist, frißt die Erziehung (30 Prozent) nicht viel weniger als die Verteidigung (40 Prozent) aus dem Haushalt.

Aber noch immer sind 60 Prozent der Erwachsenen in der armen Welt Analphabeten. Von 100 Menschen über 15 können in Lateinamerika 30 weder lesen noch schreiben, in Asien 60 und in Afrika 80. Ihre Zahl nimmt nicht ab, sondern zu. Im letzten Jahrzehnt kletterte sie von 700 auf 850 Millionen. Und sie wird weiter steigen.

Nur jedes zweite Kind in den unterentwickelten Ländern geht zur Schule. Von allen Abc-Schützen, die in die unterste Klasse eintreten, wird nicht einmal die Hälfte durch das vierte Schuljahr geschleust. „Dropouts" werden die Abgänge genannt.

Selbst für den Rest, der die Schulbänke drückt, sind nicht genug Lehrer vorhanden. Die Weisheit des Talmud „Ein Lehrer soll 25 Schüler haben" ist nur noch frommer Wunsch. Von 1950 bis 1966 verschob sich das Lehrer-Schüler-Verhältnis in Indiens Grundschulen von 1:35 auf 1:49. Indiens Lehrer haben selbst oft nur acht Schuljahre hinter sich. Sie verdienen weniger als der Koch einer privilegierten Familie.

Die Kinderlawine macht jeden Versuch zunichte, die Situation mit herkömmlichen Mitteln zu bewältigen. Der Lehrermangel ist der bedrohlich-

---

Der ungekürzte Text erscheint unter dem Titel „Die menschliche Springflut" im Verlag Ullstein GmbH; 212 Seiten; 20 Mark.

CHARLES HOSIE IMPORT HAMBURG 1



Für uns ist dieses Etikett ein Kunstwerk. Für Sie ist es ein Wertpapier.

Wir haben in unserer letzten Anzeige das Etikett herausgemogelt, damit Sie Ihren Blick ganz auf die Schönheit der COURVOISIER-Flasche konzentrieren konnten.



Viele Leser konnten das weiße Feld nicht ertragen und haben dort hinein den Namen COURVOISIER geschrieben. Einige so schön, daß wir aus ihrem ersten COURVOISIER-Schreibversuch ein Flaschenetikett machen könnten. Wenn wir nicht schon ein so fabelhaftes Etikett hätten.

Unser Fotograf war wütend über die Anzeige ohne Etikett: Gerade mit dem Etikett hätte er sich bei der Beleuchtung soviel Mühe gegeben. Damit alle Feinheiten herauskämen. Nie wieder würde er für uns arbeiten, wenn wir nicht schleunigst das Etikett druckten.

Da wir auf seine Dienste zukünftig nicht verzichten wollen, haben wir das gemacht. Und nun finden wir, das COURVOISIER-Etikett ist genauso ein Kunstwerk wie der alte COGNAC COURVOISIER.

Damit Sie, verehrter Leser, dafür belohnt werden, daß Sie bis hierher gelesen haben, erklären wir Ihnen jetzt, warum das COURVOISIER-Etikett für Sie ein Wertpapier ist:

Diese Anzeige erscheint in diesen Wochen in verschiedenen Zeitschriften. Wer Spaß am Sammeln hat, sollte die Anzeigen (oder nur die Etiketten) ausschneiden und an unseren Importeur für Deutschland, Charles Hosie, 2 Hamburg 1, einsenden.

Den hundert fleißigsten Sammlern schickt er bis zum 1. 12. 1969 eine Flasche COGNAC COURVOISIER. Damit sie schmecken können, für welchen wunderbaren Cognac sie sich soviel Arbeit gemacht haben.

Wer keine Lust zum Sammeln hat, kann den alten COURVOISIER auch ohne Fleiß probieren. COGNAC COURVOISIER gibt es überall, wo es guten Cognac gibt. Er ist übrigens gar nicht so teuer, wie viele Leute glauben. Wir jedenfalls finden, daß er viel weniger kostet, als er wert ist.

COGNAC COURVOISIER

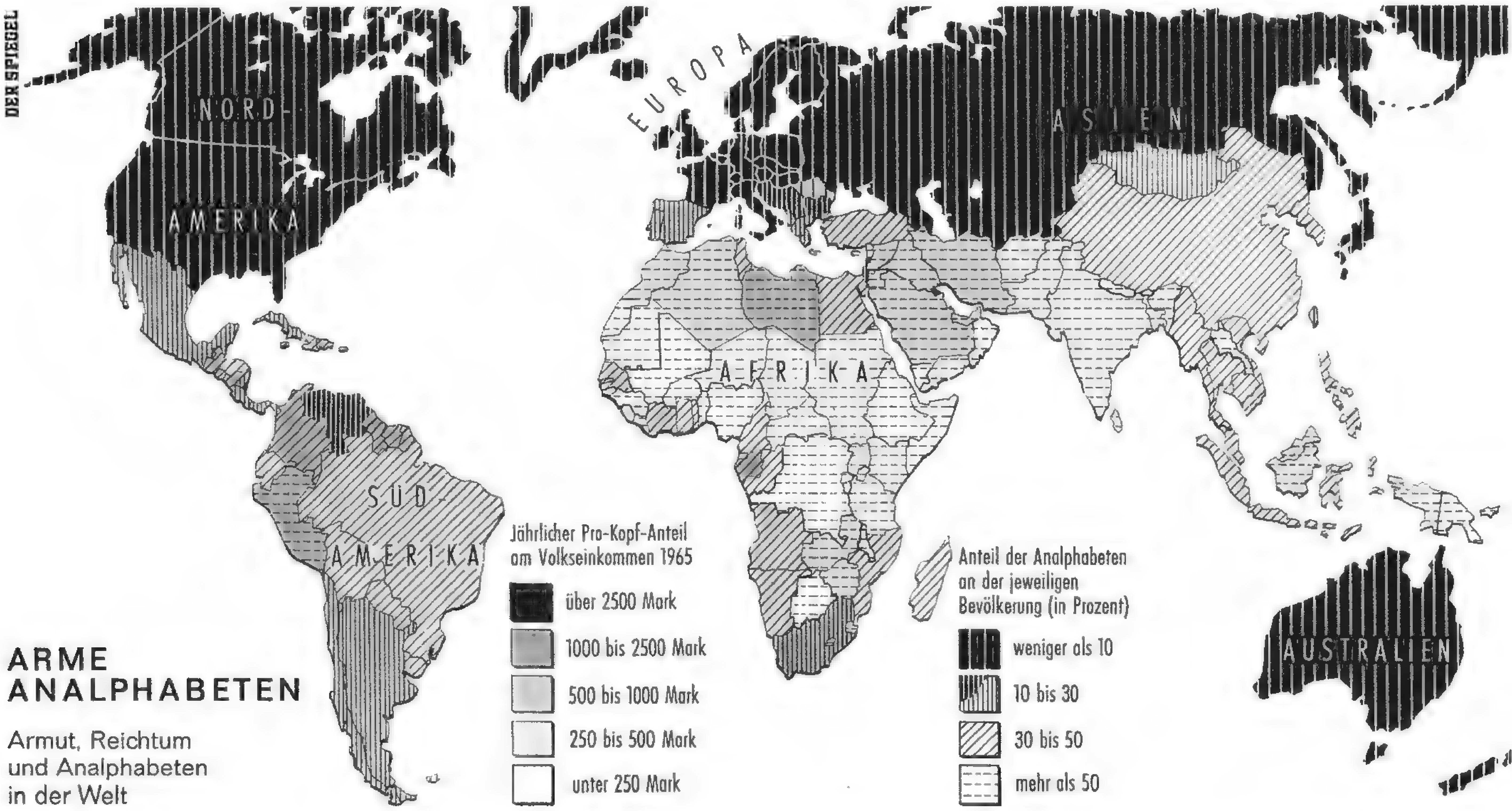
der Cognac Napoleons

ste Engpaß. In den nächsten zehn Jahren benötigt Lateinamerika zwei Millionen, Afrika drei Millionen, Asien 16 Millionen neue Lehrer.

Wie beim Streben nach Industrialisierung hat auch auf dem Gebiet der Erziehung das weiße Vorbild fatale Folgen nach sich gezogen. In den ersten Jahren der Unabhängigkeit nahmen die Anstrengungen der jungen Völker, die Erziehung der ehemaligen Herren nachzuäffen, absurde Formen an:

▷ In Tansania konnte einer nur Maurer werden, wenn er in dem Land nahe dem Äquator einen Kamin nach britischen Vorschriften zu bauen vermochte.

▷ In Nigeria begann der Geschichtsunterricht mit der „Entdeckung" des Nigers durch Weiße.



ARME ANALPHABETEN

Armut, Reichtum und Analphabeten in der Welt

▷ In Kenia lernten Oberschüler britische Verfassungs-Geschichte.

▷ Und nach Ghana wurden zu Schul-Experimenten Frösche aus Schottland eingeflogen, weil die Ghanesen nichts Schlechteres lernen wollten als die Briten — und in ihren Lehrbüchern von solchen Fröschen die Rede war.

Der Masse der Kinder wird in den Schulen der unterentwickelten Welt Wissen eingetrichtert, das sie in ihrer Umwelt nicht nutzen können.

Verschärft stellt sich das Problem bei den Studenten. In Ghana studierten 1963 weniger als jeweils ein Prozent Medizin, Landwirtschaft, Naturwissenschaften — mehr als 92 Prozent studierten die Rechte und die schönen Künste. In Lateinamerika, das Techniker so nötig hat wie Ferrari-Fahrer Mechaniker, sind die technischen Hochschulen nur schwach belegt. In Kairo waren Mitte dieses Jahrzehnts über 70 Prozent der Studenten in den Fakultäten der Kunst, des Rechts und des Handels eingeschrieben.

Resultat: Unter beträchtlichen Opfern — in Afrika kostet ein Student sein Volk im Durchschnitt 40 Jahreseinkommen — haben die armen Gesellschaften eine Elite ausgebrütet, die ihnen nicht nur wenig nützt, sondern ihnen sogar schaden kann. In Lateinamerika müssen die meisten Abiturienten und Akademiker mit mehreren Jahren Arbeitslosigkeit rechnen. Und in Indien hat die Zahl der Arbeitslosen mit abgeschlossenem Studium oder höherer Schulbildung bereits die Millionengrenze überschritten.

Diese „gebildeten" Arbeitslosen sind die natürlichen Feinde der bestehenden Ordnung. Schon bei den Studenten-Unruhen in Europa war zu erkennen, daß sich Angehörige jener Fakultäten besonders radikal gebärdeten, denen unsere Gesellschaft die geringsten Aufstiegs-Chancen zu bieten hat. In der armen Welt kann das unmittelbar zu Gewalt führen. Denn die Arbeitslosen in den Slums der Großstädte warten nur darauf, geführt zu werden. In dem gebildeten Proletariat, das die Erziehungs-Systeme der unterentwickelten Länder ausstoßen, erwachsen den potentiellen Revolutions-Armeen potentielle Kommandeure.

Bereits die erste Druckwelle der Bevölkerungs-Explosion wird im nächsten Jahrzehnt die Schulhäuser der armen Welt wie Puppenstuben auseinanderplatzen lassen. Die unterentwickelten Länder werden deshalb für ihre Erziehungs-Systeme neue Formen und neue Inhalte finden müssen.

Den neuen Inhalt haben zahlreiche Erzieher erkannt und eine Reihe junger Staaten in neuen Erziehungs-Programmen bereits eingeplant: In der Grundschule sind Fächer wie Hygiene und Ernährung so wichtig wie das Abc; in der höheren Schule muß die Berufs-Ausbildung von Landwirten und Handwerkern Vorrang vor Poesie und Algebra genießen; in den Universitäten endlich werden die Regierungen den Strom ihrer Studenten rigoros, den Entwicklungs-Notwendigkeiten entsprechend, auf die verschiedenen Fakultäten zu verteilen haben.

Die Abc-Schützen von heute werden im 21. Jahrhundert arbeiten — mit einer verdoppelten Weltbevölkerung. Darauf haben wir sie zu präparieren. Die vordringliche Aufgabe ist nicht, einem Minimum an Menschen ein Maximum von Bildung zu bescheren, sondern einem Maximum an Menschen ein Minimum von Wissen zu vermitteln.

Um die neuen Massen zu erziehen, reichen der mündliche und der geschriebene Unterricht nicht mehr aus — durch Gespräch und Buch. Allein die Zahlen machen eine Revolution in der Erziehung notwendig. Und das neue Medium ist im 20. Jahrhundert zur Stelle wie Johann Gutenberg im 15. Jahrhundert: das Fernsehen.

Drei Eigenschaften machen das Fernsehen heute zum geeigneten Medium für die Erziehung von Massen:

▷ Es fesselt die Aufmerksamkeit der Schüler. Die Verbindung von Ton und Bild ist unschlagbar, wenn es darum geht, Vorgänge wiederzugeben — sei es das Keimen eines Weizenkorns, sei es der erste Schritt auf dem Mond.

▷ Es vermittelt Anschauungsmaterial in höchster Qualität, wie es ein

Bade-Klima im Badezimmer

Wohn-Klima im Wohnzimmer

Oma's Klima in Oma's Zimmer



Schlaf-Klima im Schlafzimmer

Kinder-Klima im Kinderzimmer

Komfortabler heizen geht nicht. Komfortabler sparen schon gar nicht.

Ihre Kinder haben's warm beim Spielen. Oma friert nicht beim Stricken. Sie schwitzen nicht beim Schlafen. Jeder fühlt sich wohl.



Und dieser Luxus paßt zu Ihrer Brieftasche, denn die Witte-Heizung spart, weil sie mit billigem Nachtstrom arbeitet. Und sie arbeitet komfortabel, weil sie Ihnen Arbeit und Ärger erspart. Und weil sie keinen Dreck macht.

Wie wäre eine Kellerbar statt eines Kohlenkellers?

Die Witte-Heizung braucht keinen Keller für Kohlen- und Ölvorräte. Kostspielige Mauerdurchbrüche und Rohrleitungen sind überflüssig. Einfach aufstellen und ans Stromnetz anschließen lassen.

Sie tut Ihrem Hausfrieden gut.

Sie stehen morgens gern nackt vor'm Rasierspiegel? Ihre Frau kocht den Frühstückskaffee am liebsten im Négligé? Ihre Schwiegermutter findet's unter 25 Grad „wiedermal eiskalt hier"?

An WITTE Heiztechnik GmbH & Co.
586 Iserlohn, Barbarossastr. 17
Ich möchte gern mehr über die Witte-Heizung wissen. Bitte gleich Spezialprospekt schicken.

- O Ich bin Althausbesitzer und möchte renovieren.
- O Ich bin Mieter und hab' die altmodische Heizung satt.
- O Ich baue demnächst und suche eine komfortable und sparsame Heizung.

12

Anschrift ....

Keiner braucht sich mehr vorschreiben zu lassen, wie warm für ihn „gemütlich warm" ist. Ein Wetterfühler an der Hauswand reagiert auf die kleinste Witterungsschwankung und sorgt dafür, daß jede Nacht genau so viel Wärme gespeichert wird, wie die Witte-Heizung in Ihrer Wohnung am nächsten Tag braucht; vollautomatisch und für keinen Pfennig zuviel. In der Wohnung paßt ein Raumthermostat auf, daß jeder es in seinem Zimmer immer haargenau so warm hat, wie er es gerade haben möchte.

Jhr Fachhändler hat die Lösung für Sie.

Er sagt Ihnen gern und unverbindlich, wie Sie mit einer Witte-Heizung sparen und wie angenehm Sie's damit haben. Wenn Sie uns in den nächsten Tagen den ausgefüllten Coupon schicken, bekommen Sie sofort einen Spezialprospekt über die Witte-Heizung.

Wärme zum Aussuchen

witte

ein Unternehmen der BABCOCK-Gruppe

Dorflehrer niemals zu bieten vermag.

▷ Es ermöglicht Rationalisierung. Die Anforderungen an die Klassenlehrer, die Aufsicht führen und Schularbeiten überwachen müssen, können drastisch zurückgeschraubt werden.

Fernseh-Unterricht wird heute bereits in Kolumbien, Niger, Nigeria, Singapur und Äthiopien erteilt. Programme für Erwachsenen- und Lehrer-Fortbildung gibt es in Peru und Algerien. Ein neues umfangreiches Projekt soll von der Weltbank an der Elfenbeinküste finanziert werden. Rückgrat der schulischen Erziehung ist das Fernsehen aber allein auf Amerikanisch-Samoa, der Inselgruppe zwischen Australien und Südamerika.



Fernseh-Unterricht in Afrika: Auf sechs Kanälen zur Hochschulreife

Mit untergeschlagenen Beinen hocken die sanftbraunen Kinder dort auf Bastmatten hinter kniehohen Pulten am Boden. Der alte Dorflehrer steht — den samoanischen Rock um die Hüften gewickelt, die Arme verschränkt — am Fenster. Seine Schüler starren wie gebannt an ihm vorbei auf einen Apparat an der Stirnwand der Klasse: Schul-TV.

Die erste Unterrichtsstunde dieses Morgens, Englisch, ist angebrochen, und es beginnt, was die zivilisierte Welt nicht mehr kennt, seit die Kasperle im Kasperle-Theater nicht mehr fragen: „Seid ihr alle da?“ und die Zuschauer mit glühenden Backen rufen: „Ja!“. Es beginnt ein Gespräch zwischen Kindern und Kasten.

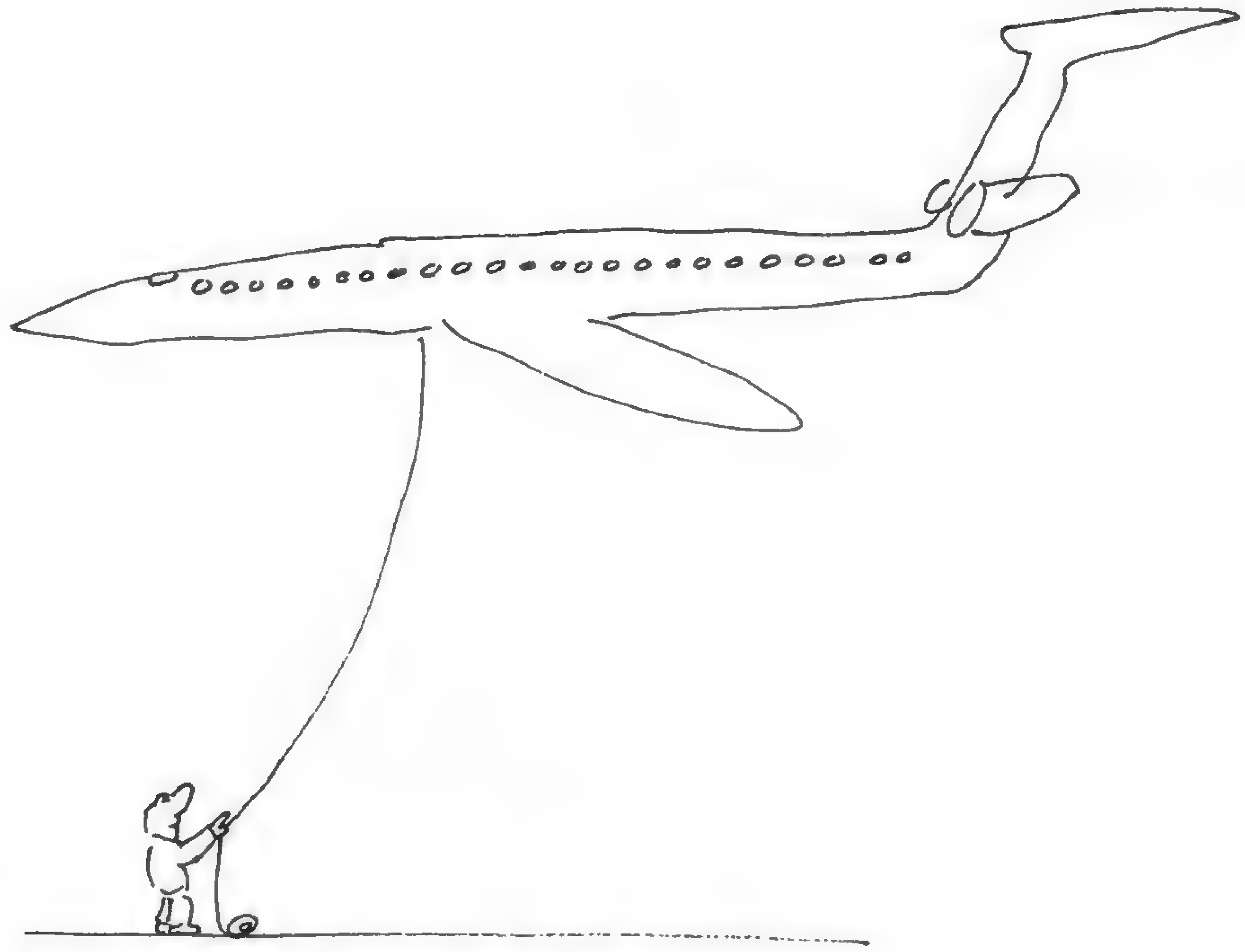
„Good morning“, sagt Mrs. Applewhite auf der Mattscheibe. „Good morning“, quietscht die Klasse. Mrs. Applewhite lächelt, daß ihre Jacket-Kronen blitzen. Schon hat sie ein Glas Milch zur Hand: „Dies ist Milch. Was ist das?“ Doch kaum hat der Chor geantwortet, schüttelt Mrs. Applewhite betrübt die ondulierten grauen Locken: „Tst, tst, nein, nein. Nicht: ‚Eine Milch‘, sondern ‚Milch‘. Noch einmal: Was ist das?“ Mrs. Applewhite mag aussehen wie eine Tochter der amerikanischen Revolution, aber sie hat die Kraft, vorauszuahnen wie Pythia. Ohne sie zu hören, hatte sie die Fehler ihrer Zuschauer richtig antizipiert. Tatsächlich hatten einige Schüler auf die erste Frage geantwortet: „Das ist *eine* Milch.“ Nun, beim zweiten Mal, klappt es wie bei einer preußischen Vereidigung.

8000 Schüler in 28 Schulen auf fünf Samoa-Inseln trinken so an diesem Morgen vom Brunnen der Weisheit. 25 Lehrer und 125 Hilfskräfte produzieren in vier TV-Studios von Pago Pago das Wochenprogramm: 200 Lektionen von etwa je 20 Minuten, die auf sechs verschiedenen Kanälen (für die verschiedenen Klassen) ausgestrahlt werden.

Der von der amerikanischen Regierung vor fünf Jahren auf Samoa gestartete Versuch einer umfassenden TV-Erziehung kann als geglückt gelten. Die Fernseh-Schüler werden reif für jedes US-College, aber auch fit für das Leben in der Südsee.

Der Neuseeländer George Pittmann führte einen Vergleichs-Test durch zwischen Schülern des fünften und sechsten Schuljahres in den TV-Schulen Samoas und Gleichaltrigen auf der einzigen Insel, die das Programm nicht empfangen kann. Die Fernseh-Schüler siegten mit 63,5 zu 33 Punkten.

Heikel scheint zunächst lediglich die Kostenfrage. Ein TV-Schüler in Samoa kostet im Jahr fast soviel wie ein Normal-Schüler in den USA: 470 Dollar (gegenüber 500 Dollar). Die Kosten schrumpfen jedoch auf einen Bruchteil, wenn das gleiche Programm nicht für 8000, sondern für 80 000 oder gar



Tag für Tag holen wir diese Vögel wieder runter.

Unser Anteil an unzähligen sicheren Landungen ist groß.
Denn wir entwickeln und bauen Instrument-Landesysteme
und Geräte für die Flugnavigation.
(SEL-Flugleitsysteme sind auf allen deutschen und auf vielen
internationalen Flughäfen im Einsatz.)
Wir arbeiten für die ganze Nachrichtentechnik:
Fernsprechtechnik, Eisenbahnsignaltechnik, Funkanlagen und Weitverkehrseinrichtungen,
Fördersysteme und Postautomation,
Fernschreib- und Datentechnik, Informatiksysteme,
Navigation und Raumfahrttechnik,
Kabel und Leitungen, Bauelemente, Rundfunk-, Fernseh- und Phonogeräte.

Standard Elektrik Lorenz AG
7 Stuttgart-Zuffenhausen, Hellmuth-Hirth-Straße 42, Telefon** (0711) 8211, Telex 722861

Im weltweiten ITT Firmenverband

SEL

Wenn Sie beim Kauf Ihres Elektroherdes nur auf Äußerlichkeiten achten, dann haben Sie beim Neff Commander Glück gehabt.

Die meisten Hausfrauen haben für Technik wenig Verständnis. Sie achten beim Elektroherd mehr auf Äußerlichkeiten.

Dafür haben unsere Formgestalter Verständnis.



Das Email ist elektrostatisch aufgetragen, deshalb hochschlagfest.

Aber spätestens beim Kochen, Backen, Braten, Grillen merken sie, daß es da noch ein paar andere Kleinigkeiten gibt, auf die es ankommt.

Dafür haben unsere Techniker Verständnis.

Zuerst dachten sie ans Email. Und an die häßlichen Beulen, die entstehen, wenn mal ein Deckel drauffällt.

Deshalb hat der Neff Commander hochschlagfestes Email.

Und sie dachten auch an einen Brat- und Backofen. Im Container Format. An eine Grilleinrichtung. Komplett mit Antriebsmotor für Grillspieß mit Schaschlikeinrichtung.



Back- und Bratofen im Container Format. Da paßt ein ganzer Puter rein.



Garantiert bis ins Detail geprüft. Weltspitzenklasse.

Alles eingebaut.

An ein großes Sichtfenster. (Keinen Sehschlitz.) Und an eine Backraumbeleuchtung. Damit dieses Back-, Brat- oder Grillgut beleuchtet und rundherum zu sehen ist.

Wie Sie sehen, dachten wir an eine Menge Kleinigkeiten, die Sie auf den ersten Blick nicht sehen. Darauf sollten Sie achten, wenn Sie einen Elektroherd kaufen. Sonst könnten Sie selbst bei einem gutaussehenden Herd auch mal Pech haben.

NEFF im Haus - der Zeit voraus



In den angrenzenden Ländern liefern folgende Firmen NEFF-Geräte und gewährleisten NEFF-Kundendienst:
S.A.C.E., Lombaardstraße 16, Antwerpen/Belgien.
C.J. van den Broek Haarlem, Technische Handelsonderneming N.V., Cruquisweg 25, Heemstede/Holland.
Ducal S.e.n.c., Luxembourg, 21 Route de Thionville.
Carl Neff, Gesellschaft m.b.H., Wien V/Österreich, Ramperstorffergasse 8-12.
Neff-Export AG., Zug 1/Schweiz, Postfach 176



Studenten in Afrika
Für die Welt der Armen ...

für 80 Millionen produziert und ausgestrahlt werden kann.

Der Aufbau eines Netzes für TV-Unterricht in Indien (mit Batterie-Geräten, weil fast neun von zehn Dörfern keinen Strom haben) würde schätzungsweise eine Milliarde Dollar verschlingen. Viel Geld? Die Bundesrepublik allein gibt alle Jahre wieder fünfmal soviel für ihre schirmende Wehr aus. Billiger kann sich die Welt das Überleben gewiß nicht mehr erkaufen. „Menschliche Geschichte", schrieb H. G. Wells seherisch, „wird mehr und mehr zum Rennen zwischen Erziehung und Katastrophe." Denn von dem Bildungsgrad der Massen wird es mit abhängen, ob die Menschen der unterentwickelten Welt eines Tages zur Geburten-Kontrolle bereit sein werden oder nicht.

Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sévigné, schrieb in ihrem siebzigjährigen Leben (1626 bis 1696) über 1500 Briefe. Alle zeichneten sich durch Eleganz und Schärfe aus. Niemals aber war Marie offener und witziger als in der Korrespondenz mit ihrer Tochter. In einem dieser Schreiben beklagte sie sich bitter über die zu jener Zeit in Paris aufgekommenen Verhütungs-Mittel für Männer. Die Kondome erschienen ihr wie „eine Rüstung gegen das Vergnügen und ein Spinnen-Netz gegen die Gefahr".

Der Ärger der Marquise war so alt wie die menschliche Zivilisation. Schon in einer vor 4000 Jahre bemalten Papyrus-Rolle wurde den Damen des frühen Ägypten als Sperre ein Pfropfen aus Krokodil-Losung anempfohlen. Zu anderen Zeiten, an anderen Orten wurden Tang oder Feigen, Bienenwachs oder ein Schwamm für das geeignete Material gehalten; Casanova de Seingalt erwähnt im 18. Jahrhundert auch eine halbe Zitrone.

Im Griechenland und Rom der Antike sollten Amulette aus dem Schoß einer Löwin vor unerwünschten Folgen bewahren; im Europa des Mittelalters diente das Herz eines Salamanders dem gleichen Zweck. Honig, in dem tote Bienen steckten, schluckten die Frauen Japans; in Nordafrika tranken sie Wasser, mit dem Leichen gewaschen worden waren, oder aßen Schaum vom Maul eines Kamels. 1564 wurden erstmals Kondome für Männer aus Leder und Leinen erwähnt. In der islamischen Welt kamen Spülungen mit Pfeffer auf. Und ein griechischer Arzt riet vor 1900 Jahren dem schwächeren Geschlecht, während des männlichen Orgasmus die Luft anzuhalten und anschließend zu niesen.

Alle diese Rezepte garantierten jedoch keinen Genuß ohne Reue. Auch sie bildeten allenfalls „eine Rüstung gegen das Vergnügen". Alle diese Rezepte zielten freilich auch nur auf private Sorglosigkeit ab. Sie dienten nicht dazu, einen generellen Geburten-Rückgang herbeizuführen. Denn Jahrtausende hindurch vermehrte sich die Weltbevölkerung so langsam, daß



... eine Elite ohne Chancen: **Studentendemonstration in Afrika**

Der Echte Polar-Tee

Den erkennen Sie mit verbundenen Augen. Am reinen Duft und am kräftig-feinen Rum-Geschmack. Weil POLAR PURE *Red Label* echter Übersee-Rum ist. Und das schmeckt man eben. Da stecken nämlich hundert Jahre Rum-Erfahrung drin.
Für die Feinschmecker unter den Rum-Kennern und für die Freunde nobler Geschenke haben wir POLAR PURE *Gold Label* 42 Vol.%. Echter Übersee-Rum der Luxusklasse. Der ist natürlich etwas teurer. Wenn Sie ihn probieren, wissen Sie warum.
In allen guten Geschäften gibt es POLAR natürlich auch als duftigen Jamaika-Rum-Verschnitt.



POLAR PURE
Red Label
Echter Übersee-Rum

die Drohung einer Übervölkerung undenkbar erschien.

Doch heute ist die Bedrohung der Menschheit durch sich selbst unmittelbar: In nur 37 Jahren wird sich ihre Verdoppelung vollziehen, und in 650 Jahren wird ein Mensch auf jedem Quadratfuß Erde stehen — falls wir nichts tun.

Alle Anstrengungen, den Frieden zu wahren und die Menschen zu sättigen, Wohlstand in die arme Welt zu tragen und ihre Kinder zu bilden, drohen begraben zu werden unter einer Lawine menschlicher Leiber.

Bis zum vorigen Jahrhundert starb die Hälfte aller Menschen, bevor sie erwachsen waren. Durchbrüche der Medizin setzten die Lebenserwartung jäh herauf und die Kinder-Sterblichkeit herab.

Im vergangenen Jahrhundert schwoll beispielsweise Rußlands Bevölkerung von 37 auf 115 Millionen an. In diesem Jahrhundert wächst die farbige Welt noch ungleich schneller. 1950 betrug die Lebenserwartung in Indien 32 Jahre, heute 51 Jahre. 1945 starben in Ceylon von 1000 Menschen 22, letztes Jahr nur noch acht.

Und sobald Medizin und Hygiene in der farbigen Welt die Lebenserwartung weiter verlängern, muß die Menschheit noch schneller wachsen, das Mißverhältnis zwischen Geburt und Tod noch größer werden. Schon heute sterben jeden Tag, jeden Monat, jedes Jahr nicht einmal halb so viele Menschen auf der Welt, wie in dem gleichen Zeitraum geboren werden.

Was tun, um das verlorene Gleichgewicht wiederzufinden?

Da keine Zeit bleibt, auf den wirtschaftlichen Wohlstand zu warten, der automatisch einen Geburten-Rückgang bringt, müssen wir die Entwicklung künstlich beschleunigen. Das Mittel, das reiche und arme Welt dafür bisher gefunden haben, heißt: „Familien-Planung". Durch Aufklärung und medizinische Hilfeleistung versuchen Regierungen der unterentwickelten Länder, ihre Einwohner zu einer Senkung der Geburten-Rate anzuhalten.

Aber: Bisher haben Völker noch nie Kinder gezeugt oder nicht gezeugt, wenn ihre Regierungen es befahlen. Kein einziges europäisches Land hat je seine Geburten-Rate gesenkt, weil die Regierung es so wollte.

Die ersten Geburten-Rückgänge in Europa in den letzten zwei Jahrhunderten gab es in zwei stockkatholischen Ländern, gegen die Wünsche von Kabinett und Kirche: in Frankreich und in Irland.

Japan hat nach Weltkrieg II das Wunder vollbracht, seine Geburten-Rate zu halbieren. 1947 entfielen auf 1000 Japaner 34,3 Geburten im Jahr; 1956 waren es nur noch 17,2. Das ist der rapideste Abstieg einer Geburten-Quote in der Geschichte.

Aber zu Unrecht wird diese Entwicklung oft als Erfolg einer staatlich gelenkten Geburten-Beschränkung gepriesen. Tatsächlich befahl nicht die Regierung; die Eltern selbst wünschten — in einer Industrienation — weniger Kinder. Unter dem wirtschaftlichen Druck der Nachkriegszeit erreichten sie ihr Ziel auf die barbarischste und weitestverbreitete Methode der Geburten-Beschränkung: durch Abtreibung. 1955 wurde die Zahl der Abtreibungen in Japan auf 1,2 Millionen geschätzt.



Verhütungs-Beratung in Chile
„Sie sollen eine Pille schlucken ...

Die Situation in drei unterentwickelten Ländern Asiens — Pakistan, Indien und China — ist heute dagegen verzweifelt.

Pakistans Ajub Khan war als Mann und Staatsmann für seine Unverblümtheit gefürchtet. Anschaulich formulierte er gegenüber Präsident Kennedy seine Wünsche, die Fruchtbarkeit der Schönen seines Landes einzudämmen: „Wir möchten, daß sie eine Pille schlucken. Dann puff — und das wär's."

Doch die Pille, die der Westen zu bieten hat, nutzt Pakistan sowenig wie allen unterentwickelten Ländern. Abgesehen davon, daß die meisten Regierungen den Nebenwirkungen der Pille mißtrauen, ist sie zu kompliziert: Frauen mischen sie ihren Männern in die Suppe, essen alle auf einmal oder vergessen, sie zur rechten Zeit einzunehmen.

In Pakistan, wie im Rest der armen Welt, sind daher die wichtigsten Waffen der Familien-Planung Abtreibung und Sterilisation, Kondome und Gebärmutter-Einlagen in Form von Stiften, Ringen oder Schleifen.

Der Pakistani, der sich sterilisieren läßt, erhält 25 Mark Belohnung; der Verkäufer eines Kondoms darf die Hälfte des Preises einstreichen; und eine Hebamme, die eine Frau mit einer Spirale versorgt, bekommt 2,50 Mark.

Rund 50 Millionen Mark gibt die Regierung im Jahr für Familien-Planung aus. Aber ein Rückgang der Geburten-Rate ist dennoch nicht zu erkennen. Das 45-Millionen-Volk der Jahrhundertwende ist heute 134 Millionen stark. Seine Zuwachs-Rate beträgt 3,3 Prozent. Es muß sich, somit, in 21 Jahren verdoppeln.

Indiens Zuwachs-Rate ist etwas geringer. Verdoppelungs-Zeit: 28 Jahre. Aber: Die Bevölkerungs-Zahl ist mehr als viermal so groß — 540 Millionen, zu denen sich alle vier Wochen eine neue Million gesellt.

Aberglaube und Gerüchte erschweren jede Familien-Planung. Ein Pessar, so wurde gewispert, werde durchs Blut ins Gehirn geschwemmt, gebe dem Mann einen Schock, klemme ihn ein.

Über 213 Millionen Mark wendet die Regierung jährlich für Familien-Planung auf. Insgesamt wurden in den letzten fünf Jahren für jeweils 20 Mark Belohnung fast sechs Millionen Inder sterilisiert, über drei Millionen Spiralen eingepaßt und 50 Millionen Kondome ausgegeben. Und dennoch erreicht die Familien-Planung mit ihren 26 000 Zweigstellen höchstens ein Viertel der Bevölkerung. Einstweilen



... dann puff, und das wär's": **Familienplanungs-Propaganda in Pakistan**

Lieber den Sp
- und die T
Den Nummer-Sicher-Spatz u

Profit oder Sicherheit?

Jeder Geldanleger, der auf der Suche nach der optimalen Investition ist, kennt dieses Dilemma: Auf der einen Seite verspricht man ihm grundsolide, verbriefte Sicherheit – aber die Zinsen sind so dürftig, daß sie kaum den Geldwertschwund wettmachen. Auf der anderen Seite werden ihm Erträge in Aussicht gestellt, die jedes Herz unter der Brieftasche höher schlagen lassen; dafür sind dann die Sicherheiten entsprechend mager, und sein Geld ist von den Kurssprüngen der Börse und dem Wechselfieber der Konjunktur abhängig. Also was tun?

Seit dem 15. Oktober gibt es eine Möglichkeit, auf Nummer Sicher zu gehen und trotzdem anständige Gewinne einzustreichen:

AMPRO - Profit plus Sicherheit.

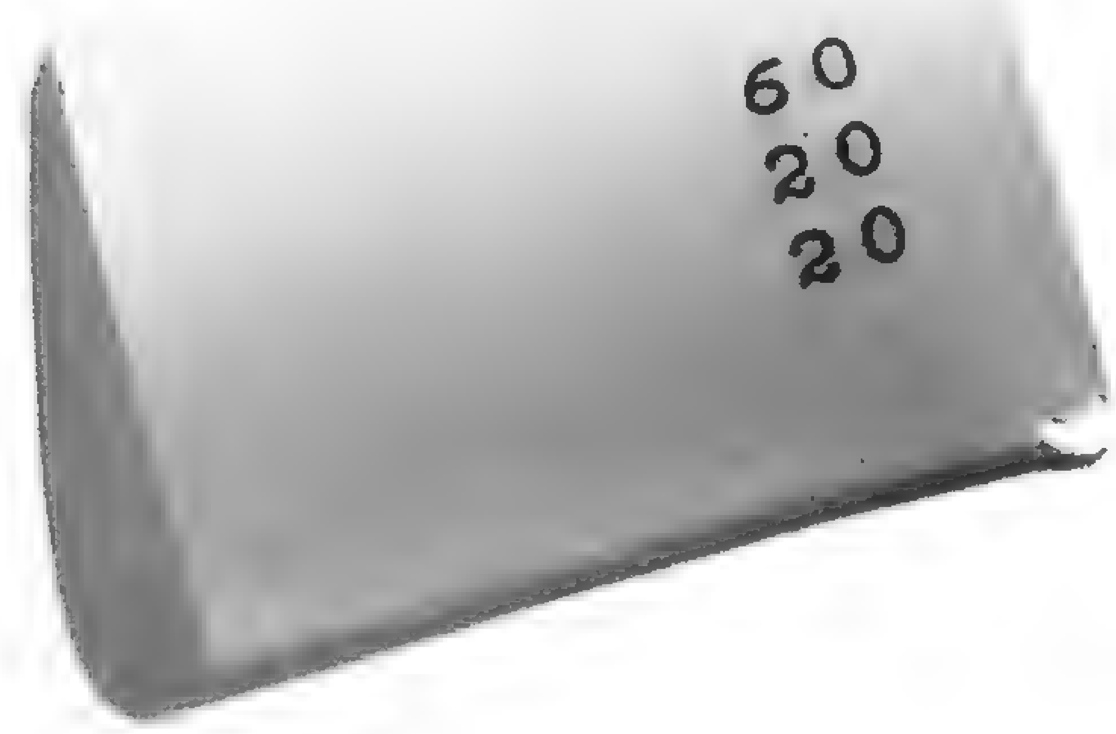
AMPRO, das ist der American Properties & Investment Fund N.V. Der AMPRO Fonds ist so etwas wie der »goldene Mittelweg« des Investments. Seine Konzeption ist so einfach wie bestechend: man nehme diejenige Branche, in der die Anlagewerte am weitaus sichersten und stabilsten sind, und suche sich dann, mit einer überlegenen Anlagetechnik, die absolut lukrativsten Rosinen dieser Branche heraus:



Drei Gründe, warum AMPRO so besonders sicher und zugleich besonders profitabel ist:

1. AMPRO investiert in Immobilien, das heißt in Gebäude, die umso wertvoller werden, je knapper das Bauland wird. Und Bauland wird nun einmal notgedrungen knapper! Aus diesem Grund ist AMPRO sicher vor Inflation, Geldwertschwund und Konjunkturrückgängen.

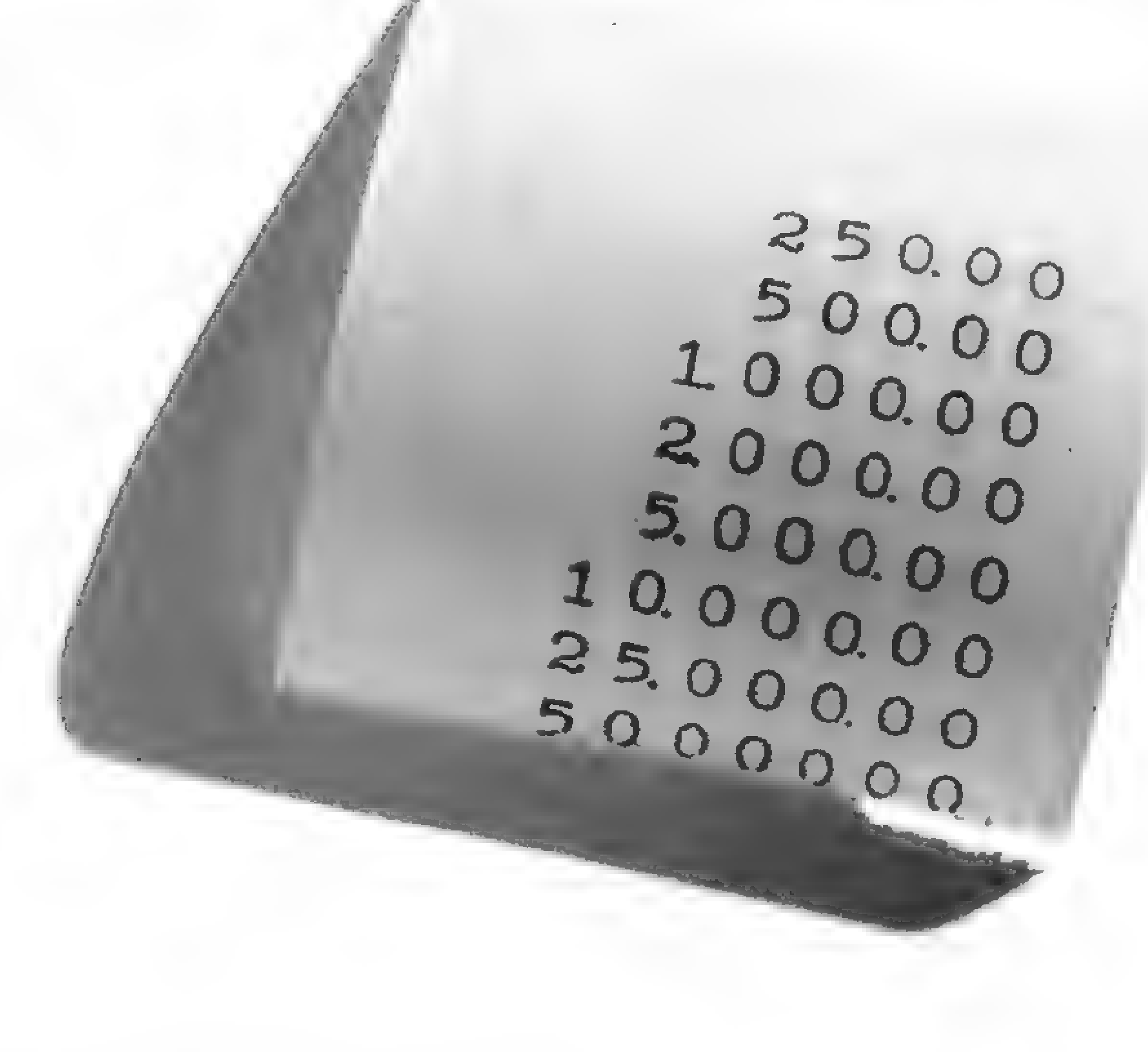
Aber: AMPRO investiert dort, wo Bauland am schnellsten knapper und Gebäude am schnellsten wertvoller werden: in den Vereinigten Staaten. Und dort wieder nur in die gewinnbringendsten Rosinen des Immobilienkuchens: Geschäftshäuser mit besonders interessanten Mietverträgen; Shopping-Zentren mit Umsatzbeteiligung; Appartementhäuser mit hohen Quadratmeter-Einnahmen.



2. AMPRO legt 60% seines Vermögens in solchen Immobilien an. 40% sind Liquidität. Daher ist AMPRO sicher vor Überraschungen.

Aber: 20 von diesen 40% sind äußerst lukrative kurzfristige Baufinanzierungen, die zudem Optionen auf günstige Gebäude-Käufe beinhalten. Und auch die restlichen 20% werden so geschickt gehandhabt, daß sie zugleich flüssig bleiben und – zu Tageshöchstsätzen – Erträge bringen.

3. AMPRO bedient sich bei seinen Immobiliengeschäften 100%iger Tochtergesellschaften. Daher ist der Fonds, wenn in einem Einzelfall ein Objekt von einem Unglück (sagen wir, einem Erdbeben) betroffen wird, »aus dem Schneider«.



ıtz in der Hand
aube auch.
nd die Maximal-Profit-Taube.

Aber: gleichzeitig zieht AMPRO aus diesen »Familienbildungen« finanzielle Vorteile. Und das bedeutet einmal mehr: Profit. Und zwar Profit in Form einer außergewöhnlichen hohen Wachstumsrate: schätzungsweise 15% jährlich!

Die beste Garantie: der AMPRO-»Braintrust«

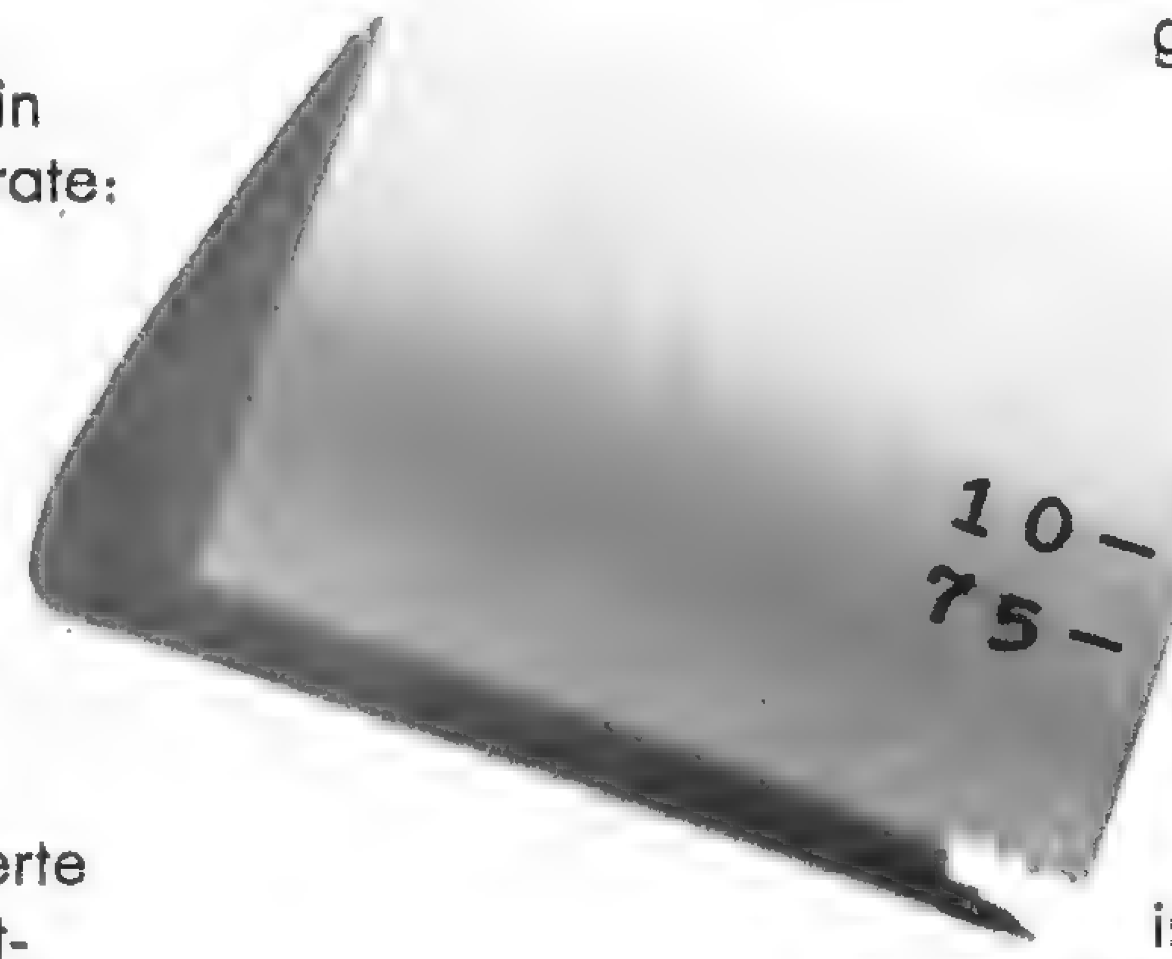
An der AMPRO-Spitze stehen welt-renommierte Spezialisten nicht nur der Finanz- und Bankseite, sondern auch des Branchen-, sprich des Immobiliensektors. Alles Leute, die schon Hunderte von Millionen Dollars und ganze Siedlungen verantwortlich und erfolgreich betreut haben. Dem kombinierten Know-How dieses »Braintrusts« ist das AMPRO-Konzept der »profitablen Sicherheit« zu verdanken. Diese Leute garantieren dafür, daß das Geld des AMPRO-Anteilinhabers zugleich extrem sicher und gewinnbringend angelegt wird.



Das öffentliche 25-Millionen-Dollar-Vorzugs-Angebot.

Mit Wirkung vom 15. Oktober 1969 sind AMPRO-Anteile in Höhe von 25 Millionen Dollar zur Zeichnung freigegeben. Eine ganze Reihe deutscher Banken wird als Zahlstellen fungieren. Der letzte Termin ist der 15. Januar 1970. Bis zu diesem Stichtag kann jedermann, ab jeweils 250 Dollar und solange Anteile zur Verfügung stehen, AMPRO-Vorzugs-Anleger werden.

Weil AMPRO ohne Zwischenschaltung eines Ausgabe-Konsortiums direkt an den Vorzugs-Anleger verkauft, kann dieser eine stattliche Zahl von Sonderprivilegien in Anspruch nehmen:



1. zahlt er nur 90% der Verkaufsgebühren – und sogar nur 25%, wenn er, um AMPRO-Anteile zu erwerben, andere Beteiligungen flüssig macht.

2. kann er, durch eine Absichtserklärung, auch für alle weiteren Einlagen innerhalb der nächsten 13 Monate eine 10%ige Ermäßigung garantiert erhalten.

3. kann er nach einer 6-monatigen Frist seine Anlage jederzeit voll auflösen; dafür werden keinerlei Rücknahmegebühren erhoben.

4. kann er nach dieser Frist, wenn er nur bis zu 90% seiner Anlage auflöst, das Liquidierte innerhalb der folgenden 12 Monate jederzeit gebührenfrei und zum jeweils gültigen Rücknahmekurs wieder aufstocken.

Wohlgemerkt: dies gilt nur für Vorzugs-Anleger, die bis zum 15.1.1970 AMPRO-Anteilinhaber geworden sind. Um in den Genuß einer raschen Zeichnungs-Möglichkeit zu kommen, wird interessierten Anlegern deshalb empfohlen, den untenstehenden Coupon zu benützen. Damit können Sie entweder weitere Unterlagen oder aber gleich den Besuch eines AMPRO-Finanzberaters anfordern.

P.S. Das Konzept des AMPRO-Fonds ist vollinhaltlich auf das am 1.11. wirksam werdende Investment-Fonds-Gesetz zugeschnitten. AMPRO wird sich, wie im Gesetz vorgesehen, registrieren lassen.

☐ Ich bitte um Zusendung weiterer, ausführlicher Unterlagen über den AMPRO-Fonds und sein Vorzugs-Angebot.

☐ Ich bitte um den Besuch eines Finanzberaters. Er erreicht mich für gewöhnlich zwischen ______ und ______ Uhr/er möchte telefonisch, unter der Nummer ____________ einen Termin mit mir vereinbaren.

AMICO

An: AMPRO-Fund
Vertriebsgesellschaft mbH
6 Frankfurt/Main, Untermainkai 19
Telefon:
(0611) 253555, 253393, 253493

Ihrer Frau kaufen Sie Schuhe und Täschchen, Kleider und Schmuck, Puder und Farben. Damit sie schön ist - für Sie. Aber jetzt sind Sie dran: Jetzt schmücken Sie sich für Ihre Frau. Mit einer Alpi-Krawatte.



Lassen Sie den Frauen ihre Puderdöschen, die Farben und Lacke. Ein Mann kann sich auch schmücken, kann modisch und dezent, kurz: richtig angezogen sein. Mit der modisch richtigen Krawatte: einer Alpi-Krawatte. Alpi-Krawatten kauft man. Und läßt man sich schenken. Von Bewunderinnen. Freundinnen. Frauen. Und Töchtern. Der Tag zum Kaufen und Schenken? Ist heute und morgen und übermorgen. Immer.

alpi
ARSEDA® aus
dralon®

Alpi Arseda –
Luxuskrawatte mit Seidengriff

Krawatte ist nicht Krawatte. Treiben Sie's beim Krawattenkauf unbedingt auf die Spitze: Schauen Sie der Krawatte auf die Spitze. Da muß nämlich das goldene Alpi-Wappen hängen. Das garantiert Ihnen nicht nur exclusive Alpi-Qualität. Es steht auch für Ihren Geschmack. Und den der lieben Schenkenden.

wird es dabei bleiben: Jede Stunde gibt es 1500 Inder mehr auf Erden.

Von unfreiwilliger Symbolkraft ist unter solchen Umständen der lebenslängliche Propaganda-Marsch für die Familien-Planung, zu dem ein junges Elefanten-Weibchen mit menschlicher Besatzung aufgebrochen ist. Auf der Stirn trägt es ein rotes Dreieck, „Lal Tikon", das Wahrzeichen der indischen Familien-Planung. An den Seiten künden Spruchbänder: „Mein Name ist Lal Tikon. Mein Job ist, Glück zu bringen. — Zwei oder drei Kinder ... und damit Schluß. Jedes Kind erst nach drei Jahren." Das Glück wird vom Rüssel verteilt: Aufklärungs-Broschüren und Kondome zum Regierungspreis von drei Pfennig. Jeden Tag marschiert Lal Tikon durch fünf Dörfer.

Sie hat noch gut 65 Jahre zu leben. Und doch wird sie bis zu ihrem Tod noch nicht einmal ein Viertel der indischen Dörfer besucht haben können.



Indischer Familienplanungs-Elefant „Lal Tikon": „Mein Job ist, Glück zu bringen"

China erspart einem den Ärger mit manipulierten Statistiken: Es gibt überhaupt keine. Sicher ist nur, daß das Reich der Mitte mehr Einwohner hat als Indien und Pakistan zusammen — weit über 700 Millionen. Seit dem Jahr, in dem Konrad Adenauer Kanzler wurde, hat China um mehr Menschen zugenommen, als die Vereinigten Staaten insgesamt Einwohner haben (202 Millionen).

In den ersten Jahren nach der kommunistischen Machtergreifung 1949 war jede Geburten-Beschränkung verpönt. Die Einfuhr von Verhütungsmitteln wurde verboten.

Der Schock einer Volkszählung, Mißernten und Hungersnöte ließen Mao — Mitte der fünfziger Jahre — das Steuer herumwerfen. In Fabriken, Wohnungen und Straßen warb die Partei mit Vorträgen, Filmen und Plakaten für Geburtenkontrolle.

Im Nationalen Volks-Kongreß verkündete 1956 ein Abgeordneter das chinesische Volks-Rezept für Verhütung: „Frische Kaulquappen, die im Frühling ausgeschlüpft sind, müssen gut in kaltem Wasser abgewaschen und drei oder vier Tage nach der Menstruation ganz heruntergeschluckt werden. Wenn eine Frau 14 lebende Kaulquappen am ersten Tag und zehn weitere am Tag darauf zu sich nimmt, wird sie fünf Jahre lang kein Kind empfangen ... Das Rezept ist gut, weil es erfolgreich, sicher und billig ist. Sein Nachteil liegt darin, daß es nur im Frühling verwandt werden kann."

Madame Li Te-tschuan, damals Gesundheitsminister, verriet in einem Interview die Herkunft der Wunderwaffe: „Wir wußten nichts von diesem oralen Verhütungsmittel, bis wir einige reformierte Prostituierte aus Schanghai befragten. Sie erzählten uns, wie sie es schafften, keine Babys zu bekommen."

Die Geschäftsgeheimnisse aus Schanghai erwiesen sich als Bluff. Doch noch ehe der Westen herausgefunden hatte, daß Kaulquappen keine Wirkung auf die menschliche Fruchtbarkeit haben, waren in China selbst alle Verhütungs-Mittel wieder aus den Schaufenstern der staatlichen Apotheken verschwunden: Nach der glorreichen Ernte von 1958 setzte China zum „Großen Sprung nach vorn" an. Vier Jahre dauerte das Spring-Derby. Neue Hungersnöte zogen durchs Land. Und 1962 drehte sich Mao wieder: Ein neuer Feldzug gegen den Kinder-Reichtum begann.

Diesmal wurde Maos Sorge um Babys und Mütter in den Vordergrund geschoben. Aus Gesundheitsgründen wurde die Jugend angewiesen, nicht zu früh zu heiraten. Jungen Müttern drohe Gebärmutter-Krebs, jungen

Männern bei ausschweifendem Leben Impotenz.

Heute, eine Kulturrevolution später, ist auch diese Kampagne verebbt. Doch alle wesentlichen Bestandteile einer Politik der Familien-Planung sind geblieben. Abtreibung und Sterilisierung sind erlaubt, Verhütungs-Mittel zu kaufen.

Aber selbst die optimistischsten Schätzungen der Uno laufen darauf hinaus, daß China jedes Jahr um 10 bis 13 Millionen zunimmt, genug für einen Übervölkerungs-Krieg gegen die Sowjet-Union.

Demograph Robert C. Cook zog das Fazit: „Menschen hören nicht auf, Kinder zu gebären, weil Kabinette es wünschen. Menschen hören nur auf, Kinder zu gebären, wenn sie selbst keine mehr wollen."

Der Zeitpunkt ist genau definierbar, wann sich bei dem einzelnen von sich aus der Gedanke zur Tat verdichten muß: sobald sein Wunsch nach verminderter Kinderzahl durch Umwelteinflüsse stärker geworden ist als sein Widerwille gegen die damit verbundenen Umstände.

Diese Voraussetzungen müssen geschaffen werden. Das Eigeninteresse der Eltern an weniger Geburten muß erhöht, die Widrigkeiten der Verhütungsmaßnahmen müssen vermindert werden. Je mehr das gelingt, desto weiter ist der Zeitpunkt vorverlegt, an dem nicht die Regierungen, sondern die Menschen selbst die Senkung der Geburtenrate betreiben werden.

Daß es überhaupt möglich war, innerhalb eines Jahrzehnts in der verschleierten Welt des Islam Millionen von Gebärmutter-Einlagen einzusetzen und in katholischen Ländern Kliniken zur Schwangerschaftsverhinderung zu unterhalten, liefert den Beweis, daß ein Teil der Menschen der armen Welt schon heute bereit ist, diesen Weg über alle Barrieren moralischer Tabus, religiöser Verbote und traditioneller Scham hinweg zu beschreiten.

Damit jedoch schrumpft das Problem auf eine wohlvertraute geschichtliche Größe zusammen: eine Minderheit in eine Mehrheit zu verwandeln.

Freilich: In der Galgenfrist, die uns die grüne Revolution für die Fütterung der Menschheit geschenkt hat, kann Familienplanung allein diese Aufgabe nicht bewältigen. Werden aber auch die Fortschritte der Ernährung, Entwicklung und Erziehung auf dieses Ziel konzentriert, ist es erreichbar.

Alle diese Faktoren können dazu beitragen, die erste notwendige Voraussetzung zur Senkung der Geburten-Rate zu schaffen: Erhöhung des Eigen-Interesses der Eltern an weniger Kindern.



Schutzimpfung in Afrika: Blindes Zutrauen zur Spritze

Da dieses Eigen-Interesse der Menschen unter den wirtschaftlichen Bedingungen der unterentwickelten Länder jedoch auf unabsehbare Zeit allein nicht zwingend wirken wird, kann sich ein Erfolg erst einstellen, wenn es gleichzeitig gelingt, auch die zweite Voraussetzung für einen Geburten-Rückgang herbeizuführen: Verminderung der Widrigkeiten bei der Verhütung.

Die Liste der Anforderungen an ein perfektes Verhütungs-Mittel ist lang. Es hat wirkungsvoll, sicher, billig und bequem zu sein; es soll das Vergnügen nicht beeinträchtigen und die Gesundheit nicht gefährden. Keine der bekannten Methoden, keines der bekannten Mittel erfüllt alle diese Bedingungen.

Wieder scheinen so alle Anstrengungen zum Scheitern verurteilt. Doch wieder schimmert Hoffnung aus den Laboratorien der Forschung:

Die übliche Pille enthält einen hohen Prozentsatz weiblicher Östrogen-Hor-





Chilenin, Ärztin mit Verhütungsspirale: „Durch Geburtenkontrolle ...

mone. Seit 1964 laufen Versuche mit Tabletten und Injektionen zur Schwangerschaftsverhütung, die ohne Östrogen auf dem in der üblichen Pille ebenfalls vorhandenen, aber offensichtlich ungefährlicheren Progesteron basieren.

Dr. Sheldon Segal, Chef des biomedizinischen Forschungs-Teams vom amerikanischen „Population Council“ in der New Yorker Rockefeller-Universität, war mit allen diesen Forschungs-Ergebnissen wohlvertraut, als er eines Tages mit einem jungen Chemiker der Dow Corning Corporation zu Mittag aß. Sein Gast erwähnte beim Lunch eine besondere Eigenschaft eines Kunst-Gummis, Silastic genannt: Ein Silastic-Behälter läßt verschiedene in ihm bewahrte Substanzen sehr langsam und extrem gleichmäßig durch seine Wände nach außen dringen.

Dr. Sheldon Segal hatte eine Idee. Eine winzige Silastic-Kapsel, von der Größe einer abgebrochenen Bleistift-Spitze, gefüllt mit Progestin, unter die menschliche Haut gepflanzt, würde Stunde für Stunde, Tag für Tag, bis zu drei Jahren oder länger eine genau berechenbare Menge der schwangerschaftsverhütenden Substanz in den Blutkreislauf der Frau befördern können. Die auch beim Progestin auftretenden unangenehmen Nebenwirkungen — Kopfweh und unregelmäßige Blutungen — müßten nachlassen, weil es die bei Pille oder Injektion unvermeidliche hohe Progestin-Konzentration im Körper unmittelbar nach Einnahme oder Einspritzung nicht länger gäbe. Darüber hinaus kann das Verhütungsmittel jederzeit entfernt werden, wenn eine Frau wieder ein Kind empfangen möchte.

Alle bisherigen Versuche Dr. Sheldon Segals bestätigen seine Erwartungen. Mit einem Sechs-Millionen-Mark-Budget der Ford Foundation sind er und seine Mitarbeiter nun dabei, an über 100 Rhesus-Affen die letzte notwendige Frage zu prüfen: Wieviel Progestin muß täglich der Blutbahn zugeführt werden, um mit einem Minimum an Medikament ein Maximum an Verhütungs-Sicherheit zu erreichen? Vor drei Jahren werden die Arbeiten kaum abgeschlossen sein können.

Für die unterentwickelten Länder wird die Kapsel sich möglicherweise als so folgenschwer erweisen wie die Züchtungen der neuen Getreidesorten. Erstmals scheint ein Mittel in greifbare Nähe gerückt, mit dessen Hilfe die so schwer zu überwindende Schwelle der Verhütungs-Widrigkeiten so weit gesenkt werden kann, daß nahezu jeder sie zu überschreiten vermag, der auch nur den geringsten Wunsch nach weniger Kindern verspürt.

Die Masse im Elend hält wenig von Pillen, Salben, Pessaren und Kondo-



Futurologe Kahn*
... zwei Milliarden Menschen weniger“

* SPIEGEL-Titel 15/1967.



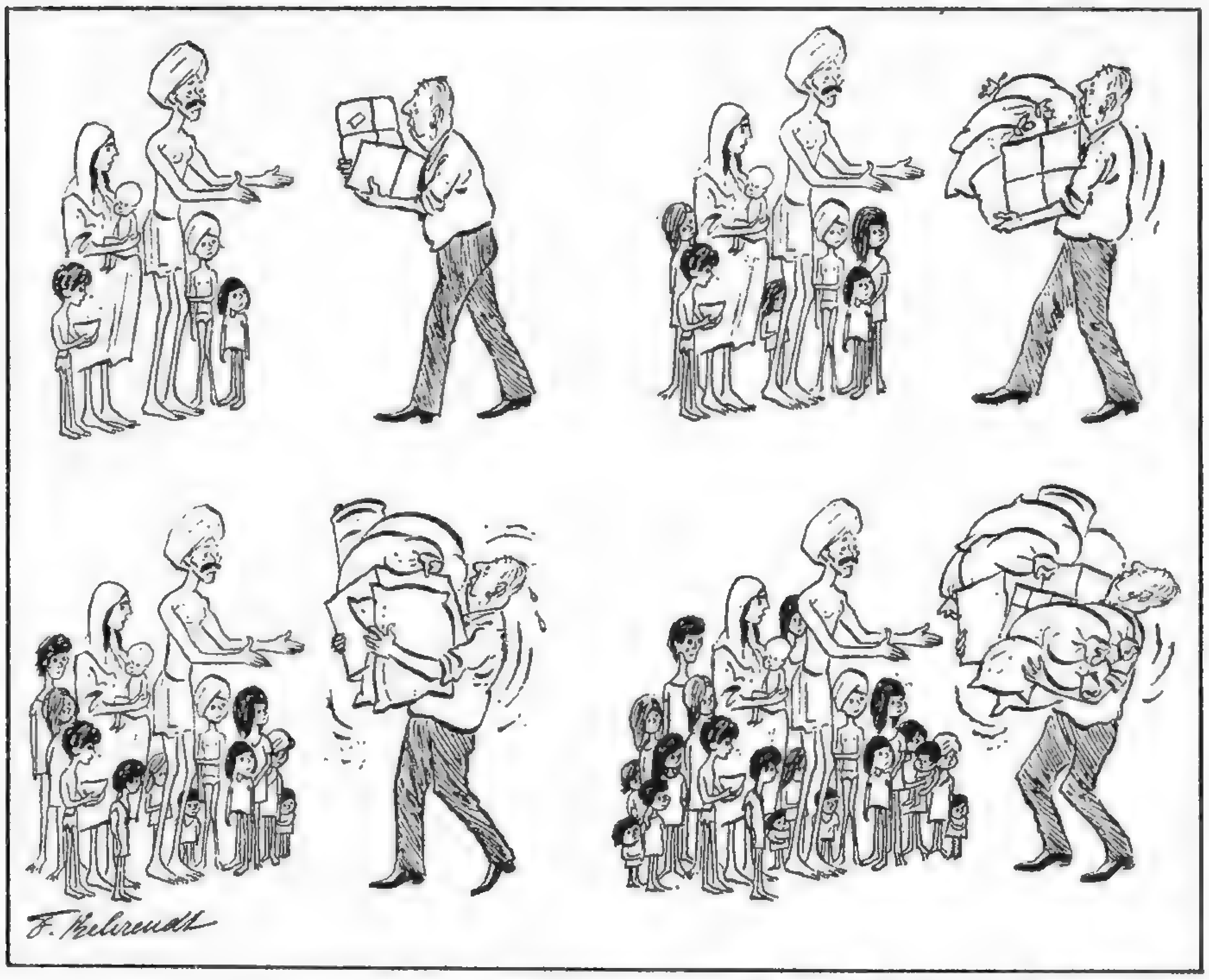
Echt Stonsdorfer
weltberühmter Gebirgskräuterlikör
Die Stonsdorferei
32 Vol.%
W. KOERNER & CO
HARKSHEIDE-STONSDORF
Echt Stonsdorfer
Seit 159 Jahren
aus der Stonsdorferei
Der urwüchsige Echte
aus dem Reich der Natur!
Echt Stonsdorfer schenkt Ihnen
den ganzen Reichtum der Natur.
Geniessen Sie seine
wohltuende Kraft!
Der berühmte Gebirgskräuterlikör
mit dem fruchtigen Geschmack der
Waldheidelbeere.

men. Aber sie hat blindes Zutrauen zu Spritzen und Impfungen. „Doktor, gib mir eine Spritze“, ist die immer wiederkehrende klägliche Bitte der Kranken an die Tropenärzte. Denn Spritzen und Impfungen waren es, die die hungernden Völker von den Geißeln des Typhus, des Gelbfiebers und anderer Seuchen befreite.

„Wir haben das Gefühl“, orakeln die Futurologen Herman Kahn und Anthony J. Wiener, „daß das Ausmaß der Anwendung von Geburten-Kontrolle zwischen 1980 und 2000 heute wesentlich unterschätzt wird und daß daher die Weltbevölkerung des Jahres 2000 beinahe sicher weniger als sieben Milliarden betragen dürfte, wie bisher allgemein angenommen wird. Vielleicht eine oder zwei Milliarden darunter.“

Raum für die mechanischen Verrichtungen von Zeugung, Geburt, Arbeit und Tod im Ameisenstaat. Ein Leben von Nummern in Schlangen auf überfüllten Plätzen ohne Demokratie und Privat-Eigentum. So taumelt die Welt einer Zukunft entgegen, in der Homosexuelle Nationalhelden und Kannibalen die einzigen Verbraucher ohne Lebensmittelkarten sein werden.

Der Überschuß an Menschen hat den Wert des einzelnen Menschen heute schon dezimiert. Der Wert des menschlichen Lebens, bisher Kern unserer Moral, ist durch die Inflation des menschlichen Lebens ins Bodenlose abgesackt. Uns allen droht eine neue Moral, die sich an einer so unbedeutenden Größe nicht länger orientieren wird.



Algemeen Handelsblad, Amsterdam

Die andere Eskalation

Um zu europäischen Zuwachsraten zu gelangen, müssen in den unterentwickelten Ländern jährlich etwa 50 Millionen Geburten verhindert werden. Keiner von uns kann hoffen, dem Steigen der menschlichen Springflut noch lange in einer komfortablen Beobachterrolle zuzuschauen. Heute umspült sie unsere Füße. Morgen schon droht übergroße menschliche Dichte, Kants „ungesellige Geselligkeit“, Wellen der Vernichtung um den Erdball rasen zu lassen.

„Ungeheuer ist viel“, heißt es in der „Antigone“ des Sophokles, „doch nichts ist ungeheurer als der Mensch.“ Und an Menschen wird kein Mangel sein. Wie die Lavaströme eines Vulkanausbruchs alles Leben unter sich begraben und der Nachwelt nur Versteinerungen überliefern, so verschütten die Menschenmassen der Bevölkerungsexplosion alles, was das Leben lebenswert macht, und gewähren nur noch

Wenn wir „Zukunft im Sinn“ (Talleyrand) haben, dann müssen wir danach trachten, den tödlichen Kreislauf von Elend, Geburtenüberschuß und Gewalt in den unterentwickelten Ländern so schnell wie möglich zu stoppen. Wir haben gesehen, was dazu nötig ist:

▷ Die arme Welt muß der Entwicklung ihrer Landwirtschaft Vorrang einräumen, die Arbeitslosen-Flut in öffentlichen Bauvorhaben kanalisieren, die Erziehungs-Systeme ihren Gesellschafts-Formen anpassen, die Familien-Planung intensivieren.

▷ Die reiche Welt muß Märkte für die Rohstoffe der unterentwickelten Länder schaffen, die Protein-Produktion und -Verteilung für sie übernehmen, ein wirksames Verhütungs-Mittel zur Verfügung stellen und mehr Entwicklungs-Hilfe zu verschärften Verwendungs-Bedingungen möglichst durch internationale Organisationen leisten.

Was wird uns die Sache kosten?

In dem Memorandum des sowjetischen Akademie-Mitglieds Andrej D. Sacharow über die Zukunft von Kommunismus, Kapitalismus und den Rest der Welt heißt es: „Nach Meinung des Verfassers muß den entwickelten Ländern über 15 Jahre eine Steuer auferlegt werden, die 20 Prozent ihres Bruttosozialprodukts entspricht.“ Das wäre das Doppelte von dem, was die reiche Welt zur Zeit für ihre Rüstung ausgibt. Eine absurde Traumzahl. Ein Bruchteil wird genügen.

Bereits in den fünfziger Jahren tauchte in der Uno eine wirklichkeitsnähere Zahl auf, die 1964 von der Uno-Konferenz für Handel und Entwicklung definiert wurde: Die entwickelten Länder sollten den unterentwickelten Ländern jährlich möglichst Hilfe im Wert von einem Prozent ihres Bruttosozialprodukts zur Verfügung stellen. Dieses Soll ist von der reichen Welt nie erfüllt worden. Die Bundesrepublik hat mit 1,26 Prozent das Klassenziel erreicht.

Was not tut — neben rückzahlbaren Krediten und privaten Investitionen —, ist eine reine Hilfe in Höhe von einem Prozent des Bruttosozialproduktes, zur Zeit rund 16 Milliarden Dollar. Das wäre ein Zwanzigstel von dem, was Sacharow schätzte, aber viermal soviel, wie die reiche Welt heute gibt.

Der Kieler Professor Fritz Baade schrieb über die Kosten des Kampfes zur Entwicklung der Elends-Kontinente: „Die Kosten dieses Krieges werden mindestens ebenso hoch, vielleicht sogar doppelt so hoch sein wie die Kosten des Ersten Weltkrieges, der 229 Milliarden Dollar kostete. Sie werden wohl kleiner sein als die des Zweiten Weltkrieges (1500 Milliarden Dollar), und sie werden ganz bestimmt kleiner sein, als es die Kosten eines dritten, mit Atomwaffen geführten Weltkrieges schon in seinen ersten Stunden sein würden.“

Wenn es den weißen Völkern gelingt, mit dem Einsatz dieser Mittel die wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Voraussetzungen zu schaffen, den Lebensstandard der farbigen Völker zu heben und ihre Geburten-Rate zu senken — dann sind wir noch einmal, und billig, davongekommen.

Wenn wir aber versagen bei dem Versuch, Hunger, Elend und Bevölkerungsexplosion einzudämmen, ist ein Klassenkampf der Rassen zwischen reicher werdenden Reichen und mehr werdenden Armen unvermeidbar. Er wird die grausamen Züge aller rassistischen Auseinandersetzungen tragen und in Gewalt umschlagen. Die blutige Ernte, die Tod und Vernichtung dabei in beiden Hälften der zweigeteilten Welt einfahren können, dürfte ohne historisches Vorbild sein.

Ende

6 Richtige.

6 Zylinder. Klarer Fall.
Da geht was los. 120 PS. Wie er das macht?
Mit seinem Hubraum (2.5 Liter).
Wie lang er das macht?
Entschuldigung, das ist ein Opel-Motor!
Da wär' noch was:

Der Commodore GS.
6 Zylinder. 2.5 Ltr.-H-Motor.
Der bringt 130 PS auf die Straße.
Braucht 10 sec. von 0 auf 100 km/h.

Gehen Sie zum Opel-Händler.
Da geht was los.





Dieses Fernsehgerät hat die Swissair 13 Millionen Franken mehr gekostet als eine DC-8.

UM IHNEN eine Anfrage bei den McDonnell-Douglas-Werken zu ersparen: Eine DC-8 kostet mit allen Swissair-Extrawünschen 40000000 Schweizer Franken.

Das hiesse also 53 Millionen für dieses Fernsehgerät? Stimmt. Dafür befördert es auch mehr Fluggäste als jedes Flugzeug. Oder besser gesagt, es sorgt dafür, dass mit jedem Swissair-Flugzeug mehr Passagiere fliegen können. Wie das?

Also: Dieses Fernsehgerät ist Teil eines sehr grossen IBM Computersystems. Dieses System heisst PARS – Programmed Airlines Reservation System – oder zu deutsch Programmiertes Flugreservationssystem, und geht so:

Nehmen wir an, Sie betreten ein Swissair-Luftreisebüro und wollen nächste Woche aus der Schweiz nach New York fliegen, Touristenklasse, mit 10 Kilo Gepäck-Übergewicht, einem Baby und einem Hund, die Sie in die Kabine mitnehmen möchten. Ausserdem hat Sie der Arzt auf Schlankheitsdiät gesetzt. Dann wird ein Swissair-Mitarbeiter Ihre Wünsche auf eine Tastatur tippen und sofort erscheint alles, was er geschrieben hat, auf dem Bildschirm. Gleichzeitig wird es über Teleprocessing (das ist eine Telephonleitung für Computer) in der Swissair Computer-Zentrale in Blasberg bei Zürich registriert.

Zwei Sekunden später erscheint auf dem Bildschirm das «okay». Das heisst, dass für Sie ein Platz reserviert und Ihr Gepäckgewicht einkalkuliert ist, und dass die Cabin-crew in der Bordküche Babynahrung und ein Diätmenu bereithalten wird. Auch wird dafür gesorgt, dass im selben Flugzeug keine Katze mitfliegt. Ein perfektes Flugbuchungssystem also?

Und wenn ein Flug schon ausgebucht ist?

Dann zeigt Ihnen der Fernsehapparat, wie Sie auf Umwegen, oder auch mit einer anderen Fluggesellschaft, doch noch an Ihr Ziel kommen. (Unsere Konkurrenz hat schon viel an unserem Computer verdient, aber das gehört nun mal zum Kundendienst.)

Und wenn ein Flugplatz wegen Nebel oder aus anderen Gründen nicht angeflogen werden kann? Was tut der Computer dann, was?

Ganz einfach: Er sagt der Swissair-Einsatzleitstelle (in der alle Flüge und alle Swissair-Flugzeuge in sämtlichen 73 Flughäfen, die die Swissair anfliegt, überwacht werden) auf Anfrage sofort, wie viele Passagiere auf einen Flug gebucht waren, woher die Anschlusspassagiere kommen, welches die weiteren Anschlussmöglichkeiten im Falle einer Verspätung sind, und welche Passagiere man telephonisch von einer Flugplanänderung unterrichten kann. So weiss die Einsatzleitstelle, wie viele Passagiere von der Änderung betroffen werden, und kann sofort entscheiden, wo am nächsten und am schnellsten ein Ersatzflugzeug oder ein Ersatzflughafen bereitsteht. So einfach ist das.

Nur eben ein bisschen teuer. Aber dafür erspart dieses System nicht nur unseren Mitarbeitern viel Arbeit und unseren Kunden Ärger mit langen Wartezeiten, es sorgt auch dafür, dass jedes Swissair-Flugzeug immer so gut wie irgend möglich ausgelastet ist. Oder nüchtern ausgedrückt: dass es möglichst rentabel fliegen kann.

Und eben weil die Swissair-Flugzeuge das können, kann die Swissair jetzt z.B. zwei Boeing 747 B (Jumbo Jets) à Fr. 125000000 bestellen, mit denen sie über 350 Passagiere aufs Mal über den Atlantik fliegen kann.

Was sie wiederum überhaupt nur mit einem perfekten, automatischen Buchungssystem bewältigen kann.

Es ist also schon jetzt seine 53 Millionen wert, das Programm dieses Fernsehgerätes, da die Swissair mehr als 3 Millionen Fluggäste pro Jahr hat.

Und es wird ja nicht bei 3 Millionen bleiben, wie man die Swissair kennt.

SWISSAIR

GGK

VERBÄNDE

MANAGEMENT

Wer führt uns

Vor drei Wochen half FDP-Minister Willi Weyer den CDU-Kanzler stürzen. Am vorletzten Sonnabend trat er selbst zurück.

„Auch ein Rücktritt kann progressiv sein", kommentierte Weyer seinen Verzicht auf das Amt des Geschäftsführenden Präsidenten im Deutschen Sportbund (DSB). Den Multipräsidenten Daume (DSB, Nationales Olympisches Komitee, Olympisches Organisations-Komitee München 1972) traf der Schock unerwartet. „Ohne Rücksicht auf persönliches Prestige" versprach Daume die Krise zu beheben. Aber zum Verzicht auf sein DSB-Amt rang er sich nicht durch.

Wasserballspieler Weyer hatte im DSB-Präsidium einen straffen Arbeitsstil eingeführt. Er verschickte nach dem Muster von Kabinetts-Vorlagen frühzeitig Pläne an die Funktionäre, etwa zur Verwaltungs-Neuordnung des DSB, der schon 1970 zehn Millionen Mitglieder zählen wird. Die meisten Präsidiums-Mitglieder palaverten in den entscheidenden Sitzungen dennoch unvorbereitet.

„Im höchsten DSB-Gremium", witzelte der Münchner Sportjournalist Eugen Vorwitt, „summieren sich anscheinend viele Nullen zu einer erstaunlichen Größe." Olympiasieger und Versandhaus-Chef Josef Neckermann wählte einen Vergleich aus der Wirtschaft: „Wenn der DSB eine Aktiengesellschaft wäre, hätte es einen Kurssturz gegeben." Weil er die Verbandsherrscher mehrfach öffentlich kritisiert hatte, hielten sie den erfolgreichen Manager Neckermann von einflußreichen Verbandsposten fern. Sie begrüßten freilich, daß er ihnen über seine Sporthilfe Millionen-Summen verschaffte.

Bis 1966 waren die Krisen-Risse im deutschen Sportkonzern nahezu unbemerkt verkleistert worden. Da holte Daume den schwierigsten und kostspieligsten Auftrag herein, den die Branche zu vergeben hat: das Milliarden-Vorhaben der Olympischen Spiele 1972 in München.

Bundesdeutschlands Alleinsportchef Daume pflegte als Mitglied des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) die Auslandsbeziehungen. Er organisierte zugleich den Widerstand gegen die Angriffe des Ostblocks auf den Sport in Westdeutschland und West-Berlin. Außerdem leitete er den Millionenverband DSB. Nun übernahm er zusätzlich die Verantwortung für das Olympia-Unternehmen 1972.

Oft benutzte er das DSB-Präsidium als Zustimmungs-Apparat für seine Entschlüsse. Aber Bündel unbearbeiteter Briefe stapelten sich. Seine Überlastung verzögerte anstehende Entscheidungen. Aus Protest gegen Daumes Ämterhäufung trat der Industrielle Georg von Opel als Präsident der Deutschen Olympischen Gesellschaft zurück.

Eisendaume (Telegrammanschrift seiner Dortmunder Stammfirma) hatte keinen Jung-Manager als Nachfolger für seine Präsidenten-Posten aufgebaut. Alt-Funktionäre, die den DSB nach dem Kriege zum größten Sportverband der westlichen Welt aufgepäppelt hatten, harrten sitzfest auf ihrem Lorbeer aus. Fünf der Mitglieder des ersten DSB-Vorstandes von 1950 parieren bis jetzt dem sanften Daume-Druck.

Das Präsidium entwickelte kaum eigene Ideen, verwässerte jedoch die Reformpläne von Außenseitern. So gründete der DSB zwar einen Ausschuß zur Förderung des Leistungssports, aber selbstherrliche oder unwissende Verbands-Obere wurstelten nach überholten Methoden weiter.

Das Bonner Innenministerium bezahlte mehr als 30 Bundestrainer für verschiedene Sportarten. Einige Verbände verweigerten ihnen die erforderlichen Vollmachten. Deshalb trat der frühere Olympiasieger und Inspekteur der Springreiter, Fritz Thiedemann, demonstrativ zurück, löste Goldmedaillen-Gewinner Manfred Schnelldorfer seinen Vertrag als Trainer der Eiskunstläufer.

So versickerte die Entwicklungshilfe bei einigen Verbänden ergebnislos. Schwerathleten und Turner, Boxer und Fechter, Wasserballspieler, Military- und Springreiter schickten zusammen 75 Sportler zu den Olympischen Spielen nach Mexiko. Ihre Ausbeute: drei Bronzeplaketten. Pensionär Walter Lippold, 67, damaliger Präsident des Deutschen Athleten-Bundes (DAB) und sein vorwiegend aus ehemaligen Ringern zusammengesetzter Vorstand benachteiligten die Gewichtheber. Als deshalb Gewichtheber-Trainer Wolfgang Peter einen eigenen Verband anstrebte, stießen sie ihn aus.



Amtierender Präsident **Daume**
Bündel unbearbeiteter Briefe



Zurückgetretener Funktionär **Weyer**
Ein progressiver Rücktritt

Lippold: „Seit 1891 gehörten die Gewichtheber immer zu den Ringern."

In diesem Jahr erlangten die Hantel-Athleten ihre Selbständigkeit. Der Internationale Gewichtheber-Verband duldete keine von Ringern vertretenen Heber mehr. Doch Pannen passierten weiterhin. So stemmte der Heber Werner Kucera jüngst zwei Deutsche Rekorde, der Olympia-Fünfte Rudolf Mang einen Junioren-Weltrekord. In der Statistik werden die Bestleistungen niemals erscheinen: Die vorgeschriebene Anzahl von drei lizenzierten Kampfrichtern fehlte.

Der sparsame Amateur-Boxverband (DABV) glaubte ohne bezahlten Geschäftsführer auszukommen. Den Schatzmeister Ferdinand Nittenwilm hinderte jedoch berufliche Überlastung am unbezahlten Funktionärswerk. So geriet die Buchführung in Rückstand; Rechnungen und Mahnungen bündelten sich.

Auch in der Geschäftsstelle des Deutschen Handball-Bundes (DHB) stapelten sich unerledigte Akten. Durch Zufall entdeckten die Funktionäre ein Loch in der Kasse. Erst langwierige Untersuchungen klärten die Höhe der Fehlsumme: 148 000 Mark. Nun steht Geschäftsführer Albert Willing vor Gericht.

„Die derzeitige Führungsstruktur führt zwangsläufig zur Krise", analysierte DSB-Vizepräsident Weyer, „die Krise löst unweigerlich sportliche Niederlagen aus, die aus der Bundesrepublik ein sportliches Entwicklungsland machen." Die straff geführten DDR-Athleten überholten die westdeutsche Konkurrenz (und die Sowjet-Union) in der Leichtathletik, im Schwimmen und Rudern.

Bei 14 Welt- und Europameisterschaften dieses Jahres sammelten DDR-Sportler 108 Medaillen — eine auf 157 000 Einwohner. Trotz 11,26 Millionen Mark aus dem Innenministerium (1969) und 1 588 000 Mark aus Neckermanns Sporthilfe erkämpften die bundesdeutschen Spitzen-Athleten

Aufklärung über vernünftiges Licht.

Auch wir nehmen die Pille.



Die „Amalgam"-Pille. Die ist nämlich in der neuen OSRAM-Amalgam-Leuchtstofflampe drin. Erfolg: Jetzt können Sie bis zu 40% mehr Licht bekommen für's selbe Stromgeld.

Man muß wissen: Normale Leuchtstofflampen bringen ihre optimale Lichtleistung bei 20° C Umgebungstemperatur. Wird ihnen wärmer, leuchten sie schwächer. Doch bei den meisten geschlossenen Innenleuchten wird's wärmer. Leicht 50° C. Und mit dieser Amalgam-Pille schufen wir eine Leuchtstofflampe, die sich bei 50° C Umgebungstemperatur am wohlsten fühlt.

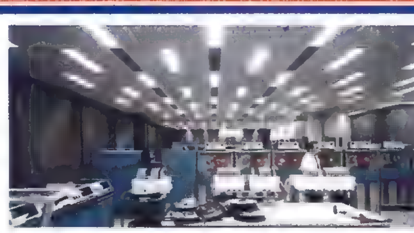
Wer also hellwach ist, rüstet geschlossene Innenleuchten mit OSRAM-Amalgam-Lampen aus. Gleich bei der nächsten Gruppenauswechslung. Und für Neuanlagen plant er die OSRAM-Amalgam-Lampen sofort mit ein. Wegen all ihrer Vorteile.

Sprechen Sie mit Ihrem Fachmann. Er kann das Licht in Ihrem Betrieb heller machen. Schlagartig. Herkömmliche Leuchtstofflampen raus, die mit der Pille rein – mehr Licht, mehr Leistung, mehr Sicherheit. OSRAM ist das größte Spezialunternehmen für elektrische Lampen in Europa. Das merkt man auch an dieser OSRAM-Leistung.

OSRAM
...hell wie der lichte Tag.



OSRAM-Amalgam-L
Ideal für geschlossene Innenleuchten. Bei 50° C Umgebungstemperatur 40% mehr Licht ohne mehr Strom.



Rechenzentrum mit geschlossenen Innenleuchten. Hier sind 50° C Umgebungstemperatur schnell erreicht – und mit Amalgam-Lampen 40% mehr Licht.



Präzisionsbetrieb mit geschlossenen Innenleuchten, ideal für Amalgam-Lampen.

nur 60 Medaillen — eine auf 983 000 Bundesbürger.

Bei den Leichtathletik-Europameisterschaften in Athen revoltierte erstmals eine Nationalmannschaft. Gegen den Willen ihrer Führung starteten die westdeutschen Sportler nicht. Sie setzten den Rücktritt ihres Präsidenten Dr. Max Danz durch.

Das DSB-Präsidium nahm die Sturmzeichen nicht wahr. Der 19köpfige „Wasserkopf" (Ruder-Präsident Dr. Claus Hess) blockierte Weyers Plan: Er wollte das Präsidium der Amateur-Funktionäre verkleinern und nur noch als Kontrollorgan einsetzen. Die Arbeit sollten bezahlte Manager übernehmen.

So gab Weyer sein „geliehenes Halb- oder Viertelmandat" zurück. Nach ihm beurlaubte sich auch DSB-Hauptgeschäftsführer Karlheinz Gieseler von der Verantwortung. Er wollte offensichtlich für die Folgen ausbleibender Entscheidungen nicht länger eintreten.

„Wer führt uns denn?" verzweifelte Eissport-Präsident Herbert Kunze, der Generalsekretär des Münchner Organisations-Komitees. Knapp drei Jahre vor den Olypischen Spielen ist die bundesdeutsche Sportführung wie durch einen Herzinfarkt gelähmt worden. Nun droht der DSB 1970 sogar obdachlos zu werden.

Zum 31. Oktober nächsten Jahres hat er sein Büro in der Frankfurter Arndt-Straße 39 gekündigt. Ob das neue Haus des Sports bis dahin wie vorgesehen bezugsfertig wird, ist ungewiß. Das DSB-Präsidium hat über die seit Monaten fertigen Entwürfe noch nicht entschieden.

FUSSBALL

SCHOTTLAND-SPIEL

Karten bei Annette

Heiße Ware übernahm Fußball-Funktionär Hermann Joch am 27. Juli in der Druckerei Hornberger zu Waldfischbach: 71 925 Eintrittskarten — die wertvollsten, die der Deutsche Fußball-Bund (DFB) jemals drucken ließ.

Die Karten sichern Schau-Plätze beim größten Fußball-Spektakel des Jahres am Mittwoch dieser Woche im Hamburger Volksparkstadion. Die bundesdeutsche National-Equipe will sich gegen Schottland den Weg zur Weltmeisterschaft 1970 in Mexiko freischießen.

„Wir könnten 500 000 Plätze füllen", verriet DFB-Generalsekretär Hans Paßlack. Trotz der angekündigten Live-Übertragung im Fernsehen waren sämtliche Karten schon ausgebucht, bevor sie noch gedruckt worden waren (Selbstkosten: 4000 Mark). Sie brachten eine Rekordeinnahme von 860 000 Mark. Den wirklichen Umsatz steigerten Schwarzhändler auf mehr als eine Million Mark.

Die Polizei erwartet zum Fußball-Oktoberfest 25 000 Autos — aneinandergereiht eine Schlange von Hamburg bis Hannover. In der Pause zur Halbzeit und nach Spielende befürchten alle deutschen Wasser- und Elektrizitätswerke kritische Viertelstunden. Vom Kickerkampf im Fernsehen erregt, knipsen die Fans millionenweise Lichtschalter an, besetzen Toiletten, öffnen Wasserhähne und reißen Kühlschränke auf. Im Fall eines deutschen Sieges schließen Energieexperten sogar Versorgungspannen nicht aus.



Vorverkaufskasse, Fußball-Kunden
„Gott gnade dieser Stadt ...

Das Seewetteramt Hamburg diente sogar eine frühzeitige Wettervorhersage für den 22. Oktober an: wechselhaft und kühl, aber überwiegend niederschlagsfrei.

Den DFB in Frankfurt hatte die erste Kartenbestellung anderthalb Jahre vor dem Spiel erreicht. Ein Hamburger wünschte sechs Tribünenkarten. Als die Warteliste wuchs, tüftelten die Fußball-Planer einen komplizierten Verteilerschlüssel aus. 500 Plätze reservierten sie Ehrengästen wie etwa dem designierten Verteidigungsminister Helmut Schmidt.

12 Länderspielkarten
(Deutschland-Schottland) werden heute abend ab 21 Uhr beim Abendschoppen und morgen ab 11 Uhr zum Frühschoppen „bei Annette" im Rondeel Club von Gästen angeboten. Sierichstraße 74

Deutschland — Schottland, Sitzplatzkarte zu verkf. Tel. 34 57 93

Deutschld.–Schottld., 2 Stehpl. günst., Kmitta, HH 50, Kaltenkircher Pl. 10

Fußballkarte, 22. 10., Sitzpl., zu verkaufen. Tel. 653 09 03 Sonnabend 18-19 U.

Deutschland/Schottland. Tribünenkarten umsthlb. v. Privat. Tel. 279 26 40

Tribünenkarte Deutschland-Schottland, umständehalber zu verk. Tel. 820664

Deutschland Schottland, 3 Stehplätze abzugeben. Telefon 5515832

Länderspiel, 1 Karte, Ostkurve, abzugeben. Telefon 612364

Deutschland-Schottland
1 Karte Hauptmitteltribüne abzugeben. Anfragen evtl. mit Telefon an Kollwitz, 1 Berlin 52, Wackerweg 26 (Kolonie Gartenfreunde)

Zeitungsanzeigen zum Länderspiel
... wenn Deutschland verliert"

Aus dem Kontingent der 300 Pressekarten beanspruchen ausländische Reporter ein Drittel; ein Brasilianer verlangte nach südamerikanischer Sitte drei Frei-Billetts — für sich und seine Familie. Sogar die Tageszeitung „Cumhuriyet" aus Ankara entsandte einen Berichterstatter. Mehr als 46 000 Tickets mischten die DFB-Kartengeber unter die Landesverbände. Bevor die Karten in den Handel gelangten, kletterten die Fußball-Aktien (offizielle Preise: 6,60 bis 30 Mark) auf das Zehnfache. DFB-Drucker Gerd Hornberger, ein früherer deutscher Sprintmeister, fertigte Länderspielkarten erstmals im Hochformat. Außerdem verwandte er eine besondere Papierart und neue Wasserzeichen. Mustersätze erhielt die Hamburger Kriminalpolizei. Die Druckplatten wurden vernichtet.

Direkt aus der pfälzischen Dorfdruckerei versandte Verteiler Joch das Gros der Karten als Expreßgut, Luftfracht und Wertpaket. Nur 11 000 schaffte er in die DFB-Zentrale. Dennoch tauchten rasch in bundesdeutschen Zeitungen Anzeigen auf, in denen Karten für das Schottlandspiel angeboten wurden. Joch wunderte sich: „Ich glaube nicht, daß Leute für eine mehr als 100 Mark zahlen."

Sie zahlten. Ein Berliner Handelsvertreter bot sie zwischen 50 und 800 Mark an. Während in Hamburg Fans eine Nacht an Vorverkaufskassen Schlange standen, verlangten Schwarzhändler 60 Mark für einen Stehplatz, 150 für das billigste Tribünenticket. „Es besteht kein Mangel", verriet ein Kartenhändler. „Ich habe noch ein gutes Sortiment."

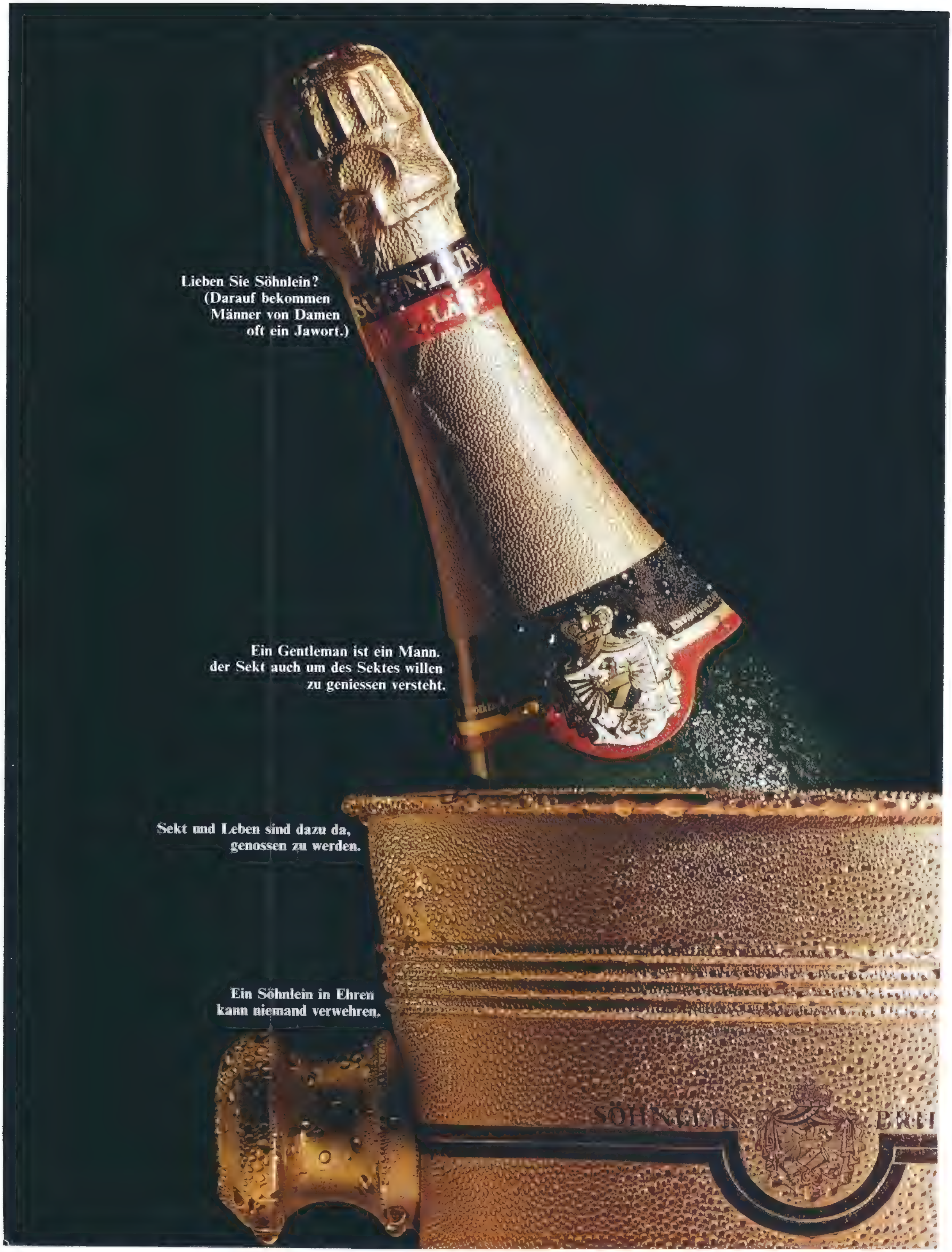
Zwei Hamburger trieb die Platzangst per Flugzeug nach Glasgow, wo sie aus dem Kontingent des schottischen Fußballverbandes acht Karten zurückkauften. Um Zuschauer anzulocken, verloste der Hamburger Amateurverein Altona 93 vor einem Meisterschaftsspiel fünf Länderspielbilletts. Doppelt soviel Zuschauer als sonst passierten die Kassenhäuschen.

Als der Bönningstedter Firma Görtz & Maske Facharbeiter fehlten, köderte sie Spitzendreher mit Fußballkarten. Der Hamburger Klub „Bei Annette" lockte Gäste mit dem Hinweis an, daß zum Schoppen Fußballkarten versteigert würden.

Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen befürchtet der DFB, daß viele Zuschauer mit illegal gedruckten Karten ins Stadion eindringen. 600 Polizisten und Kriminalbeamte überwachen die Zugänge. 460 Ordner kontrollieren Karten. Zehn Ärzte und 190 Sanitäter sind im Einsatz.

Vier Gastronomen bewirten die Zuschauer mit 24 000 Flaschen Bier, 10 000 Flaschen Limonade und 30 000 Würstchen. Der ehemalige HSV-Torwart Walter Warning serviert beiden Mannschaften den Pausentee.

„Gott gnade dieser Stadt", orakelte das „Hamburger Abendblatt", „wenn Deutschland verliert."


Lieben Sie Söhnlein?
(Darauf bekommen
Männer von Damen
oft ein Jawort.)
Ein Gentleman ist ein Mann,
der Sekt auch um des Sektes willen
zu geniessen versteht.
Sekt und Leben sind dazu da,
genossen zu werden.
Ein Söhnlein in Ehren
kann niemand verwehren.



Kunstmarkt-Bilder **„Nadine"**, **„Brigitte"** von Köthe: Sperrige Ware

MALEREI

NEUE TENDENZ

Großer Louis

Aus den kalifornischen Bergen schrieb der Maler Peter Young, 29, nach Köln: „Ich hasse das ganze Kunstgeschäft." Die Botschaft kam gerade recht zum dritten Kölner „Kunstmarkt".

Doch Young mag hassen, soviel er will. Für die Galeristen, die sich letzte Woche zur nun schon gewohnten Jahresmesse junger Kunst versammelten, ist er ein rechter Trostspender. Der gemütvolle Hippie, der seine Briefe gern mit „Frieden" oder auch „Liebe" unterzeichnet, gilt als Protagonist einer neuen Mal-Avantgarde.

Nach allerlei — kaum noch verkäuflichen — Objekt- und Licht- und Land-Kunstwerken scheint nun mal wieder die handelsübliche, doch häufig totgesagte Malerei ganz vorn zu sein. Ihre bislang letzten Zuckungen werden derzeit in einer als Parallele zum „Markt" eröffneten Ausstellung im Kölnischen Kunstverein vorgeführt.

Diese „Tendenz zeitgenössischer Malerei" (Ausstellungstitel) bestreiten 17 Künstler, meist aus New York und meist um 30; in ihren durchweg ungegenständlichen Gemälden dominieren romantisches Farbenspiel und eine nur durch die Farben erzielte trügerische Tiefenwirkung. Ein „abstrakter Illusionismus" (so die amerikanische Kritikerin Barbara Rose über die noch nicht einheitlich etikettierte Richtung) war in solchem Sinn freilich auch dem Bauhausmeister Josef Albers, nun 81, mit seinen Quadratbildern gelungen. Aktuell scheint bei den Novitäten hauptsächlich die Verbindung des Tiefentricks mit individuellen Bildmustern zu sein — doch kaum überzeugend.

Young beispielsweise („Ich nenne meine Bilder psychedelische kapitalistische Meisterwerke") stellt Farbvibrationen aus knopfgroßen Tupfern her, die er zu gefälligen Mustern ordnet. Dan Christensen, 27, spritzt mit einer Farbpistole bunte Linienarrangements, deren spontaner Schwung den Farbwirbeln des amerikanischen Action-Painters Jackson Pollock (1912 bis 1956) nahesteht. Hingegen ähneln die verhuschten Illuminationen von Lawrence Stafford, 31, und die fleckigen, fast monochromen Bilder, die William Pettet, 27, in vielen Schichten auf die Leinwand sprüht, eher den Werken europäischer Altabstrakter.

Mag auch solche Ähnlichkeit von Fall zu Fall nur Zufall sein — der Durchbruch zu einem großen neuen Stil ist mit derart formlosem Changeant sowenig geglückt wie mit jenen eckigen Farbstreifen, die der New Yorker Alan Cote, 32, auf Leinwand-Vielecke verteilt.

Unerreicht bleibt der frappante Kunstgriff des 1962 verstorbenen Amerikaners Morris Louis, reine Farben in Streifen auf die Malfläche zu schütten.

Louis, der in der „Tendenz"-Ausstellung als ein Vorläufer figuriert, wird denn auch längst als Klassiker gewertet und bewertet. So bot letzte Woche beim „Kunstmarkt" die Kölner Galerie Rudolf Zwirner einen großen Louis zu 180 000 Mark an. Ein weiteres, ebenso teures Louis-Bild hat sich Zwirner selbst gegönnt.

Der Markt, zu dem diesmal 22 Kunsthändler zugelassen waren, präsentierte sich so kraus und bunt wie je. Der Düsseldorfer Akademie-Professor Joseph Beuys hat einen Volkswagen in die Kunsthalle gerollt und 24 Rodelschlitten mit Happening-Requisiten abgeladen: Filzrollen, Taschenlampen und hartes Fett. Andere „Markt"-Objekte: Jugendstilvasen (von der Firma Tobiès und Silex) sowie Pop-Nuditäten des Berliners Fritz Köthe und bleierne „Antiform"-Kunst, die der Galerist Rolf Ricke herantransportiert hatte.

Neben so sperriger Ware hat Ricke, gleichzeitig Organisator der Malerei-Ausstellung, auch viele der neuen Bilder zu verkaufen. Er verkauft sie schon ganz gut, zu Preisen ab 4000 Mark.

Nach den raren Gemälden von Peter Young — der Künstler ist nur selten zur Arbeit aufgelegt — stehen Rickes Kunden allerdings zumeist vergebens an. Das letzte „kapitalistische Meisterwerk" hat gerade für 10 000 Mark der Aachener Schokoladefabrikant und für seinen Neuheiten-Spürsinn berühmte Kunstsammler Peter Ludwig abbekommen.



Young-Bilder **„Paintings"** im Kölnischen Kunstverein: Letzte Zuckungen



Junge Leute brauchen Bewegung.
Bewegung macht Lärm.
Lärm macht nervös. Schluß damit!
Denn es gibt Teppichfliesen, die jeden
Lärm schlucken: Heuga-Teppichfliesen,
mit weicher, eleganter Lauffläche.
Dick und mollig, richtig wohnlich.
Kein Lärm im Haus -
kein Krach mit den Nachbarn.

HEUGA

Heuga-Teppichfliesen werden einfach lose verlegt
und bleiben fest liegen – ohne Kleben, ohne Nageln.

- **HEUGA FELT** - aus reinem Tierhaar
- **HEUGA LUX** - aus ausgewählt feinem Tierhaar mit Kunstfaser
- **HEUGA FLOR** - aus Kunstfaser mit Tierhaarbeimischung, Objektqualität

Lassen Sie sich von Ihrem Fachhändler beraten
oder fordern Sie Informationsmaterial an:
Deutschland: Van Heugten GmbH, Hamburg, Eiffestraße 450
Schweiz: Van Heugten AG, Luzern, Neustadtstrasse 8

Heuga-Teppichfliesen bringen Ruhe ins Haus!

KIRCHE

FERNSEHEN

Leere Bänke

„Ich verstehe nicht", bekannte der Katholik Werner Höfer, Direktor des Dritten Fernsehprogramms beim Westdeutschen Rundfunk, seinen Redakteuren, „wie die protestantische Kirche organisiert ist und wie sie arbeitet. Das sollte man doch mal zeigen."

Nun wird es gezeigt: Bis zum Weihnachtsfest, an 13 Mittwochabenden zu je 30 Minuten, strahlt das Kölner Dritte TV-Programm in der Sendereihe „Horizonte" eine Bestandsaufnahme des Protestantismus aus, die von der Evangelischen Filmgesellschaft „Eikon" im WDR-Auftrag produziert worden ist. Alle anderen Dritten Fernsehprogramme der ARD — Bayern ausgenommen — ziehen nach. Gründlicher und kritischer ist Kirchenfunk im Fernsehen bislang nicht gewesen.



Protestantismus-Film des WDR
Einfach erhaben

„Im 5. Jahrhundert nach Wittenberg" (Serien-Motto) leiden die Protestanten, so einzelne Untertitel, an einer „Krise des geistlichen Amtes", an der „Kirche der leeren Bänke" und an der „Mission im Umbruch".

Zu Orgel-Brausen und Posaunen-Schall, zum Gemeindechoral und Beatgeheul präsentieren je drei Theologen und ARD-Kirchenfunkredakteure Meinungen, die sie bei Predigern, Betschwestern und Atheisten am Rhein und am Mississippi gesammelt haben.

Der Göttinger Pfarrer Gerhard Isermann, im „Wort zum Sonntag" geschult, kommentiert vor nachtschwarzem Hintergrund den gewundenen Weg der evangelischen Gläubigen. Regisseur Heiner Michel hat ihn mit historischen Stichen und aktuellen Schnappschüssen von Luthers The-

senanschlag 1517 bis zum Stuttgarter Kirchentag 1969 bebildert.

Gottesmänner tragen neben Generalen und Industrie-Kapitänen die letzte deutsche Kaiserin Auguste Viktoria zu Grabe, „Deutsche Christen" marschieren mit SA und SS im gleichen Schritt, Männer der „Bekennenden Kirche" verenden im Konzentrationslager, Bischof Dibelius chauffiert 1951 im Mercedes durchs Brandenburger Tor nach Ost-Berlin zu einer Veranstaltung des Kirchentags; denn: „Wir sind doch Brüder."

Aber die protestantischen Brüder, das wird in Graphiken gezeigt, beten getrennt: Der deutsche Protestantismus ist in 13 lutherische, zwölf unierte und zwei reformierte Landeskirchen sowie 14 Freikirchen zersplittert. Lutheraner, sie gestehen es im Interview, wollen „auf gar keinen Fall" mit Baptisten gemeinsam Andacht halten: „Die haben einen anderen Glauben."

Und sie verkünden ihn auch anders: Lutherische Pfarrer tragen andere Barette und Beffchen als ihre unierten und reformierten Amtsbrüder. „Protestantischer Pluralismus", polemisiert der Kölner Kommentator, „treibt kuriose Blüten."

Der treuen Gemeinde jedoch ist das recht. Sie will nur eines: „Der Herr Pastor", schwärmen Kirchgänger vor der Kamera, „soll in allem ein Vorbild sein, er muß einfach erhaben sein und etwas ausstrahlen."

Aber diese Gemeinde ist klein geworden: Nur jeder zehnte von „27 Millionen protestantischer Taufscheinchristen" der Bundesrepublik, das haben die Autoren nachgerechnet, geht noch zum Gottesdienst, obwohl sich 92 von 100 vom Pfarrer trauen und 96 Prozent von ihm beerdigen lassen. 1967 traten 44 500 evangelische Christen aus den Landeskirchen aus, 29 000 neue kamen hinzu.

Und dennoch fühlt sich der Protestantismus als feste Burg und baut neue Gotteshäuser: 1969 besaßen die Landeskirchen 1200 Betstätten mehr als vor dem Kriege. Die meisten stehen leer. „Die Protestanten", resümiert ein Pfarrer, „leben in einer konfliktlosen Distanz zu ihrer Kirche."

Junge Kirchenmänner wollen diese Distanz nun verkürzen, der Kölner Kirchenfunk zeigt, wie: An der Bochumer Ruhr-Universität werden Jungtheologen bereits in Telephonseelsorge unterrichtet. In der Amsterdamer Trabantenstadt Bijlmermeer mieten Katholiken und Protestanten kleine Läden, wo sie die Heilslehre gemeinsam verkünden. Unter manchem Kirchenkreuz wird nicht mehr gepredigt, sondern diskutiert, statt der Orgel spielen Combos. Pfarrer gründen Vereine gegen Lärmbekämpfung, helfen ihren Gläubigen bei der Steuererklärung und vermitteln Wohnungen. „Das Bild des Protestantismus", prophezeit der Kölner Moderator, „wird künftig eher noch bunter als einheitlicher sein."

Dieses Bild ist den Protestanten interessant genug: Mehr als 120 nordrhein-westfälische Volkshochschulen und 250 Kirchengemeinden an Rhein und Ruhr schalten jeden Mittwoch auf Gemeinschaftsempfang, diskutieren



Wir versichern Nüchterne und Romantische, vor allem aber... Voraus-schauende



Jede junge Ehe beginnt mit vielen guten Vorsätzen. Auch die materielle Seite gehört dazu. Junge Eheleute wollen den neuerworbenen Hausstand sichern, sich vor Kosten durch Krankheit und Unfall schützen und für später rechtzeitig eine Lebensversicherung abschließen. Aber reicht das Geld dafür? Am Anfang einer jungen Ehe meistens nicht.

Deshalb haben wir Versicherungspläne entwickelt, die schon für wenig Geld den notwendigen ersten Versicherungsschutz bieten: Eine Hausrat-, eine Haftpflicht-, eine Unfallversicherung — sogar eine Lebensversicherung mit einem speziellen Tarif (schon ab 10,— DM monatlich), der es jungen Leuten leicht macht, so früh wie möglich vorzusorgen.

Alle diese Pläne können später Schritt für Schritt erweitert und voll ausgebaut werden. So, wie es von Fall zu Fall am besten ist. Unsere Mitarbeiter haben da Erfahrung. Denn die Probleme junger Ehepaare sind oft ihre eigenen.

Fragen Sie einen der über 2,2 Millionen RING-Versicherten nach seinen Erfahrungen mit uns. Und dann schreiben Sie oder rufen Sie uns einfach an. Sie finden uns in allen größeren Städten. Oder wenden Sie sich an unsere Informationszentrale in Hamburg 11, Ost-West-Str. 110, Tel.: 0411 / 34 91 4765-66

DEUTSCHER RING
LEBENS- KRANKEN- SACH-
VERSICHERUNGEN

PR 1004.1

die TV-Reihe in kleinen Gruppen und teilen dem WDR in kritischen Arbeitsprotokollen ihre Meinung mit.

Schon nach der ersten Folge registrierten Höfers Redakteure „an die tausend Anmeldungen zu Diskussionsgruppen“. Noch in diesem Jahr soll die Kirchenpolemik bei „rororotele“ als Taschenbuch erscheinen.

Von diesem Interesse an der Kirchensendung ermuntert, will der WDR, Drittes Programm, demnächst eine neue Serie in Angriff nehmen. Im Winter 1970/71 wird der Katholizismus kritisch untersucht.

FILM

WESTERN

Wilde Horde



Klassischer Hollywood-Western („12 Uhr mittags“, 1952): Faire Schützen

Einst haben die Kerls auf den Pferden gehockt und mit dem Colt in der Hand den amerikanischen Traum von einer heilen Welt verteidigt.

Gut 65 Jahre lang, seit in den USA der erste Wildwestfilm gedreht wurde („Der große Zugüberfall“), waren die rauhbeinigen Hollywood-Helden mit den Drei-Gallonen-Hüten überm verwitterten Gesicht — Hopalong Cassidy, Tom Mix, Buffalo Bill — stets faire Schützen und treue Verfechter von Ruhe und Ordnung.

Doch damit ist es vorbei. Nun geht es nicht mehr um Ordnung, Gewissen, Ehre und Vaterland im Wilden Westen. Eine neue Heroen-Generation kennt nur ein Gesetz: Töten. Der Auftrag dazu ist meist anonym, die Rechtsgrundlage verschleiert, und allein das Motiv ist klar — Eigennutz.

Ohne Ansehen der Person und der Auswirkungen — bisweilen wird geradezu versehentlich etwas Gutes bewirkt — richten die neuen Idole, Typen mit Namen wie Django, Amigo oder Mercenario, auch aus dem Hinterhalt ihre Colts und Maschinengewehre auf jeden, dessen Tod ein fettes Kopfgeld verheißt.

Sie säubern die Prärie wie Kammerjäger, sie sind Killer, die das Prinzip der Leistungsgesellschaft — freie Bahn dem Tüchtigen — bis zur Perversion überspannen — und das haben sie nicht im mythenfrommen Hollywood gelernt.

Die kühlen Mordspezialisten zu Pferde sind in italienischen Filmstudios ausgebildet worden: Rund 300 Italo-Western, die meisten davon Publikums-Erfolge, haben die bis 1965 konkurrenzlose Hollywood-Produktion von 50 auf nunmehr rund 20 Pferdeopern jährlich schrumpfen lassen. Dagegen setzten sich die um ihren Profit gebrachten Studio-Bosse zur Wehr.

Sie bauten in ihre Wildwest-Epen lange Brutal-Sequenzen ein („Der große Schweiger“), beschäftigten bewährte Italo-Stars — so Clint Eastwood in „Hängt ihn höher“ — und gaben auch dem Mit-Erfinder dieser „Spaghetti-Western“ (US-Branchenjargon), Sergio Leone („Spiel mir das Lied vom Tod“), eine Hollywood-Chance. Aber was sie auch versuchten — ihre Western-Produkte nach italienischer Art wirkten rückständig und konnten die Vorbilder nicht erreichen.

Der durch falsche Stoffwahl, schwerfälliges Management, überhöhte Produktionskosten und Fernsehkonkurrenz ohnehin gehandikapten US-Filmindustrie kam in diesem Sommer nun ein Außenseiter zu Hilfe, der in den großen Studios bislang nie recht anerkannt worden war: Sam Peckinpah, 44.

Der Regisseur, Drehbuchautor und Darsteller indianischer Abstammung hatte nach seinem Studium jahrelang kalifornische Fernsehstudios fegen müssen und noch nach seinem erfolgreichen Kinodebüt mit den Western „Gefährten des Todes“ (1961) und „Sacramento“ (1962) unter Produzenten-Willkür zu leiden gehabt:

Peckinpahs Film „Sierra Charriba“ (1965) kam nur zustande, weil der Star Charlton Heston während der — überzogenen — Drehzeit auf seine Gage verzichtete (300 000 Dollar). Zudem wurde das fertige Werk vor dem Kino-Start hinter dem Rücken des Regisseurs verstümmelt. Das vierte Projekt („The Cincinnati Kid“) schließlich scheiterte an einem Streit mit dem Produzenten schon nach wenigen Tagen — Peckinpah wurde gefeuert und mußte vier Jahre als Film-Regisseur pausieren.

Nach seinem fünften Anlauf jedoch liegt er nun ganz vorn. Unter dem Titel „The Wild Bunch“ (Die wilde Horde) hat er endlich den „ersten wirklich interessanten in Amerika produzierten Western seit Jahren“ („The New York Times“) abgeliefert und die Antwort auf den Italo-Western gefunden. Peckinpahs Rezept: Hollywood-Perfektion plus „italienische“ Brutalität.

Gleich zu Beginn des über zwei Stunden dauernden Farbfilms, wenn der Horden-Führer Pike Bishop (William Holden) mit seinem Stellvertreter Dutch (Ernest Borgnine) beim versuchten Raubüberfall auf die Bahnstation seinem Verfolger und ehemaligen Kumpan Thornton (Robert Ryan) in die Falle reitet, singen die Kugeln, splittern die Knochen, wird nahezu die ganze Bevölkerung des idyllischen



Moderner Hollywood-Western („The Wild Bunch“, 1969): Tüchtige Killer

Texasstädtchens San Rafael ausgerottet.

Der Schluß dieser makabren, mit debilen Desperados, lemurenhaften Guttemplern und geilen Weibern ausstaffierten Wildwest-Apokalypse, die um 1914 spielt, übertrifft selbst das Ende von „Bonnie und Clyde“ an Grausamkeit: Im Massaker zwischen Bishops Outlaws und der Truppe eines mexikanischen Banditengenerals fallen 90 000 Schüsse, gestorben wird deutlich — im Zeitlupentempo. Thorntons Leute, die verspätet am Tatort eintreffen, können nur noch die Leichen fleddern.

Bereits bei der ersten Vorbesichtigung des Films in den USA, so berichtet der Regisseur, flüchteten 32 Zuschauer vor dem Finale aus dem Kino. Sie hatten auch so genug auszustehen: den Anblick von Pike Bishops unappetitlichen Ex-Kavalleristen etwa, die sich dauernd streiten, sentimentalen Erinnerungen nachhängen, saufen, ein Bordell besuchen und sich, von unbewußter Lust am Untergang getrieben, auf ihr größtes Abenteuer einlassen — die Plünderung eines Nachschubzuges der US-Armee.

Sie rauben Waffen und Munition ausgerechnet für jenen mexikanischen Offizier mit den deutschen Militärberatern, der sie um den Lohn betrügt und ein Bandenmitglied hinter einem Auto über steinige Straßen schleifen läßt. Bishops Rache, zu der ihn, ganz wie im klassischen Wildwestfilm, die Ganovenehre verpflichtet, bringt dann ohne Aufschub das große Inferno in Gang — keiner überlebt.

Peckinpah, der den Film „auch unerträglich“ findet, will freilich sein Kino der Grausamkeit nicht als Selbstzweck verstanden wissen. „Ich mag keine Gewalt“, sagt er und vertraut auf den „kathartischen Effekt“ der Schlacht-Szenen: „Ich habe versucht zu zeigen, was für eine Hölle es ist, erschossen zu werden.“

Der Versuch, auf dem Höhepunkt amerikanischer Vietnamkriegs-Müdigkeit gewagt, ist gelungen. „The Wild Bunch“, mit dem Titelzusatz „Sie kannten kein Gesetz“ jetzt auch in deutschen Lichtspielhäusern angelaufen, hat den alten Western-Mythos von der rauhen Welt, die jedoch spätestens nach dem Showdown wieder in Ordnung ist, durch ein künstlerisch nahezu fehlerfreies Sinnbild einer gewalttätigen Gesellschaft ersetzt.

Resignierend zeigt Peckinpah Kinder, die sich am Kampf zweier Skorpione erfreuen, Termiten verbrennen und mit weit aufgerissenen Augen Zeugen eines Blutbads werden. Unerbittlich läßt er seinen negativen Helden hinterrücks von einem kampflustigen Halbwüchsigen umlegen — gleich die nächste Kugel zerfetzt den Schützen.

Doch diese Mondo-Cane-Vision bleibt nicht Peckinpahs letzter Ausblick: Ganz am Ende, als das Pulver schon verschossen scheint, bringt er die Anhänger des mexikanischen Freiheitskämpfers Pancho Villa aufs Schlachtfeld. Sie überwältigen die Leichenfledderer und erobern die Waffen: „Viva la revolución“.

NEU IN DEUTSCHLAND

Ohne Motiv

Die wilden jungen Männer (USA, Farbe). Der Handel ist perfekt, der närrische Rolls-Royce-Fahrer hat für sein Rauschgift bezahlt — Billy (Dennis Hopper) und Wyatt (Peter Fonda), Motorrad-Hippies und gelegentlich Heroin-Pusher, sind reich genug, um sich ihren größten Wunsch zu erfüllen: einmal zum Karneval, einmal zum wilden „Mardi Gras“ nach New Orleans.

Ihre Fahrt auf den ratternden Maschinen gleicht einem LSD-Trip, einer Flucht aus der schäbigen Zivilisation in jenen romantischen Freiheitstraum, zu dem schon der Beat-Poet Jack Kerouac einst auf Amerikas Highways „unterwegs“ war:

Billy und Wyatt, der sich stolz „Captain America“ nennt, kampieren im Freien, rauchen „Pot“, gabeln Mädchen auf, baden nackt und rasten bei einfältigen Kommunarden, die das Korn aus dem Maltersack in die Furchen streuen und beten: „Herr, schenke uns einfache Nahrung für unsere einfachen Bedürfnisse.“

Aber das alles kann nicht gutgehen: Die Idylle, von Landschaftspanoramen und fröhlichem Beat der „Steppenwolf“-Band illustriert, zerbricht am Haß der Normalbürger auf die langhaarigen Tramps: Ein mitziehender Bürgerrechts-Anwalt wird nachts totgeschlagen; und auch Billy und Wyatt müssen dran glauben. Nach einem Bordellbesuch und einer — psychedelisch montierten — Katzenjammerszene auf einem Friedhof von New Orleans werden sie ohne Motiv umgelegt.

Mit dieser oft schwärmerischen, bisweilen kitschigen, doch immer sympathisch und ehrlich wirkenden Hippie-Ballade, in der Dennis Hopper auch als Regisseur debütierte, hat das Hollywood-Kino erstmals davon abgelassen, die rebellische Jugend als Reißer-Objekt und Bürgerschreck zu verleumden.



Fonda, Hopper in „Junge Männer“
Einmal zum Karneval

Es gibt ein Bier, das für Sie spricht. Beck's.

Denn jeder weiß, in diesen kühlen, grünen Flaschen ist ein unnachahmlich gutes Bier.





BECK's BIER *...löscht Männer-Durst!*



Margret Boveri

Margret Boveri über Peter Hoffmann: „Widerstand, Staatsstreich, Attentat“

ZUFÄLLE, PANNEN, TRÄUME

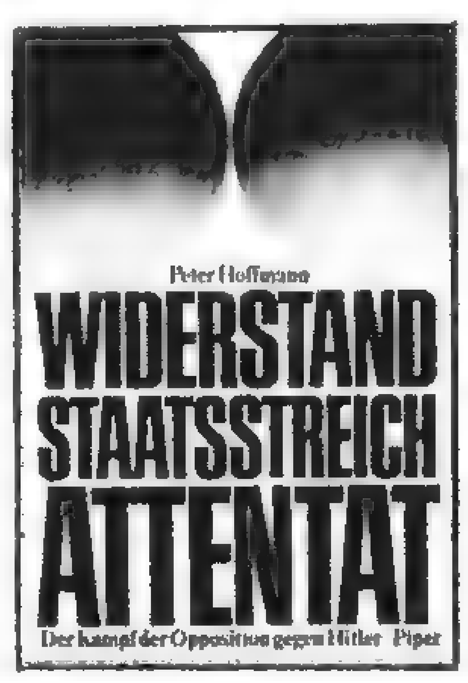
Margret Boveri, 69, schrieb eine vierbändige Untersuchung über den „Verrat im XX. Jahrhundert“ und veröffentlichte 1968 Berliner Erinnerungen: „Tage des Überlebens“. – Peter Hoffmann, 39, geboren in Dresden, lehrt derzeit als Associate Professor of History an der Universität von Nord-Iowa, USA.

Die Besatzungsmächte haben den Deutschen nach dem Zusammenbruch von 1945 nicht erlaubt, die Geschichte ihres eigenen Widerstands zu erfahren. Deshalb sind die Bücher der Hassell, Gisevius und Schlabrendorff, der Dulles und Rothfels im Ausland erschienen. Es fragt sich, ob sie im besiegten Land bei einer breiteren Schicht hätten „einschlagen“ können und ob bei uns die Dinge anders gelaufen wären, wenn im Zustand halber Betäubung nach dem Zerreißen aller Verbindungen mit der unmittelbaren Vergangenheit diese eine geschichtliche Kontinuität ins Bewußtsein hätte dringen dürfen — stärkend für die Kollektiv-Angeklagten, weiterführend durch die Pläne derer, die über die Erneuerung Deutschlands „nach Hitler“ schon unter Hitler nachgedacht hatten.

Der zweite Teil der Frage ist überholt. Der erste wird neu gestellt durch das Buch von Peter Hoffmann: als Frage, ob das Thema sich doch noch einen Platz im Bewußtsein der Deutschen erobern kann. 988 Seiten könnten abschrecken, darunter 209 Seiten Anmerkungen. Doch das Buch liest sich bei aller schier unfaßbaren Materialbewältigung und minuziösen Genauigkeit zügig und ist selbst für den Kenner der Materie spannend.

Bestimmte Konstanten fallen auf, so die Uneinheitlichkeit im Soziologischen, Charakterlichen, Weltanschaulichen der verschiedenen Beteiligten. In normalen Zeiten hätten viele dieser Männer abgelehnt, etwas miteinander zu tun zu haben. Um so bewundernswerter die Versuche der Koordinierung. Das begann schon 1933 bei Ernst Niekisch, dem Freund des Kommunisten Dr. Beppo Römer und des konservativen Reserveoffiziers Fabian von Schlabrendorff. Es wurde ab 1940 bewußt in Kreisau verwirklicht, wo die Gruppe der „Grafen“ sich mit Vertretern der verschiedensten Berufe, mit Sozialisten und Liberalen, katholischen und protestantischen Theologen über das „Nachher“ auseinandersetzte. Es endete mit dem Putschversuch und rund 7000 Verhaftungen derer, die gemeinsam hatten handeln wollen.

Eine andere Konstante ist die geradezu unglaubwürdige Reihe von Zufällen, die sich fast immer gegen die Personen und die Vorhaben des Widerstands auswirkten, das, was Hitler so oft mit rollendem R die Vorsehung nannte. Seine Witterung für die Gefahr und sein übersteigertes Mißtrauen — Hoffmann bringt erstaunliche Beispiele dafür in einem angehängten „Exkurs“ — taten noch das ihre: Hitler reist mit dem Zug statt, wie angesagt, mit dem Flugzeug; er kommt nicht nach Poltawa, wo ein Attentat unter der Beteiligung des Generalmajors Hans Speidel vorbereitet war, sondern nach Saporoschje; die Bombe, die Tresckow in der Maschine placieren konnte, in der Hitler tatsächlich flog, explodierte nicht — die Zündstoffmisere der Offiziere ist ein Kapitel für sich, das Hoffmann bis ins Detail der technischen und chemischen Vorgänge behandelt, ohne allerdings die Frage zu berühren, ob vielleicht die Deutschen als Attentäter besonders unbegabt sind.



Peter Hoffmann:
„Widerstand – Staatsstreich – Attentat“
Piper Verlag
München
988 Seiten
58 Mark

Bei der Heldengedenkfeier des März 1943 verließ Hitler, seine Begleitung entlassend, so unerwartet schnell den Besichtigungsraum, daß der Oberst von Gerstorff, der entschlossen war, sich selbst mit Hitler in die Luft zu sprengen, nicht in dessen Nähe bleiben konnte. Die Vorführung einer neuen Uniform mit zugehörigen Ausrüstungsgegenständen, bei der der Hauptmann von dem Bussche bereit war, sich und Hitler mittels Handgranaten zu töten, fiel aus, weil das Vorführungsmaterial während eines Luftangriffs zerstört wurde.

Schlimmer für die Organisation und den Zusammenhalt der Verschwörung waren die Unglücksfälle, die sich im Umkreis der Abwehr abspielten: etwa der vergebliche Versuch Osters, verräterische Zettel auf dem Schreibtisch Dohnanyis unbemerkt in seiner Tasche verschwinden zu lassen, der zur Verhaftung Dohnanyis, Bonhoeffers und anderer und zur Erhöhung des Mißtrauens gegen Canaris führte.

Hoffmann verschweigt die vielen Pannen nicht. Aber er spielt sie auch nicht hoch. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, daß er die Anregung zu seinem Buch und erste Finanzhilfe vom „Hilfswerk 20. Juli 1944“ erhielt. Er behandelt vor allem die Honoratioren des Widerstands mit großer verständnisbereiter Gerechtigkeit, am schonendsten vielleicht seine engeren Landsleute, die Schwaben. Er legt aber auch an Beispielen, so an den Generälen Beck und Fellgiebel, klar, daß sie sich von Hitlers ganzer Abgründigkeit keine Vorstellung machten. Von den Generälen in ihrer Gesamtheit heißt es, sie hätten nicht gemerkt, daß Eid, Befehl, Gehorsam ihnen als Versteck dienten „vor der apokalyptischen Drohung, die man nicht verstand“.

Ein Ton der Ironie mag in Hoffmanns Feststellungen mitschwingen: „Den Nicht-Militaristen erschien zu warten unmöglich und unverantwortlich, so griffen sie zur einzigen ihnen zur Verfügung stehenden Waffe und verfaßten Denkschriften.“ Aus der Flut der Denkschriften Kordts, Goerdelers, Etscheits, aber auch Becks und Leebs wird des längeren zitiert. Was fehlt, ist die Stimme der Kreisauer, etwa der Anfang des Briefes, mit dem Moltke die Zusammenarbeit mit Yorck einleitete und vom „Triumph des Bösen“ spricht, dies im Augenblick der französischen Kapitulation Juni 1940 — bester Gegenbeweis gegen den Vorwurf, erst in der Niederlage sei in Deutschland der Widerstand erwacht.

Hauptgrund für die Pannen: Es wurde zuviel geredet. Das kann bezeugen, wer damals in Berlin lebte. Oster entsetzte den Generaloberst von Witzleben durch den Leichtsinn, mit dem er auf Reisen mit Exemplaren des Aufrufs umging, die nach dem Attentat verlesen werden sollten. Die Generäle hatten also in den Zeiten ihres Einverständnisses mit den Staatsstreichplänen manchen Grund, zurückzuschrecken und sich zu distanzieren. Sie werden von Hoffmann streng, in manchen Fällen (Brauchitsch, Fromm, Kluge) scharf beurteilt und viel ausführlicher behandelt als die Zivilisten.

Am besten dürfte dem Autor die Charakterisierung der Offiziere gelungen sein, die am 20. Juli, ob positiv oder negativ, eine entscheidende Rolle spielten: Stauffenberg, für den er nur Bewunderung hat; Fromm, der sich immer nach allen Seiten absicherte; Thiele, der verantwortliche Nachrichtenmann, der als einziger in der Bendlerstraße sofort von der Explosion in der Führer-Baracke benachrichtigt

Paßt! Ohne Helm darf sich im Hüttenwerk Huckingen niemand bewegen. Bin gespannt, was mich erwartet. Die Kulisse ist schon eindrucksvoll.



Mitten in der Stahlküche. Eine Pfanne faßt 120 Tonnen. Weißglühend ergießt sich die Füllung in den Konverter.



Dann bringt Sauerstoff das Ganze zum Brodeln.

Halt! Weitergehen kann gefährlich werden. Das Blasstahlwerk hat es in



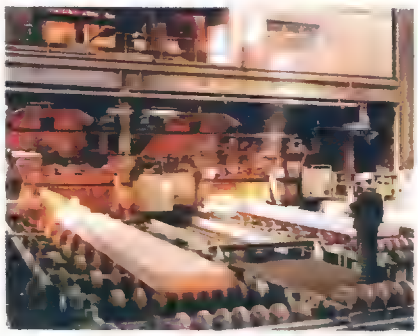
sich. Spezialisten überwachen mit Argusaugen den Schmelzprozeß.

In der Schaltzentrale. Automation und Perfektion hoch drei. Ein Mann



regiert mit ein paar Knopfdrücken Tausende Tonnen Stahl.

Fachleute gehören dazu. Gerade beim Stranggießen. Laien würden sagen, oben wird der flüssige Stahl



reingegossen und unten kommt die Bramme heraus.

In Wirklichkeit ist es natürlich viel komplizierter. Dieses Verfahren wurde von Mannesmännern entwickelt. Und die ganze Welt holt sich jetzt dafür Lizenzen.



Denn das Stranggießen revolutionierte die Stahlerzeugung. Darauf ist man stolz. Mit Recht.



Genug für heute. So viel Stahl macht durstig. Die Mannesmänner sind es wert, daß man ihnen zuprostet.

wurde und sogleich Olbricht hätte informieren müssen, es statt dessen aber vorzog, länger unauffindbar zu sein, mit der Folge, daß die „Walküre“-Befehle viel zu spät ausgesandt wurden.

Nicht nur das: Zu den verhängnisvollsten Pannen des Tages gehört die Rückfrage des Leutnants Röhrig, der das Fernschreiben an die Wehrkreiskommandos aussenden lassen sollte, ob das Dokument, das mit dem Satz „Der Führer Adolf Hitler ist tot“ begann, nicht mit höchstem Geheimhaltungsgrad gesendet werden müsse. Während ein weniger geheimes Schreiben mittels Konferenzschaltung an alle zwanzig Empfänger gleichzeitig befördert werden konnte, mußte nun ein jedes einzeln auf besonders empfindlichen Geräten abgesetzt werden. Die Folge: Die Walküre-Befehle kamen erst ans Ziel, als auch schon die Gegenbefehle des noch lebenden Führers aus der Wolfschanze eintrafen. Es ist offenbar niemand auf den Gedanken gekommen, nachzusehen, ob intern alles richtig läuft, oder dafür zu sorgen, daß die Telephonleitungen ausschließlich den putschenden Offizieren zur Verfügung standen.

Ebenso grotesk ist die Tatsache, daß das Funkhaus befehlsgemäß von einem Ritterkreuzträger besetzt wurde, der leider von Funk nichts verstand und mit dem Bescheid, alles sei abgeschaltet, leicht hinters Licht geführt werden konnte, während der Sendebetrieb tatsächlich überhaupt nicht unterbrochen wurde. Hoffmann: „Hätten die geplanten Maßnahmen funktioniert — einige Stunden früher wäre das wahrscheinlich der Fall gewesen —, so wäre die Rundfunkmeldung von Hitlers Überleben wohl unterblieben.“

Der perfekteste Mechanismus kann eben nicht funktionieren, wenn die Mitwirkung der Menschen in den unteren Rängen nicht gesichert ist. Hoffmann: „Die Wolfschanze nachrichtentechnisch zu isolieren wäre für zwei oder drei kleine Postbeamte leichter gewesen als für Fellgiebel.“ Daß eine Operation heutigentags ohne die Mitwirkung der Sekretärinnen nicht gelingen kann, war militärischem Denken offenbar fremd.

Ins internationale Gespräch ist gerade jetzt eine weitere Konstante aus den Jahren 1938 bis 1944 gekommen: die in vielen Variationen wiederholten Bemühungen der Opposition, mit führenden Männern der Westmächte zu einem Einverständnis zu gelangen. Alle Versuche sind gescheitert. Es ist bezeichnend für Hoffmanns Gerechtigkeitssinn und historische Objektivität, daß er sich an mehr als einer Stelle die kritische englische Position zu eigen macht und etwa das britische Mißtrauen gegenüber der deutschen Opposition für verständlich hält.

Die ablehnende Haltung der britischen Regierung in der letzten Phase des Krieges wird allgemein damit begründet, daß sie den Eindruck vermeiden mußte, hinter dem Rücken der Sowjet-Union einen Sonderfrieden aushandeln zu wollen; daß die Überzeugung, Deutschland könne nur durch eine totale militärische Niederlage gereinigt werden, sich überall durchge-

setzt habe und daß der Verdacht, die Vertreter der Opposition seien in Wahrheit Agenten des Hitler-Regimes, nie überwunden worden sei.

Der langjährige Generalsekretär des Weltkirchenrats, Visser 't Hooft, der 1942 ein Memorandum von Adam von Trott zu Solz an dessen Freund Sir Stafford Cripps überbrachte, glaubt, daß diese Gründe, deren erste beide auch er für schwerwiegend hält, die absolut negative Haltung der englischen Regierung nicht rechtfertigen: „Es scheint mir, daß ein schöpferisches Staatsdenken einen Weg hätte finden können, die deutsche Oppositon zu ermutigen.“ Er erinnert an den Unterschied zwischen der älteren Generation und der Gruppe, zu der Trott zählte: „Er gehörte zu der breiteren europäischen Widerstandsbewegung, die von der Erneuerung Europas durch radikale soziale Reformen und neue föderative Strukturen träumte.“

Das ist eine Seite des deutschen Widerstands, die von Hoffmann kaum



Widerständler von Trott
Memorandum an den britischen Freund

berührt, jedenfalls nicht ernst genommen wird. In einem Nebensatz über das „unrealistische Ziel“ der Kreisauer, „einen neuen Menschen hervorzubringen“, sagt er leichthin: „Wie nötig das ist, weiß man schon lange, und es ist heute nicht weniger nötig als damals.“ Diese Feststellung führt zurück zur eingangs gestellten Frage: Hätten die Dinge nach 1945 bei uns anders laufen können, wenn die Deutschen damals etwas vom Denken, vom Planen, vom Träumen, von der Substanz derer hätten erfahren dürfen, die die vorhitlerische Vergangenheit nicht verleugnen, aber doch eine ganz andere Zukunft hatten vorbereiten wollen?

Vielleicht werden die Töchter und Söhne der Hingerichteten die Frage aufnehmen. Peter Hoffmann tut es nicht. Er hat in den besten Traditionen positivistischer Geschichtsschreibung eine vorbildliche Arbeit geleistet. Wie lange allerdings die Geschichte der Vergangenheit und die Geschichte der Zeit noch betrieben werden kann, ohne die in ihnen enthaltenen Elemente der Zukunft einzubeziehen, dürfte in Kürze zu einem Prüfstein westlicher Geschichtsforschung werden.



Be different.

Fahren Sie diesen Winter auf den Bahamas Ski!

Das Grau des Winters schlägt uns allen aufs Gemüt. Im Januar (spätestens im Februar) werden Trübsal und Monotonie allmählich unerträglich. Wer kann, flieht in die Berge. Wo sich die Erholungsbedürftigen, Tausende und aber Tausende, gegenseitig in die Quere kommen. Beim Skifahren, beim Sonnentanken, beim Nachtleben...

Halten Sie sich diesen Winter vom alljährlichen Kurort-Rummel fern. Schwingen Sie sich über die Wolken empor... und landen Sie im Skifahrer-Paradies der Bahamas, wo sich die passionierten Wintersonnen-Anbeter treffen. Sie werden staunen, wie schnell sich ein Schneehase auch auf den Wasserskis zurechtfindet. Und wenn's einmal schiefgehen sollte: ein Taucher ins sonnenwarme Meerwasser ist viel humaner als ein Sturz auf der eisharten Abfahrtspiste.

Sind Sie bereits ein wenig Bahama-neugierig geworden? Möchten Sie beispielsweise erfahren, was «Karibisches Après-Ski» alles bedeutet? Oder warum manche Mondschein-Skifahrt erst bei Sonnenaufgang endet (in den Alpen schnarchen Sie zu dieser Stunde längst unter tonnenschweren Federdecken). Dann senden Sie uns einfach den Gutschein: Wie sollten wir 700 Inseln, jede mit tausenderlei Verheissungen, auf einer einzigen Seite beschreiben!

Zugegeben, das sommerliche Winterferien-Paradies hat seinen Preis. Aber rechnen Sie bitte mal nach, was Ihre letzten Winterferien gekostet haben (Skilift, Seilbahn, Kurtaxe und andere Nebenausgaben inbegriffen). Und vergleichen Sie diese runde Summe mit dem Preis einer 14-tägigen Pauschalreise nach den Bahamas. Sie werden überrascht sein, wie nahe die beiden Preise beisammen liegen. Verlangen Sie mit dem Gutschein die ausführliche Dokumentation. Das ist der Auftakt zu den schönsten Skiferien Ihres Lebens.

Bitte ausfüllen und einsenden an: Bahamas Ministry of Tourism, Schaffhauserstrasse 210, CH-8057 Zürich. Senden Sie mir bitte kostenlos und ohne Verpflichtung genaue Informationen über die Bahamas

Name __________

Adresse __________

SP 8/69

Bahama Islands

700 freundliche, paradiesische Inseln

Are you big enough for the Bahamas?



MEDIZIN

HERZVERPFLANZUNGEN

Schwere Verluste

Herzverpflanzer Christiaan Barnard überraschte vorletzte Woche die amerikanischen Chirurgen auf ihrer Jahrestagung mit einem Geständnis: Bei seinem berühmtesten Patienten habe er eine wichtige Diagnose, die letzte, vorschnell und falsch gestellt.

„Akutes Herzversagen" hatte der Bruder des Star-Mediziners, Dr. Marius Barnard, auf den Totenschein geschrieben, nachdem Philip Blaiberg am 17. August — 593 Tage nach dem Einpflanzen eines neuen Herzens — gestorben war. „Die Autopsie-Befunde liegen noch nicht vor", hatte wenig später Professor Christiaan Barnard erklärt, aber die Ursache der Herzschwäche sei „ziemlich klar — tiefgreifende Schädigung des Herzmuskels durch akute und chronische Abstoßung des Fremdgewebes".

Nun berichtigte sich der Verpflanzungspionier. Der Kapstädter Zahnarzt, der mit den derzeit wirksamsten Medikamenten gegen die körpereigene Abwehr behandelt worden war, sei letztlich wie Millionen anderer Menschen einem alltäglichen Leiden erlegen: der Arteriosklerose.

Geschädigte Muskelzellen und schwielige Gewebebezirke hatten die Ärzte als Anzeichen der Abstoßungsreaktion in dem Ersatzherzen erwartet. Die Folge wäre ein Nachlassen der Pumpleistung gewesen, die das Herz nur durch krankhafte Vergrößerung hätte kompensieren können.

In Wahrheit wurde das fremde Organ, wie Barnard aufgrund des Autopsie-Berichts den in San Francisco versammelten Chirurgen berichtete, praktisch auf die gleiche Weise zerstört wie Blaibergs erstes Herz. Die Adern, die den Herzmuskel mit Blut versorgen, verhärteten und verengten sich — allerdings unerwartet rasch. Nachdem das gesunde Ersatzherz eingepflanzt worden war, bildete sich die Arte-



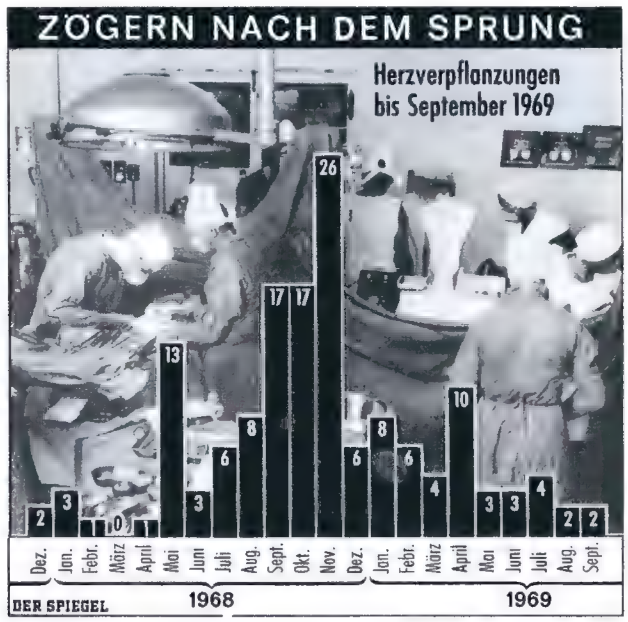
Herzpatient **Blaiberg**
Vorschnelle Diagnose

riosklerose innerhalb von 19 Monaten im gleichen Maße aus wie zuvor in einem ganzen Menschenalter.

Zudem waren, wie die Autopsie ergab, bei Blaiberg eine Nierenarterie und beide Oberschenkelarterien verschlossen. Daß der arteriosklerotische Prozeß derart dramatisch verlief, erläuterte Barnard, sei womöglich doch mit der schleichenden Abstoßungsreaktion zu erklären (die zweimal auch zu heftigen Krisen geführt hatte).

Als Argument gegen weitere Herzverpflanzungen will Barnard diesen Befund freilich nicht gewertet wissen. „Ich kann nicht einsehen, daß Dr. Blaibergs Tod irgend etwas zu bedeuten hat", kommentierte er den wiederauflebenden Streit über Nutzen und Risiko des Herzaustauschs, „es ging ihm besser, als vorherzusehen war; erst gaben ihm die Leute 14 Tage, dann 17 Tage, dann zwei, schließlich drei Monate, dann ein Jahr" (er überlebte gut eineinhalb Jahre).

Gleichwohl gehen die Transplantationschirurgen, nach dem anfänglich fast sprunghaften Herzverpflanzungs-Boom, gegenwärtig nur noch zögernd zu Werke. Seit im November letzten Jahres 26 Kranke, mehr als je zuvor in einem Monat, ein neues Herz eingesetzt bekamen, ist die Zahl der Herzverpflanzungen stark zurückgegangen (siehe Graphik).



Das Institut für Kardiologie in Montreal beispielsweise, wo Dr. Pierre Grondin und seine Mitarbeiter neun von den 15 kanadischen Herzempfängern operierten, hat weitere Transplantationen vorerst abgesagt. Von den insgesamt 56 Chirurgen-Teams in aller Welt, die Herzen verpflanzt haben, halten sich gegenwärtig nur mehr zehn bereit, die Operation zu wagen.

„Man kann die Ärzte mit Generälen einer Armee vergleichen, die schwere Verluste erlitten hat", so formulierte Barnard den medizinischen Frontbericht, „jetzt überlegen wir, ob wir uns zu einer neuen Attacke sammeln sollen."

Und Dr. C. Walton Lillehei vom Cornell Medical Center in New York, einst Barnards Lehrer, hat die Erfahrung gemacht, daß durch Blaibergs Tod „potentielle Herzempfänger verzagt sind". Sechs- oder achtmal während der letzten drei Monate sei aus diesem Grund ein vorgesehener Eingriff unterblieben.

Aber Lillehei ist auch überzeugt, daß „etliche Chirurgen auf den abfahrenden Zug sprangen, ohne hinreichende Fähigkeiten und psychische Kraft für die Entwicklungsarbeit auf diesem Gebiet mitzubringen; wer schnell entmutigt wird, ist jetzt wieder abgesprungen".

Die Mißerfolge bei den Herztransplantationen sind freilich nicht größer, die Erfolge nicht geringer als bei vergleichbar schweren anderen Operationen zu der Zeit, in der die jeweilige Technik erst erprobt und verfeinert werden mußte. Bis Anfang dieses Monats wurde 145mal ein menschliches Herz verpflanzt. Von den Empfängern waren Ende letzter Woche 31 am Leben — elf von ihnen haben den Eingriff bereits länger als ein Jahr überlebt. (Und viele der gängigen Krebsoperationen haben keinen anderen Zweck, als dem Patienten das Leben für einige Wochen oder Monate zu erleichtern.)

So nehmen denn gerade die kompetentesten unter den amerikanischen Herzchirurgen — wie etwa Lillehei und der New Yorker Dr. Adrian Kantrowitz — die vorläufigen Resultate eher als Ansporn zu noch intensiverer Forschung.

„Wenn man jemanden 19 Monate durchbringt", so umschrieb es Lillehei, „wird man die nächsten Patienten vielleicht 38 oder 72 Monate durchbringen; Dr. Blaibergs lange Überlebenszeit ist ein Rekord, den es zu überbieten gilt."

Daß die Erfahrungen, die sich auf diesem enttäuschungsreichen Weg einstellen, schon für den jeweils nächsten Patienten nützlich sein können, will Professor Barnard nun in seiner Klinik demonstrieren: an den beiden überlebenden von den bislang fünf Kapstädter Herzempfängern.

Um den vermutlich schlimmsten Nebeneffekt der noch nicht auszuschaltenden Abwehrreaktion aufzuhalten, hat Barnard einen neuen Behandlungsplan verordnet. Um der Arteriosklerose vorzubeugen, an der Philip Blaiberg starb, müssen die Herzempfänger entsprechende Medikamente nehmen und eine Diät einhalten.

Es gibt Menschen, die sind den anderen ein Stück voraus – sie haben ein Schlafzimmer mit Resopal.

Zeitlos, klar, praktisch ist der Stil unserer Zeit. Wie Resopal! Schön und dekorativ. Wie Resopal! Sauber. Wie Resopal!

Mit der Küche fing sie an: die Zukunft von Resopal. Heute gibt es Millionen Küchen mit Resopal. Aber moderne Menschen gehen schon weiter. Ihre Schlafzimmer, Wohnzimmer, Kinderzimmer, Dielen mit Resopal beweisen es.



Es gibt nur ein Resopal. Achten Sie auf dieses Zeichen! RESOPAL®

Resopal® – eingetragenes Warenzeichen des Alleinherstellers H. RÖMMLER GMBH, 6114 GROSS-UMSTADT

WOZU HEUTE NOCH PHILOSOPHIE?

SPIEGEL-Gespräch mit dem Philosophen Karl Löwith



Löwith (3. v. l.) beim SPIEGEL-Gespräch in seinem Haus in Carona, Tessin*

SPIEGEL: Herr Professor Löwith, in der vergangenen Woche beschäftigte sich der IX. Deutsche Kongreß für Philosophie in Düsseldorf in einer Fülle von Veranstaltungen mit dem Thema „Philosophie und Wissenschaft". Philosophie wird in der Bundesrepublik, von der Öffentlichkeit wenig bemerkt, fast ausschließlich an den Universitäten betrieben — dort aber gleich auf 82 Lehrstühlen gelehrt. Wozu, so kann man sich fragen, wird ein derart großer Aufwand mit der Philosophie getrieben?

LÖWITH: Ich finde den großen Aufwand auch lächerlich; man hat die Möglichkeiten und die Apparate und nutzt sie aus. Aber diese Betriebsamkeit spricht weder für noch gegen die Philosophie. Das Thema dieses Kongresses, das Mißverhältnis von Philosophie und Wissenschaft, war sogar außerordentlich sinnvoll.

SPIEGEL: Der Vorstand der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland hat von einer „Entfremdung zwischen der Philosophie und den positiven Wissenschaften" und von einer „fragwürdigen und gefährdeten Stellung der Philosophie" gesprochen.

LÖWITH: Das ist faktisch so und liegt einfach daran, daß schon seit mindestens 50 Jahren diejenigen, die Philosophie unterrichten, selbst wenn sie begabt und noch so fleißig sind, den ununterbrochen sich erneuernden Forschungsergebnissen nicht mehr folgen können.

SPIEGEL: Sie selbst haben andererseits auch hervorgehoben, daß die „produktiven Antriebe alles gegenwärtigen Denkens schon seit hundert Jahren nicht mehr der Philosophie entspringen, sondern den großen wissenschaftlichen Entdeckungen zu verdanken sind". Da taucht doch die Schwierigkeit auf, daß die Philosophie auf Entdeckungen angewiesen ist, die sie gleichwohl nicht verarbeiten kann.

LÖWITH: Das ist höchst bedauerlich. Epochale Entdeckungen wie die von Darwin, Marx, Freud und Einstein sind in ihren Konsequenzen heute von einem durchschnittlichen Studenten oder auch Dozenten der Philosophie nicht einmal dann beherrschbar, wenn er sich dafür interessieren würde.

SPIEGEL: Was bleibt dann aber für die Philosophie zu tun übrig? Soll sie nur noch einen Generalaspekt geben — in der Gefahr, das Ganze in einer falschen Perspektive zu sehen?

LÖWITH: Das ist in der Tat *die* Schwierigkeit. Um sie von den hochspezialisierten Wissenschaften grob zu unterscheiden, kann man sagen, daß die Philosophie — ganz gleich, ob im traditionellen Sinn Metaphysik oder das, was sich Heidegger darunter vorstellt — in der Tat nur möglich ist, wenn sie sich um das „Ganze" kümmert. Das Ganze war traditionellerweise nicht einfach der Mensch, sondern bis hin zu Hegel eine Dreiheit, Gott, Mensch (Seele) und Welt. Heute hat sich dieses Ganze, meiner Ansicht nach mit Recht, durch die Kritik der Onto-Theologie reduziert auf Mensch und Welt. Welt kann dabei aber nicht nur verstanden werden in der Beschränkung auf die Menschenwelt, sondern Welt heißt Universum, das wirkliche physische Weltall.

SPIEGEL: Aber wer könnte es heute wagen, Aussagen über das Universum zu machen?

LÖWITH: Dazu möchte man wissen, was in der Physik, Astronomie, Weltraumforschung und dergleichen vor sich geht. Ich kenne unter sämtlichen Philosophen, die zu meiner Zeit noch gelebt haben, einen einzigen, der kompetent war, weil er zugleich ein bedeutender Mathematiker und Physiker war, ein Mitarbeiter von Bertrand Russel: nämlich Alfred Whitehead. Whitehead konnte es noch riskieren, in seinem großen Werk eine Kosmologie zu entwickeln, die nicht einfach in der Luft schwebt, sondern exakte Kenntnisse in der Physik und Mathematik zur Voraussetzung hat. Die deutschen Philosophen dagegen, Fichte, Schelling, Hegel, hatten keine produktive Berührung mehr mit den Fachwissenschaften.

SPIEGEL: Würden Sie dann sagen, daß von den gegenwärtigen Richtungen der Philosophie in Deutschland nur diejenigen an der Zeit sind, die sich besonders mit den Naturwissenschaften beschäftigen und von daher auch ihre Methoden nehmen wollen — also etwa der Positivismus oder der Neopositivismus?

LÖWITH: Soweit ich die Dinge übersehe, möchte ich bezweifeln, daß die Positivisten oder Neopositivisten in den Naturwissenschaften wirklich mitreden können.

SPIEGEL: Muß man sich angesichts all dieser Schwierigkeiten dann aber nicht der Frage stellen: Wozu heute noch Philosophie?

LÖWITH: Darauf kann ich nur mit zwei Beispielen antworten: Die zwei

KARL LÖWITH

72, einer der Senioren der deutschen Philosophie, Nietzsche-Kenner und wie dieser ein scharfer Kritiker aller christlichen Spuren im Denken („Zur Kritik der christlichen Überlieferung", 1966), Ehrendoktor der Universität von Bologna, rechnet sich keiner der zeitgenössischen Philosophen-Schulen zu. Aus der Arbeit an dem Versuch, die antike Kosmologie den modernen Naturwissenschaften zu konfrontieren, gewann er Distanz zu seinen Lehrern Husserl und Heidegger („Heidegger, Denker in dürftiger Zeit", 1953). Der gebürtige Münchner mußte nach 1933 als Dozent Deutschland verlassen, lehrte anfangs in Rom, später in Japan und schließlich, bis zu seiner Rückkehr in die Bundesrepublik 1952, in den USA. Heute lebt Löwith, seit 1964 emeritiert, abwechselnd in Heidelberg und in Carona bei Lugano.

* Mit SPIEGEL-Redakteuren Dieter Brumm, Dr. Helmut Gumnior und SPIEGEL-Stenograph Heinz Daenicke (l.).

Ein heißer Tip

(für kühle Rechner.)



Der neue Electronic-Rechner ICR 412 von Olympia. Er entschärft Rechenprobleme. Er macht komplizierte Rechenaufgaben zur Spielerei: Kaum haben Sie ihm eine Aufgabe gegeben, schon haben Sie das Ergebnis. Deshalb werden Sie mit dem ICR 412 anderen immer um die berühmte Nasenlänge voraus sein.

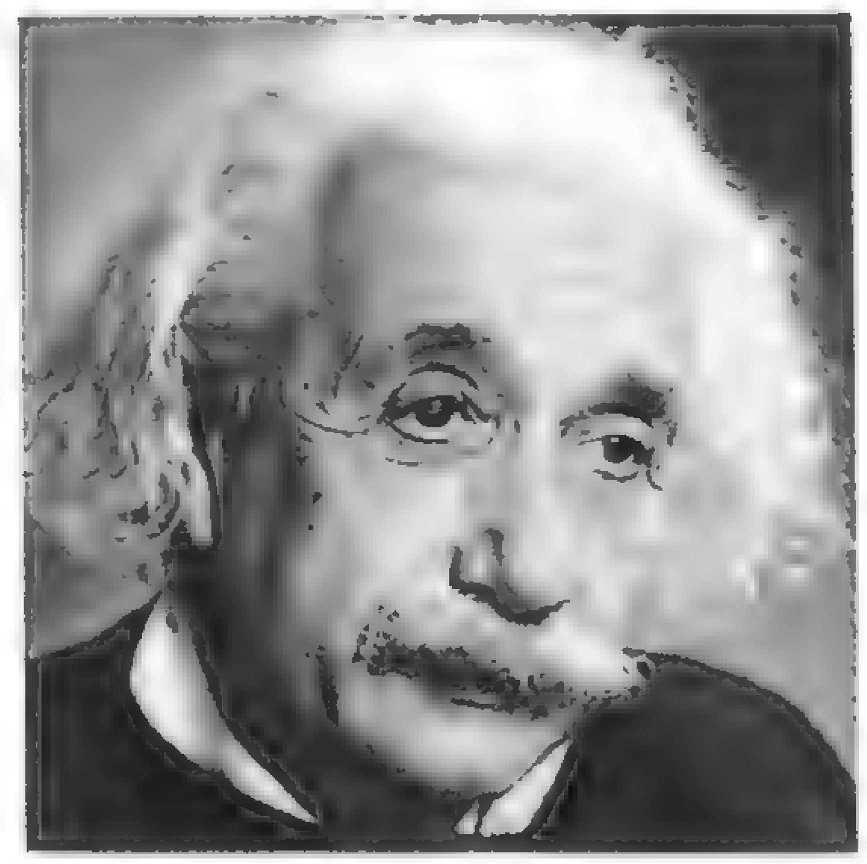
Sie glauben wir übertreiben? Sehen Sie sich den ICR 412 an! Er hat eine Ausstattung, die selbst bei Electronic-Rechnern alles andere als üblich ist. Eine 24-stellige Kapazität in sämtlichen Rechenbereichen. Eine Arithmetik-Rechentechnik. Einen rechnenden Speicher. Ein Memoriawerk als Gedächtnisspeicher. Eine Mehrzwecktastatur für Zifferneingabe und Dezimalstellen-Festlegung. Und einen Spannungsumschalter für alle Netzspannungen der Welt.

Dann wäre auch seine Form zu nennen. Hervorragend in Design und Farben. Prestigegewinn für jeden, der damit rechnet.

Und dann seine mehr als bescheidenen Abmessungen, die im krassen Gegensatz zu seiner Leistung stehen. Aber selbst darum macht ein Olympia ICR 412 keinen Wirbel. Er arbeitet lautlos. Ein stummer Diener. Aber ein treuer, den Sie stets bei der Hand haben.

Olympia International · Büromaschinen · Bürosysteme

Olympia



Physiker **Einstein**
„Die epochalen Entdeckungen ...

philosophischen Werke, die vor mehr als 40 Jahren Aufsehen erregt und mit Recht viele junge Menschen angesprochen haben, das waren Heideggers „Sein und Zeit“, 1927, und die bald darauf erschienene dreibändige „Philosophie“ von Karl Jaspers. Jaspers hatte fachliche Kenntnisse der Psychiatrie; er lehnte es ausdrücklich ab, daß Philosophie mit beweisbaren oder widerlegbaren Dingen zu tun habe. Sie wird zu einem vagen Lesen von Chiffren der Transzendenz. Das hat uns zwar damals in gewisser Weise auch beeindruckt. Aber heute sehe ich es in der Tat als außerordentlich unbefriedigend und unverbindlich an.

SPIEGEL: Würden Sie das gleiche von Heidegger auch sagen?

LÖWITH: Nein, denn Heidegger fragt unentwegt nach der Wahrheit des Seins im Ganzen. Zur Vorbereitung dieser Seinsfrage analysiert er mit großer Energie das menschliche Dasein, und diese Analyse hatte kraft ihrer zeitgeschichtlichen Bedingtheit eine außerordentliche Wirkung.

SPIEGEL: Sie meinen also, daß Jaspers und Heidegger die Philosophie noch einmal gerettet haben?

LÖWITH: Das wäre zuviel gesagt, aber Sie sehen an diesen zwei Beispielen, und bei Heidegger sehr viel eindringlicher als bei Jaspers, daß es offenbar auch heute noch möglich ist, unter Abstraktion von den Ergebnissen fachwissenschaftlicher Forschung über das Ganze des Seins nachzudenken. Dennoch würde ich nicht zurücknehmen, was ich vorhin gesagt habe: daß es außerordentlich prekär ist, wenn die Ergebnisse der Fachwissen-



Erbforscher **Darwin**
... für Philosophen ...



Ökonom **Marx**
. . . sind in ihren Konsequenzen . . .

schaft dabei in keiner Weise eingearbeitet sind. Heidegger hatte damals weder eine Zeile von Marx gelesen, noch interessierte er sich für Darwin und für Freud. Aber trotz dieser fundamentalen Mängel kann ein bedeutender spekulativer Denker heute noch konkrete Analysen geben, die von seinem prinzipiellen Anliegen relativ unabhängig sind.

SPIEGEL: Sie selbst aber sind auch skeptisch dem Fortschritt der Wissenschaften gegenüber. Sie haben vor dem Vertrauen gewarnt, das von der modernen Wissenschaft in den Fortschritt gesetzt wird.

LÖWITH: Ich bezweifle nicht, daß ein evidenter, unwiderleglicher Fortschritt in den Naturwissenschaften gemacht worden ist, der alle Verhältnisse des gesellschaftlichen und politischen Lebens unserer Zeit mitbestimmt. Ich frage mich nur in bezug auf all diese Fortschritte im Plural, ob sie heute noch den Optimismus motivieren können, eine fortschreitende Verbesserung des menschlichen Zusammenlebens hervorzubringen. Denn ich behaupte, daß heute selbst für die maßgebenden Leute, die diesen Fortschritt in den Naturwissenschaften befördern, der Fortschritt zum Fatalismus geworden ist. Man kann ihn nicht mehr aufhalten; die Entwicklung der wissenschaftlichen Technik ist irreversibel.

SPIEGEL: Sie meinen, Fortschritt sei heute schon zum Selbstzweck geworden?

LÖWITH: Ich frage mich, ob vielleicht im ganzen Verhältnis des Menschen zur Welt etwas nicht mehr stimmt, wenn man glaubt, sie auf diese



Seelenforscher **Freud**
. . . nicht mehr beherrschbar"

SPRENGEL

Ein Stück Schlaraffenland





Sprengels neueste Schnapsidee: Brendli

Berühmte Obstbrände haben wir für Sie mit SPRENGEL-Schokolade umhüllt und „Brendli" getauft. In jeder Packung Brendli feiern Sie Wiedersehen mit Williams-Birne, Slivovitz, mit Aprikosenbrand, Waldhimbeer-Geist und Schwarzwälder Kirschwasser. Wann legen Sie einen „Obsttag" ein? Mit Brendli. Brendli gibt's jetzt überall. Aber nur von Sprengel.

SPRENGEL

Weise immer mehr beherrschen zu müssen und beherrschen zu können. Es ist mir zweifelhaft, ob der Mensch wirklich alles machen soll, was er de facto machen kann. Es gibt ja für uns keine Instanzen mehr, weder religiöse noch moralische, die uns Einhalt gebieten könnten.

SPIEGEL: Würden Sie der Philosophie eine solche Instanz zubilligen?

LÖWITH: An sich wäre es eine legitime Aufgabe der Philosophie, so wie es in früheren Jahrhunderten eine legitime Aufgabe der Religion und der Kirche war, in allen solchen Fragen Maßstäbe und Grenzen der Verantwortung zu setzen. Wenn man aber nicht weiß oder sich nicht zutraut, behaupten zu können, welches die oberste Instanz ist, und das kann heute niemand, dann wird diese an sich legitime Aufgabe unerfüllbar.

SPIEGEL: Bezieht sich Ihre Skepsis nicht nur auf die deutsche Situation? In Frankreich zum Beispiel haben die Philosophen ein ganz anderes Gewicht als bei uns in Deutschland.

LÖWITH: Die akademische Isolierung der deutschen Philosophie war immer auffallend groß. In Frankreich dagegen hatte die Philosophie schon immer eine viel nähere Verbindung zur Literatur und den sozialen und politischen Problemen. Und dazu kommt, daß in Frankreich der Marxismus, ganz gleich, in welcher Variante, eine ungleich größere Rolle gespielt hat als bei uns, wo nach Kriegsende der Marxismus zunächst der Ostzone überlassen wurde.

SPIEGEL: Sie haben aber selbst gesagt, daß der „Marxist im Sinne von Marx nicht zugleich Philosoph sein kann".

LÖWITH: Ja, das würde ich trotzdem aufrechterhalten. Ebenso wie viele französische sind auch unsere Intellektuellen, die heute eine gewisse Rolle spielen, so das Frankfurter Institut, Horkheimer, Adorno und vor allem der außerordentlich kluge und verantwortungsvolle Habermas, durch Marx und den Marxismus geprägt. Das ist ein Novum. Marxismus aber, wie ihn Marx selber verstand, ist faktisch mit Philosophie in dem vorhin besprochenen Sinn unvereinbar. Und zwar aus dem einfachen Grund, weil schon der junge Marx klipp und klar erklärt hat, daß es nach der Vollendung der deutschen spekulativen Philosophie darauf ankomme, die Philosophie als solche aufzuheben und sie in der sozialen Praxis zu verwirklichen und damit die Welt zur Vernunft zu bringen. Wenn man dieses Programm ernstnimmt, dann hat man damit die Philosophie als solche abgeschafft, und an ihre Stelle tritt eben das, was sich nunmehr Marxismus nennt.

SPIEGEL: Aber viele Marxisten betrachten sich dennoch als Philosophen — sogar in Rußland.

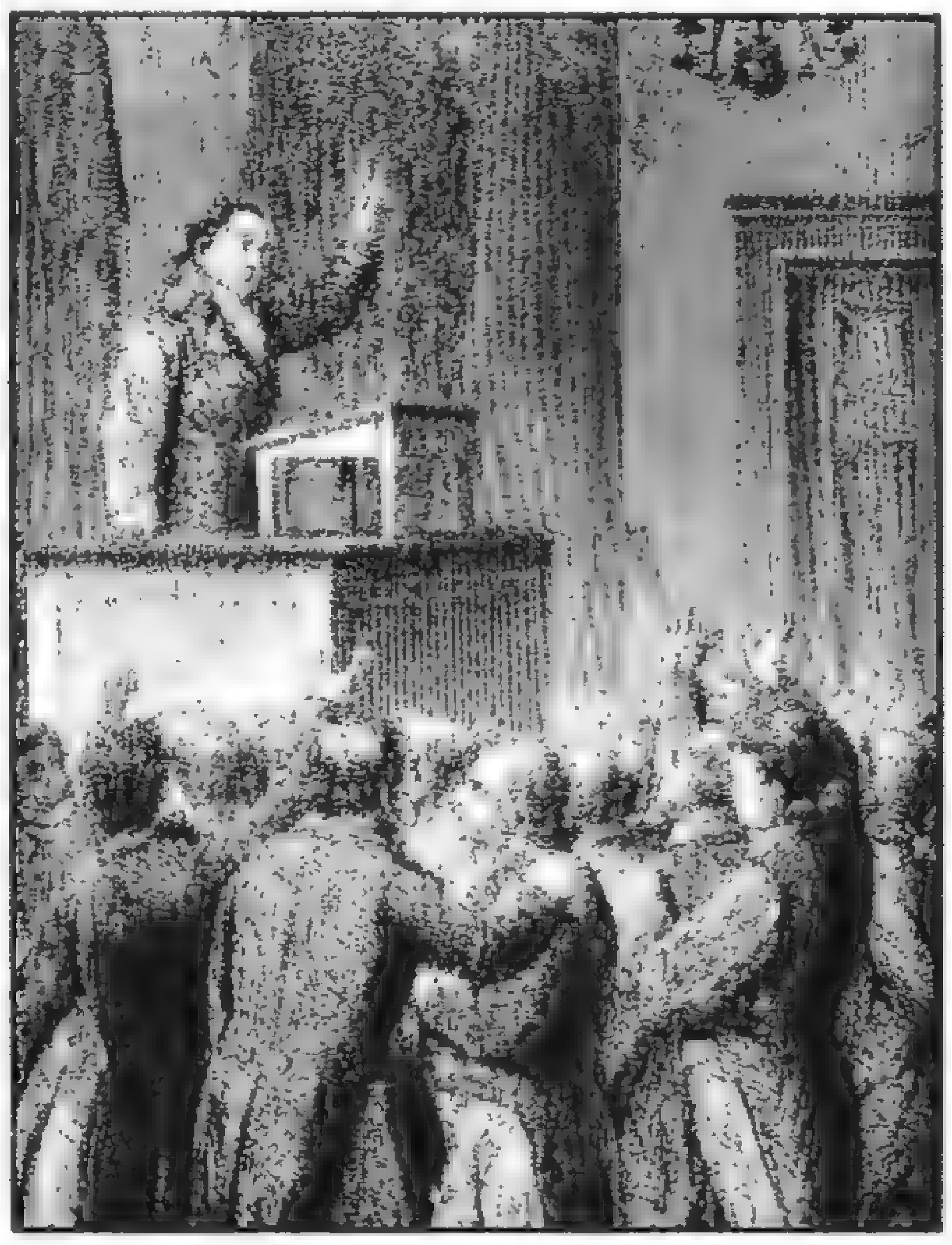
LÖWITH: Ein Marxist, der sich selber versteht, kann keine Philosophie neben sich dulden. Wenn in den kommunistischen Ländern wie Jugoslawien und der Tschechoslowakei an den Universitäten noch Philosophie unterrichtet wird, dann ist das nur eine Konzession an den überlieferten Betrieb: Man unterrichtet eben in marxistischer Orientierung noch immer Geschichte der Philosophie.

SPIEGEL: Soll das heißen, daß Habermas, Horkheimer, Adorno entweder keine Marxisten sind oder keine Philosophen?

LÖWITH: Adorno ist ein besonderer Fall, weil er ein hochgebildeter, philosophisch informierter Mann gewesen ist, der sich auf Theorie beschränken wollte; aber der eigentliche Kern und das Motiv seiner philosophischen Schriften ist doch der Versuch, auf eine sublimierte, mehr oder minder raffinierte Art die revolutionäre Tendenz von Marx in die Philosophie hineinzubringen: durch eine radikale Kritik alles Bestehenden.

SPIEGEL: Und wie ist es bei Habermas?

LÖWITH: Habermas hat mir einmal erklärt, und das hat mich beeindruckt,



Beamteter Denker **Fichte**
„Dubiose Rolle der Philosophie"

daß für ihn die Frühschriften von Marx ungleich wichtiger geworden seien als Nietzsche. Das ist ein Generationsunterschied. Mag sein, daß für die jungen Leute heute das ganze Pathos und der Jugendstil von Nietzsches Zarathustra unerträglich geworden sind. Ich habe mich daran nicht gestoßen und habe ebenso wie später Heidegger immer Nietzsche für den letzten großen deutschen Philosophen gehalten.

SPIEGEL: Herr Professor Löwith, Sie sind in gewisser Weise zugleich Schüler und Zeitgenosse Heideggers; das gleiche gilt ja für Herbert Marcuse, dessen Gesellschaftskritik Sie einen „utopischen Marxismus" genannt haben. Wenn Sie nun sagen, daß die junge Generation sich mehr als die Ihre auf Marx zurückbesinnt und wenn Sie weiter sagen, daß dies Ernstnehmen von Marx eigentlich die Zerstörung der Philosophie bedeutet, bestreiten Sie dann nicht einer ganzen Generation junger Philosophen, Philosophen zu sein?

LÖWITH: Ja, das tue ich in der Tat, denn wer die Welt auf die sozialpolitische Praxis der geschichtlichen Menschenwelt reduziert, hat damit aufgehört, sich noch auf das Ganze dessen, was ist, zu besinnen. Als Ende der zwanziger Jahre zum erstenmal die Texte des jungen Marx veröffentlicht wurden, also die Kritik der Hegelschen Philosophie, da haben sie auf mich sofort einen außerordentlich starken Eindruck gemacht. Marx' Kritik der traditionellen Philosophie wurde mir außerordentlich wichtig. Marcuse, den ich schon damals kannte, war darin mit mir einig. Aber andererseits hat mein Interesse an Marx nie dazu geführt, daß ich mich politisch engagiert hätte — auch wenn ich, im Unterschied zu Adorno, an einem so klugen Mann wie Marcuse begrüße, daß er in so offener Weise eine politisch relevante Position bezogen hat.

SPIEGEL: Dennoch befürworten Sie theoretisch das Engagement des Philosophen. Sehen Sie die Aufgabe der Philosophie darin, auf eine Veränderung der Gesellschaft hinzuwirken?

LÖWITH: Ich kann mir überhaupt keine Philosophie im eigentlichen Sinn vorstellen, die die Tendenz oder auch die faktische Möglichkeit haben könnte, in der heutigen Gesellschaft oder in irgendeiner Gesellschaft sonst unmittelbar effektiv zu sein. Nach meiner altmodischen Auffassung ist sie eine Angelegenheit *für wenige,* einzelne. Wenn sie ernst betrieben wird, verlangt sie eine Konzentration auf das Wesentliche, die den Seitenblick auf unmittelbare zeitgenössische Wirksamkeit ausschließt. Mittelbar kann sie sehr wohl wirken.

SPIEGEL: Dann wäre es doch nur konsequent, die Philosophie von der Universität verschwinden zu lassen, so wie jetzt auch das Philosophikum verschwindet.

LÖWITH: Das habe ich begrüßt — alle vernünftigen Leute haben das begrüßt. Denn warum soll man, um einen vollen Hörsaal zu haben, mit Leuten rechnen, die wegen eines Examens kommen? Auch gegen die Ausklammerung der Philosophie aus der sogenannten Philosophischen Fakultät, in der sie ohnedies eine dubiose Rolle spielt, hätte ich nichts. Die ganze Fakultät nennt sich zwar philosophisch, aber die Philosophie gibt es eigentlich nicht mehr. Ich sage das nicht, weil ich heute emeritiert und nicht mehr unmittelbar beteiligt bin, sondern weil das Faktum, wie wir es in Deutschland um 1800 herum gehabt haben, daß nämlich sehr bedeutende Philosophen europäischen Rangs wie Kant, Fichte, Schelling und Hegel zugleich Universitätslehrer und Universitätsbeamte waren, nur eine unwahrscheinliche Ausnahme gewesen ist. Fast alle anderen bedeutenden Philosophen, die man aus der Geschichte der Philosophie kennt — F. Bacon, Descartes, Hobbes, Spinoza, Leibniz, Locke, Hume — waren keine Universitätslehrer.

SPIEGEL: Sie haben den Deutschen vorgehalten, „in besonderer Weise für Pathos und Führung empfänglich und


Die berühmte ZentRa-Safari:
Hart im Nehmen. Jeder Lage gewachsen.
Absolut wasserdicht. Kondenswasserfrei.
Schweizer Präzisionswerk.
Automatik mit Kugellager-Rotor.
Zusätzliche Ganzwerk-Stoßsicherung.
Von DM 123,- bis DM 196,-
ZentRa
...worauf Sie sich verlassen können!
ZentRa-Uhren für Damen und Herren.
In allen Preislagen. Für jede ZentRa-Uhr bürgen 2000 ZentRa-Garantiegeschäfte.
ZentRa
Das Zeichen der Zeit

unempfänglich für nüchterne Skepsis, geistigen Leicht-Sinn und common sense" zu sein. Zeigt sich das auch bei den deutschen Philosophen?

LÖWITH: Zum Glück heute etwas weniger als zu meiner Jugend, als noch der Kreis um Stefan George florierte, als man Heideggers „Sein und Zeit" las und Jaspers' „Existenzerhellung". Und ich glaube, in keinem anderen Land wäre es möglich gewesen, aus der Verehrung für Dichter wie Hölderlin und Rilke eine Art Heiligenkult zu machen. Heute hat die Wiener und die Oxforder Schule nachträglich auch bei uns eine große Ernüchterung gebracht; ich kenne eine ganze Reihe jüngerer Leute, die von diesen sprachkritischen Studien sehr beeindruckt sind. Aber auch die vielen Erörterungen über Gesellschaftstheorie sind ja an sich sehr nüchterne Angelegenheiten. Was ich erschreckend finde, ist, da trotz dieser Ernüchterung unter den führenden Leuten der außerparlamentarischen Opposition, den SDS-Studenten etwa, mit einem doktrinären und dogmatischen Pathos Reden gehalten werden, wie ich sie aus der Nazi-Zeit kannte.

SPIEGEL: Sie vergleichen das nur vom Pathos, nicht vom Inhalt her?

LÖWITH: Mein eigentliches Interesse war immer ein kritisches, in der Linie des jungen Heidegger: „Destruktion" einer nicht mehr lebendigen Überlieferung, ein Abbau auf Fundamente hin. Und dazu gehört der Abbau der christlich-theologischen Überlieferung innerhalb der Metaphysik, ebenso wie der Zweifel an Heideggers Interpretation der Technik, von der er sagt, sie sei nicht etwas bloß von Menschen Gemachtes, sondern ein Geschick des Seins. Ich habe nicht die geringste Erfahrung von diesem Seins-Geschick, dagegen habe ich sehr wohl eine Erfahrung vom Fortschritt der wissenschaftlichen Technik als einem phantastischen Unternehmen der Menschheit in einer Richtung, die schon Max Weber aufs deutlichste aufgezeigt hat: in der Richtung auf eine universale Rationalisierung sämtlicher menschlichen Verhältnisse einschließlich der sozialen und politischen.

SPIEGEL: Kann eine der gegenwärtigen Richtungen in der Philosophie vor Ihrer Kritik bestehen?

LÖWITH: Ich halte die sprachkritischen Arbeiten für philosophisch wichtiger als die Gesellschaftstheorie. Wenn Sprachkritik vernünftig und ohne den übertriebenen Anspruch gemacht wird, zu dekretieren, was sinnvolle und sinnlose Fragen sind, wenn sie philologisch und semantisch kritisch arbeitet, dann kann sie eine außerordentlich fruchtbare und sinnvolle Funktion haben. Deshalb befinde ich mich völlig außerhalb des Horizonts und der Dimension von Heideggers Denken, wenn er behauptet, daß die Sprache nicht nur eine Behausung des Menschen ist, sondern das „Haus des Seins".

SPIEGEL: Damit bleibt die Philosophie dann aber doch im Wissenschaftsbereich; halten Sie ein Hinaus-



Denker **Heidegger**
Wurde die Philosophie . . .

schreiten in soziale oder politische Praxis für unmöglich?

LÖWITH: Die soziale und politische Praxis enthält Theorie — heute zum Beispiel marxistische oder antimarxistische — und also Sprache. Eine Aufgabe sprachkritischer Philosophie könnte es sein, auch in diesem Bereich die Zweideutigkeit, Vieldeutigkeit und oft Sinnlosigkeit des gebrauchten Vokabulars und Jargons in Frage zu stellen.

SPIEGEL: Wäre es also eine Aufgabe von Philosophen, die Sprache im politischen Bereich zu analysieren, um von daher Kritik an der Politik zu üben?

LÖWITH: Gewiß, sogar in erster Linie. Wenn ich in den letzten Jahren alle diese Manifeste und Diskussionen unserer linksradikalen Studenten mit ihrem sozialistischen und marxistischen Vokabular hörte, war es für mich erschreckend, daß junge Menschen, die immerhin doch studieren und etwas lernen wollen, mit einer derart dogmatischen Unverfrorenheit ununter-



Denker **Jaspers**
. . noch einmal gerettet?

brochen ein Vokabular verwenden, das zum Teil von Marx abstammt, zum Teil von heutigen Soziologien marxistischer Orientierung, deren Worte wie: spätkapitalistisch, repressiv, progressiv, manipuliert und so weiter völlig ungeprüft sind.

SPIEGEL: Wenn der Philosoph Sprachkritik treibt und auch die zeitgenössische politische Sprache analysiert, haben wir dann nicht den Berührungspunkt zwischen Philosophie und Gesellschaft?

LÖWITH: Zumindest ist es die Stelle, an der sie sich heute am ehesten berühren. Aber ich befürchte, wir sind uns nicht einig in dem, was Sie Philosophie und Gegenwart nennen. Diese ist nicht von heute, sondern von weit her. Und die Philosophie lebt seit jeher in und von der Sprache. Deshalb interessiert mich die sprachanalytische Schule.

SPIEGEL: Will der Philosoph, der die politische Sprache analysiert, nun doch unmittelbar auf politische und gesellschaftliche Praxis einwirken — zum Beispiel, indem er den Sprachgebrauch des SDS bekämpft?

LÖWITH: Unmittelbar kann er es nicht, selbst wenn er es wollte. Die Sprache der Politik und der Gesellschaftswissenschaft ist wahrhaft kritisch nur der philosophischen Reflexion zugänglich, und wenn Soziologen und Politologen es selber versuchen, dann reflektieren sie eben auf ihr eigenes Geschäft, aber ohne ihre Voraussetzung: daß der Mensch seinem Wesen nach ein gesellschaftliches Gattungswesen ist, in Frage zu stellen. Die Reflexion der reflektierten Soziologen begrenzt sich an der Besessenheit von einem Willen zur Veränderung, den sie sich als soziale Pflicht moralisch auferlegen.

SPIEGEL: Dann würden Sie sagen, daß die Sprachkritik den endgültigen Abgesang auf die Metaphysik anstimmt?

LÖWITH: Sie ist in der Tat eine Art Abgesang auf die Metaphysik. Darin steckt ein positives und fruchtbares Moment, aber man darf sich nicht einbilden, daß man auf dieser Ebene die Philosophie in ihren klassischen metaphysischen Problemen wiederherstellen könnte. Man besinnt sich nur mit Recht auf das universelle Instrument alles Denkens.

SPIEGEL: Glauben Sie, daß die Philosophie mit ihren klassischen Problemen überhaupt wiederherstellbar ist?

LÖWITH: Nein. Die klassischen Probleme Gott-Mensch(Seele)-Welt: Von der Seele mag sowieso niemand mehr sprechen, weil man nicht weiß, ob man überhaupt eine hat. Von Gott trauen sich nicht einmal mehr die Theologen zu reden. Und von der Welt der Natur könnte man zwar durchaus sinnvoll sprechen, aber, wie gesagt, nur dann in einer nicht dilettantischen oder halb mythischen oder halb dichterischen Weise, wenn man in der Naturwissenschaft die nötigen Kenntnisse hat.

SPIEGEL: Herr Professor Löwith, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

BÜCHER

NEU IN DEUTSCHLAND

Fast unmögliches Glück

James Baldwin: „Sag mir, wie lange ist der Zug schon fort". Rowohlt; 432 Seiten; 25 Mark.

„Es bedeutet", sagte sie ernsthaft wie ein Kind, „daß wir hervorragend sein müssen. Das ist alles, was wir haben ..." — „Aber man kann nicht einfach beschließen, hervorragend zu sein, Barbara." — „Manche Menschen können es. Manche Menschen müssen es."

Die das erkannt hat, ist die eigenwillige Tochter einer reichen amerikanischen Südstaaten-Familie, und sie sagt es dem Jungen, den sie liebt: einem Harlem-Neger. Beide sind Schauspiel-Eleven am Beginn ihrer Laufbahn. Beide werden hervorragend, und ihre freizügige, großmütige, also schon ideale Liebe wird nur deshalb nicht von der US-Gesellschaft abgewürgt, weil sie hervorragend, prominent sind.



Autor **Baldwin**
„Das ist alles, was wir haben"

Bei kulminierender Karriere wirft den 39jährigen schwarzen Star ein Herzanfall mitten auf der Bühne um. Er übersteht den Kollaps, aber in Todesnähe und während langer Rekonvaleszenz versucht er, sich übers eigene Ich und Leben erinnernd klarzuwerden.

Bestandsaufnahme und Schwarz-Weiß-Konstellation: James Baldwin, 45, bietet in seinem neuen Roman nichts, was sich originell nennen läßt. Doch die Klischees des konventionellen Erzählens — und Baldwin glaubt allerdings an die Erzählbarkeit der Existenz — werden nichtig vor der Vehemenz intelligenter Lebenserfahrung, die dieses Werk bewegt.

Wie Romanheld Leo Proudhammer, der vierfache Außenseiter — er ist schwarz, bisexuell, Künstler und glaubenslos —, seine Kindheit, sein Knabenalter und seine Karriere schildert, wie er Vater und Mutter, Bruder und Barbara in ihren Eigenheiten und in ihren durch Ressentiments und Repressionen verursachten Entstellungen vorführt, das macht seinen Autor zu Amerikas schwarzem Thomas Wolfe.

Baldwin scheut Gefühl und Emphase nicht, aber er hat sich gehütet, seinen Roman zum antirassistischen Pamphlet zu versimpeln. Was er erreicht hat, ist mehr: Indem er seinem schwarzweißen Liebespaar ein fast unmögliches Ausnahme-Glück zugesteht, läßt er das Normal-Elend des amerikanischen Rassismus in seinem ganzen deprimierenden Ausmaß um so greller erscheinen.

Fülle einer Frau

Anne Golon: „Angélique und die Versuchung". Blanvalet; 520 Seiten; 28 Mark.

Über 50 Millionen „Angélique"-Bände in 25 Sprachen sind bislang abgesetzt worden. Gleich 50 000 Stück druckte Blanvalet vom neuen, siebenten Band der gigantischen Schwulstromanze. Doch genug des grausamen Spiels ist's damit immer noch nicht:



Autorin **Anne Golon**
„Das war sie und blieb sie"

Die wetterfeste Heroine der französischen Autorin Anne Golon, 42, liebt und leidet zwar jetzt — 18. Jahrhundert, Nordamerika — „in der Fülle einer Frau, die Erfahrungen gesammelt hat" (das heißt: sie liebt nun doch recht sparsam). Aber sie bleibt nach den notorischen Anfechtungen („Ich kann mich dir nicht geben, Colin. Ich bin die Frau des Grafen Peyrac") auch weiterhin „eine Frau mit zärtlichen Brüsten, das war sie und blieb sie", und ihrem zürnenden Grafen am Ende von Band sieben, einen achten verheißend, nah: „Der trennende Abgrund (war) noch nicht restlos zugeschüttet, aber die Brücke war da, dieser Blick, ein Versprechen ..."

Liebe zum Richter

Manfred Bieler: „Maria Morzeck oder Das Kaninchen bin ich". Biederstein; 312 Seiten; 19,80 Mark.

Der via CSSR in die Bundesrepublik übergewechselte einstige Ost-Berliner Autor Bieler, 35, hat das Buch, das in der DDR nicht verbreitet werden durfte, in Springers „Welt" vorabdrucken lassen: Der Ich-Roman vom in jeder Hinsicht frustrierten Ost-Berliner Mädel liest sich glatt, lockt hier ein Schmunzeln („Klappe zu, Affe dot, herrlich leuchtet das Morgen-

BESTSELLER

BELLETRISTIK

1. **Graß: Örtlich betäubt.** Luchterhand; 19,50 Mark. (1)
2. **Habe: Das Netz.** Walter; 24 Mark. (2)
3. **Hagelstange: Altherrensommer.** Hoffmann und Campe; 19,80 Mark. (4)
4. **Puzo: Der Pate.** Molden; 25 Mark. (5)
5. **Heinrich: Schmetterlinge weinen nicht.** Bertelsmann; 19,80 Mark. (7)
6. **Updike: Ehepaare.** Rowohlt; 26 Mark. (6)
7. **Golon: Angélique und die Versuchung.** Blanvalet; 28 Mark. (3)
8. **Baldwin: Sag mir, wie lange ist der Zug schon fort.** Rowohlt; 25 Mark. (8)
9. **Malpass: Fortinbras ist entwischt.** Rowohlt; 7,80 Mark. (10)
10. **Bieler: Maria Morzeck oder Das Kaninchen bin ich.** Biederstein; 19,80 Mark.

SACHBÜCHER

1. **Büdeler: Projekt Apollo.** Bertelsmann; 24 Mark. (1)
2. **Speer: Erinnerungen.** Propyläen; 25 Mark. (2)
3. **Lundberg: Die Reichen und die Superreichen.** Hoffmann und Campe; 28 Mark. (3)
4. **Däniken: Zurück zu den Sternen.** Econ; 18 Mark.
5. **Haber: Unser Mond.** DVA; 16,80 Mark. (4)
6. **Watson: Die Doppel-Helix.** Rowohlt; 19,80 Mark. (8)
7. **Taylor: Die biologische Zeitbombe.** G. B. Fischer; 20 Mark. (6)
8. **Pichler: Die Mondlandung.** Molden; 25 Mark. (5)
9. **Der Flug zum Mond.** Burda; 15 Mark. (7)
10. **Sexualkunde-Atlas.** Leske; 4,75 Mark. (9)

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Institut für Demoskopie Allensbach.

Lacht ruhig über unser Essen, Ihr Europäer.
Das meiste haben wir von Euch.

Gebratene Lammkeule zum Beispiel. Auf französisch: gigot d'agneau.

Oder Spaghetti und Ravioli. Auf italienisch: Spaghetti und Ravioli.

Oder Würstchen mit Sauerkraut. Koteletts und Sauerbraten mit Knödeln.

Und soweiter und soweiter: Die meisten amerikanischen Gerichte ißt man in der ganzen Welt.

Natürlich haben wir auch unsere eigene amerikanische Küche. Das meiste ist einfach, ohne besondere Raffinessen: Geschmorter Hummer, panierte Brathühnchen, T-Bone-Steaks und frische Maiskolben mit geschmolzener Butter. Riesenportionen von grünem Salat, warmen Apple Pie und dickflüssige Vanille-Milchshakes, die Sie mit dem Löffel essen müssen.

Und außerdem das gesunde amerikanische Frühstück: Eier mit Schinken, Kornflakes oder Haferflocken mit frischer Milch, Pfannkuchen mit Ahornsirup und Würstchen.

TWA ist eine amerikanische Fluggesellschaft. Deshalb werden Sie auf unseren Flügen beide Seiten der amerikanischen Küche kennenlernen: Hummer-Bisquits, Lendensteaks, Coq au Vin und Hamburger.

Sie können auch Froschschenkel in Butter und Knoblauchsoße haben. Wir wissen, Cuisses de Grenouille Provencale klingt viel vornehmer. Aber wissen Sie, schmecken tut's völlig gleich.



Das ist Amerika: das ist TWA.

Wir reservieren Ihnen gern einen Tisch nach Amerika.
Sie brauchen nur Ihr IATA-Flugreisebüro anzurufen — oder TWA.

rot"), da ein Tränchen hervor und kommt recht gemütvoll über die Runden.

Zwischen Mief, Wonne und Hoffnungslosigkeit erleidet Maria Morzeck ihr politisch bedingtes Schicksal denkbar unpolitisch. Weil ihr Bruder wegen „Staatsverleumdung" — Abspielen einer Adenauer-Rede im volkseigenen Betrieb — einsitzt, darf sie nicht studieren, muß sie kellnern, läßt sie sich mit jenem Richter ein, der ihren Bruder verurteilt hat. Daraus wird Liebe und daraus schließlich so etwas wie Schizophrenie. Am Ende bleibt der Heldin (ihrem Autor?) nur ein Ausweg: in die Literatur.

Gewiß beherrscht Bieler des Berliner Volkes Stimme, hat er den Nerv für Jargon und Mentalität der kleinen Leute; ein fernes Fallada-Echo ist hörbar, ferner und schwächer noch eins von Döblin. Aber die durchaus tragödienträchtige Spannung zwischen staatlicher Autorität, sozialer Realität und privater Sphäre wird vom Autor nur angespielt; mehr fällt ihm nicht dazu ein als seine Figuren überschnappen und einander anbrüllen zu lassen.



Autor **Bieler**
„Klappe zu, Affe dot"

Man glaubt Manfred Bieler gern, daß er's in Berlin-Ost nicht mehr aushalten konnte — dennoch hätte sein Roman nur dort seine Leser zu suchen. Für hiesige ist es kalter Herzenskrieg. Ein Buch für die Ballons nach drüben.

Müde, wenn zivil

Yigal Lev: „Ich hasse den Krieg". Insel; 192 Seiten; 15 Mark.

Die „Musik der explodierenden Granaten", sonst zumeist in der Memoirensphäre deutscher Militärs vernehmbar, wird jetzt auch von dem israelischen Major der Reserve Yigal Lev, 36, beschworen. „Der Höllenlärm und das Kampfgetöse sind für den Krieg erforderlich", so weiß es dieser Panzer-Soldat im Sechs-Tage-Krieg von 1967, der Zivilisten „müde Zivilisten" nennt und sich beim Granatenwerfen „wie Zeus, der Vater der Götter" fühlt, „der mit seinem Blitz erbarmungslos den Feind vernichtet". Als Autor fühlt Lev feierlich wie Ernst Jünger („Feuer hat immer eine Art Feierlichkeit") oder schnoddrig wie Hans Hellmut Kirst („Sie preßte ihn aus wie eine Zitrone, nicht nur körperlich, auch seelisch").



Autor **Lev**
„Nicht nur körperlich, auch seelisch"

Lev läßt kein Klischee aus. Wie beherrscht sich der Soldat? „Wie ein Mann". Wie trägt er Verantwortung? „Mit Stolz". Was schätzt er? „Einen tapferen Gegner". Wie kämpft er? „Verbissen". Was huscht manchmal über sein Gesicht? „Ein Lächeln". Wie ist sein Lachen? „Erlösend". Wie brennt die Sonne? „Erbarmungslos". Was macht der Kampf? „Er tobt". Wie bewegen sich die Flüchtlingsströme? „Wie Ameisen". Wie beugt die Araberin den Kopf? „In typischer Ergebenheit". Wie ist die Unterwürfigkeit des Arabers? „Aalglatt". Und wie hört der Krieg schließlich auf? „Mit derselben Plötzlichkeit, mit der er begann".

„Moischele, dem Fallschirmjäger" ist dieses Buch gewidmet, das seinen Titel Seite für Seite dementiert. Herausgebracht hat es der Verlag, in dem Scholem Alejchems friedlicher Milchmann Tewje zu Hause war.

Schön, wenn frei

Alexis Pappas: „Nachtcafé". Blanvalet; 320 Seiten; 20 Mark.

„Schreiben", bekennt der griechische Autor Pappas, 32, „ist für mich ein Vergnügen." Fast ungetrübt vergnüglich liest sich auch sein Romanerstling, den Freund und Landsmann Vagelis Tsakiridis nicht nur ins Deutsche übersetzt, sondern auch erst „geordnet, verarbeitet und druckreif gemacht hat": locker gereihte Episoden um eine Clique von Studenten der Universität Athen, undoktrinär ausgeplaudert und mit ein bißchen Gesellschaftskritik gewürzt („Rot und reich, das ist eine tolle Kombination, was?").

Pappas, Sohn reicher Eltern und einst in Athen immatrikuliert, zeigt die Kommilitonen in harmlos-heiteren Situationen, die sich beinahe überall und jederzeit ereignen könnten: bei einer gemeinsamen Autotour, auf einer Party, beim faire l'amour („In Sachen Liebe ziehen wir das Handeln

Punkt für Punkt sensationell

- für alle 8 mm Formate
- Zeitlupengang (slow motion)
- hervorragende Eumig Qualität
- brillante Bildausleuchtung
- direkte Rückspulung durch den Filmkanal
- einfache Handhabung
- sensationeller Preis

Jubiläums neu Angebot

Fragen Sie Ihren Fotohändler



eumig 50 1919–1969

Mark 501

Filmprojektor von Eumig, dem grössten 8 mm-Projektoren-hersteller der Welt

eumig® macht das Filmen leicht



Autor **Pappas**
„Tolle Kombination, was?"

vor. Da sind wir den olympischen Göttern treu geblieben") und immer wieder bei nächtlichen Diskussionen in ihrem Stammcafé „Der Alte Olymp". Thema eins: Protest gegen das rechte Regime Karamanlis (bis 1963), das „zwei Drittel der Bevölkerung unter ständigem Terror" hält; „es vergeht keine Woche, ohne daß neue Verhaftungen vorgenommen werden".

Inhaftiert wird eines Tages auch der als Konspirant verdächtigte „schöne Kerl" Achilles. Zum Glück jedoch kann man ihm nichts nachweisen (tatsächlich ist er Mitglied einer Untergrundbewegung); zum Glück auch macht Studien-Gefährtin Katja gerade eine stattliche Erbschaft — mit 6000 Drachmen kauft sie den Häftling wieder frei. „Diese Stadt", so läßt der Autor seinen Helden am Ende resümieren, „ist schön, schön, wenn man frei durch diese Straßen gehen kann."

Pappas selbst lebt seit einigen Jahren in Tanger.

BESTSELLER

MALPASS

Morgens um neun

Überlegen Sie es sich gut, Mr. Malpass", so warnte der Bankdirektor seinen Angestellten, „Sie könnten mit Ihrer Frau in einem Dachstübchen verhungern."

Doch Mr. Malpass hatte damals — Ende 1966 — klar erkannt: „Für mich hieß es jetzt oder nie." Und so blieb er bei seinem Entschluß, nach 39 Bank-Dienstjahren zu kündigen, um als freier Schriftsteller zu leben.

Gedichtet hatte er schon mit 17 („Ein Sonett wurde sogar gedruckt"); nebenberuflich hatte er 1954 einen Kurzgeschichten-Wettbewerb des „Observer" gewonnen. Den Absprung in die riskante Literaten-Freiheit wagte er jedoch erst, nachdem sein Roman „Morning's at Seven" für 25 000 Mark an eine US-Illustrierte verkauft worden war und seine Frau das Risiko akzeptiert hatte: „Muriel war zu allen Opfern bereit."

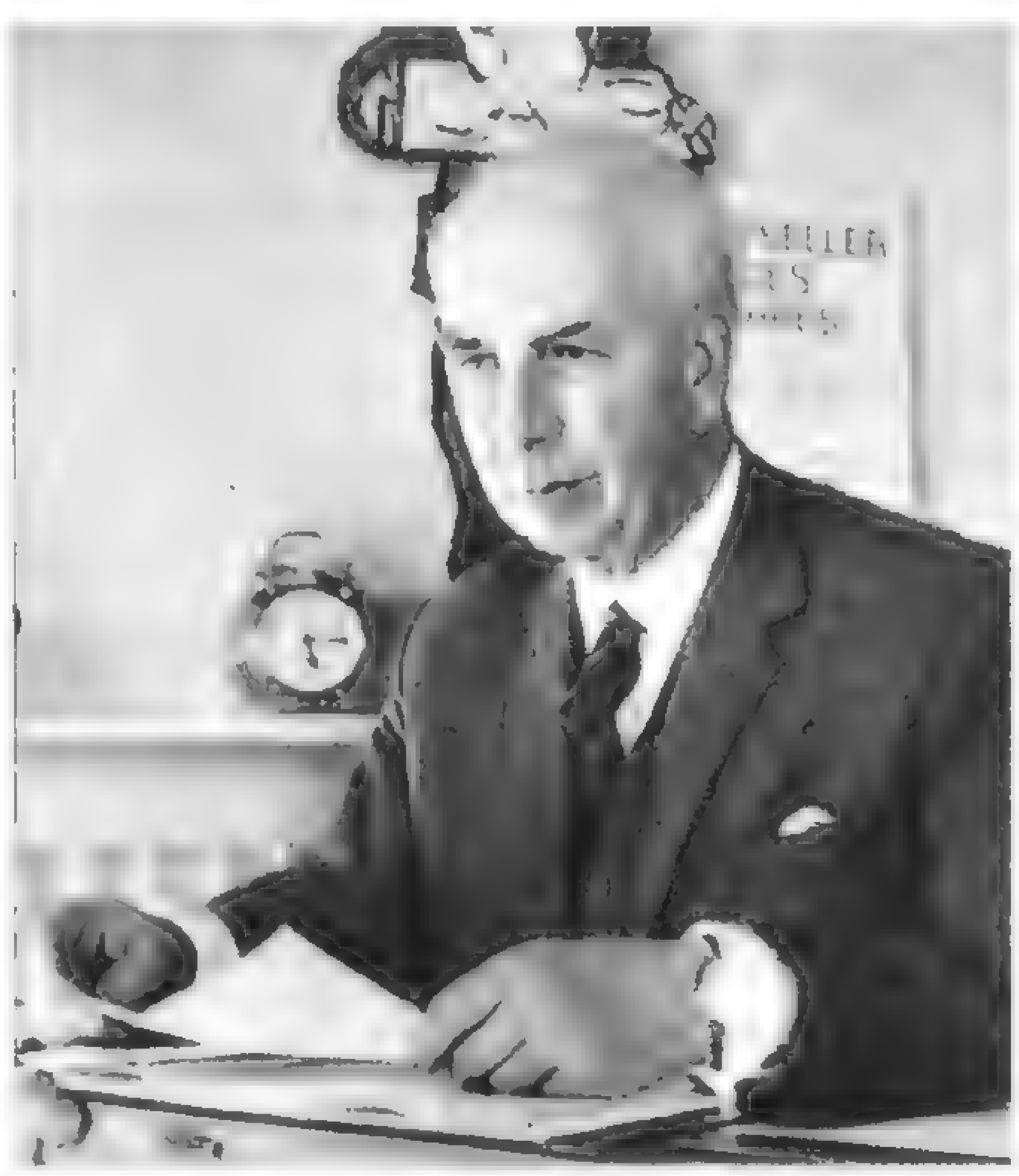
Ein halbes Jahr später wußte der Autor aus der englischen Industriestadt Nottingham, daß er nicht verhungern würde: „Im Juli 1967 schrieb mein Agent aus Deutschland: ‚Sie stehen an der Spitze der Bestsellerliste im SPIEGEL.' Ich kaufte mir das Blatt, und da stand es schwarz auf weiß."

Und da steht es seither fast jede Woche, ein Kuriosum des internationalen Buchgeschäfts: Der britische Schriftsteller Eric Lawson Malpass, jetzt 59, ist einer der bestverkäuflichen Bestseller-Autoren dieser Jahre — in Deutschland, nur in Deutschland:

- ▷ Der Malpass-Roman „Morgens um sieben ist die Welt noch in Ordnung" stand ein volles Jahr auf der SPIEGEL-Bestsellerliste und erreichte bislang eine deutsche Auflage von 364 000 Exemplaren. Er wurde in der Bundesrepublik von Kurt Hoffmann verfilmt. Die englische Originalausgabe von 1965 kam nicht über 5000 Stück hinaus;
- ▷ die deutsche Ausgabe des zweiten Malpass-Bestsellers „Wenn süß das Mondlicht auf den Hügeln schläft" wurde seit August 1968 insgesamt 212 000mal verkauft und wird ebenfalls deutsch verfilmt;
- ▷ zum dritten Mal steht Malpass in diesem Herbst auf der deutschen Bestsellerliste: mit der Erzählung „Fortinbras ist entwischt"*, die in England als Buch überhaupt noch nicht erschienen ist. Deutsche Auflage, drei Monate nach Erscheinen: 100 000.

Auf der Suche nach einer Erklärung für den sonderbaren Erfolg hat die Berliner Autorin Annemarie Weber jüngst im „Monat" ihren Kollegen Malpass als „einen geradezu unerlaubt gutmütigen Erzähler" definiert, dessen Geschichten „eine unendlich große Zahl von Lesern noch gutmütiger machen, als sie ohnehin schon sind".

Eric Malpass erklärt seine geringere Geltung im Heimatland so: „Alles, was nicht mit Sex und Brutalität zu tun hat, bleibt in England unbeachtet. Aber man ist zu weit gegangen, das Rad beginnt sich wieder zu drehen. In



Autor **Malpass**
„Was Deutsche so anspricht"

* Eric Malpass: „Fortinbras ist entwischt". Rowohlt; 192 Seiten; 7,80 Mark.

Selbst wenn Sie mit einem Fuss im Gefängnis stehen...



...wir halten zu Ihnen!

Das kann viel wert sein. Zum Beispiel, wenn man Ihnen eine Straftat vorwirft. Als Autofahrer oder Familienvater, im Berufsleben oder als Bürger schlechthin. Sie haben das Recht, um Ihr Recht zu kämpfen und die Schuldfrage restlos klären zu lassen. Auch dann, wenn das durch alle Instanzen geht: Wir übernehmen die Kosten. Übrigens auch in anderen Rechtsstreitigkeiten. Wir schützen Sie in praktisch allen Lebensbereichen.

Wir nennen das D.A.S.-Voll-Rechtsschutz, weil wir das Recht des Bürgers umfassend schützen. (Also nicht etwa nur Kraftfahrer in Strafverfahren!) Wir bieten jede Rechtsschutzart, die es heute gibt. Das sind wir unserem Namen schuldig. Er steht unter mehr als zwei Millionen Rechtsschutz-Dokumenten – und damit hinter allen D.A.S.-Mitgliedern.

Wenn es also um Ihr gutes Recht geht: Wir halten zu Ihnen.

Ich interessiere mich für den D.A.S.-Rechtsschutz und bitte um kostenlose Übersendung einiger Folgen der internen Information „Der Fall des Monats." SP 1

Name: ____________________

Ort: (____) ____________________

Straße: ____________________

Beruf: ____________ Telefon: ____________

D.A.S.-Werbeabteilung · 8 München 22 Prinzregentenstraße 14

DAS

Wir wollen, daß Sie Ihr Recht bekommen

Deutschland hatte der Umschwung schon begonnen, als mein erstes Buch erschien. Und vielleicht ist es auch die einfache Freude am Leben, die Muße, die insulare Beschaulichkeit des kleinbürgerlichen Englands, was die Deutschen so anspricht."

Wie auch immer, trotz neuerdings anhebender Malpass-Resonanz in Finnland, Holland und Frankreich sind es tatsächlich deutsche Leser vor allem, denen jene Malpass-Idyllen und -Humoresken vom „normalen Leben sympathischer Menschen" (Kritiker Christian Ferber) zu Herzen gehen: jene Geschichten um die normal-englische Familie Pentecost (Pfingsten), um Mummi, Paps und Opa, um schrullige, lästige, meistens aber doch liebe Verwandte und Bekannte und um — in der Hauptrolle — den „kleinen Lausejungen" Gaylord mit seinem unablässig drolligen Kindermund.

Sex kommt da wirklich nicht vor, und Brutalität stört diese heile Welt immer nur so viel, daß es auch ein bißchen spannend wird. Ganz zimperlich kalkuliert Malpass solche Effekte freilich nicht: Im „Mondlicht"-Buch fällt Gaylord beinahe sogar einem Kinderwürger zum Opfer. Um so rührender wirkt nun das Happy-End: „Ach, dachte Mummi, es war abscheulich, daß ein so schwarzer Schatten auf sonnige Kindertage fallen mußte!"

Solche Schreibkunst, die „einen sonnigen Tag noch heiterer machen kann" („Welt am Sonntag"), hätte allein aber wohl doch nicht ausgereicht, derartige Erfolge zu zeitigen. Den Bestseller-Boom verdankt Eric Malpass zu beträchtlichem Teil seinem deutschen Verleger: Erst Heinrich Maria Ledig-Rowohlts Einfall, den schlichten Originaltitel „Morgens um sieben" um die Behauptung zu erweitern, daß dann „die Welt noch in Ordnung" sei, hat dem Roman, zusammen mit der Umschlagzeichnung eines unwiderstehlich niedlichen Gaylord, den massiven, markterschließenden Gemüts-Appeal verschafft. Ledig-Rowohlt im Frühjahr 1967: „Wir bringen solche Bücher eben richtig heraus. Wir machen ein Plakat, einen Umschlag, die den Menschen ansprechen. Jeder, der das sieht, sagt: ‚Ach, wie hübsch.'"

Seinen zweiten Malpass, im Original „At the Height of the Moon" betitelt, hübschte Ledig mit einem Shakespeare-Zitat auf: „Wenn süß das Mondlicht auf den Hügeln schläft".

Als Pappkamerad steht der von der deutschen Graphikerin Eva Kausche-Kongsbak gezeichnete Gaylord heute auch im Arbeitszimmer seines Autors. Der Ex-Bankangestellte ist vom Reihenhaus in eine kleine Villa umgezogen. Morgens um neun geht er spazieren, „um meine Ideen zu sortieren"; regelmäßig von zehn bis eins und von halb zwei bis fünf schreibt er weiterhin Sonniges, auf das nur ab und an ein schwarzer Schatten fällt.

In seinem dritten Deutschland-Bestseller, „Fortinbras ist entwischt" (Untertitel: „Eine Gaylord-Geschichte"), hat Eric Malpass eine Überschwemmung anberaumt, um Gaylord, Mummi, Paps und Opa neuerlich in Trab zu setzen. Das Hochwasser spült einen Gast ins Haus, der wieder einmal die Familienharmonie vorübergehend stört. Der bewährte Neckton ist bewahrt worden — nur klingt er jetzt doch schon etwas müde.

Der Autor selbst mag es gemerkt haben. Er schreibt an einem neuen Roman, der 1970 erscheinen soll und von einem 17jährigen Mädchen handelt, das sich in den Dorfpfarrer verliebt, schließlich aber „zur Wirklichkeit erwacht". Malpass: „Ich will mir selber beweisen, daß ich auch ein Mädchen als Hauptfigur gestalten kann, nicht nur einen Jungen wie Gaylord."

THEATER

SPURLING

Tanz der Guerrilleros

Ernesto Che Guevara soll nicht sterben. Zwei Jahre nach seiner Ermordung in einer bolivianischen Dorfschule tritt er im Theater immer wieder auf und ab.

Im Frühjahr 1969 brachte ihn der Underground-Autor Lennox Raphael in New York als nackten, obszönen Sex-Kämpfer auf die Bühne und ließ ihn, symbolisch, mit einem gleichfalls nackten Uncle Sam schwadronieren (SPIEGEL 15/1969).

Im Sommer erschien er zu Amsterdam im Musiktheaterstück „Rekonstruktion" als überlebensgroßes Idol (SPIEGEL 28/1969).

Jetzt, im Herbst, kommt er auch den Deutschen: Letzte Woche hatte „MacRunes Guevara", ein Schauspiel des Engländers John Spurling, 33, in Stuttgart Premiere. 16 Szenen lang gab es Mutmaßungen über Che. Denn Che, das ist bei Spurling nur das Hirngespinst eines Dichters und eines Malers. MacRune, ein Spezialist für Wirtshausschilder und Blumenbilder, hat Ches Heldentaten kurz vor seinem Hungertod auf den Wänden seiner Bude in unzähligen Skizzen verewigt, der Literat Hotel macht ein Stück daraus, und das ist nun wirklich kein Beitrag zum Dokumentartheater.



Stuttgarter „Guevara"-Szene
Rollentausch und Geisterspuk



Stuttgarter „Guevara"-Szene
Hirngespinst vorm Hungertod

Da tanzt der Freiheitsheld vor glitzernder Pop-Wand und singt von seinem Leben und Sterben. Er blättert in den „Blumen des Bösen", raucht „Monte Cristo No. 4" und spricht, nachdem er eine Kampfgefährtin geküßt hat: „Für einen, der Hemingway las, benehme ich mich wie ein Idiot." Und seine Guerrilleros jubeln im Chor und schwingen dabei die Beine wie in einer Broadway-Show.

Nein, mit Politik hat Spurling nicht viel im Sinn. „Mit praktischer Politik", gesteht er, „kann ich nichts anfangen." Da philosophiert er lieber über die Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit und „die Unmöglichkeit zu wissen, wie jemand im Leben wirklich war, wie eine lebende Person für die übrige Welt beinahe zur Theaterfigur wird".

Beim studierten Juristen und einstigen BBC-Sprecher Spurling wirkt sie theatralisch genug. Der Autor liefert Theater im Theater, strapaziert V-Effekte, verblüfft mit Rollentausch und Geisterspuk, und immer wieder unterbrechen Spurlings Darsteller ihr Spiel und fragen nach Sinn und Form des Spektakels.

An dieser Frage wäre der Stuttgarter „Guevara" schon vor der Premiere beinahe gescheitert. Regisseur Peter Palitzsch, der das Stück zunächst inszenieren wollte, gab seinen Plan nach Protesten aus dem Ensemble auf: Sein Versuch, Spurlings Spiel durch eine Che-Dokumentation politisch aufzu-

werten, erschien den Akteuren zu radikal.

Schließlich sprang Stuttgarts Chefdramaturg und Spurling-Übersetzer Jörg Wehmeier ein. Er vermied, wie er glaubte, jedes Risiko, inszenierte, ganz nach dem Willen des Autors, den „Guevara" „wie eine Kunstausstellung" und brauchte für den Spott nicht zu sorgen.

Am Premierenabend machte zunächst die Apo Radau, die Bürger gähnten. Zum Schluß einigten sich beide Parteien auf ein vielstimmiges Buh.

TECHNIK

VIER-KANAL-STEREO

Vom Beat umzingelt

Ich habe die Zukunft gehört", begeisterte sich William Anderson, Herausgeber der Fachzeitschrift „Stereo Review", „und es funktioniert."

Der Experte sprach von einem akustischen Abenteuer, das ihm die Techniker der US-Phonofirma Vanguard Records bereitet hatten: Zum erstenmal ertönte „der Klang, der den Hörer umspült" — nach einem neuartigen „Rundum-Stereo"-Verfahren, aus vier getrennten Tonkanälen.

Ein gutes Jahrzehnt lang galt den Pop- und Klassik-Fans stereophone Musikwiedergabe als das Größte: Beat oder Beethoven, von mindestens zwei Mikrophonen aufgenommen, in zwei getrennten Tonspuren auf Band oder Platte gespeichert und schließlich über zwei gesonderte Kanäle durch Lautsprecher (oder Kopfhörer) abgespielt.

Nun haben die US-Techniker dieses Tonverfahren, das nach dem Vorbild der beiden menschlichen Ohren räumliches Hören nachahmt, schlankweg verdoppelt. Und sie bewiesen, so jedenfalls umschrieb es das Nachrichtenmagazin „Time", „daß vier Ohren doppelt so gut sind — mindestens". Seit vier Wochen sind die ersten vierspurig bespielten Tonbänder von Vanguard Records auf dem Markt. Und Mitte letzten Monats vermittelte auch die renommierte High-fidelity-Firma Acoustic Research das neue Hörerlebnis erstmals öffentlich: in New Yorks Grand Central Station.

Neuartige Klangerlebnisse, vor allem eine noch intensivere Räumlichkeit, werde die von Vanguard entwickelte Aufnahme- und Wiedergabetechnik bei klassischer Musik vermitteln, erklärte Firmenpräsident Seymour Solomon. Aber vor allem eigne sich das Verfahren für Pop-Musik, bei der elektronische Tontricks schon längst als eigenständiges Stilmittel eingesetzt werden. Mit vierkanaligem Rundum-Schall könne man „die Leute nun endgültig verrückt machen — sie werden vom Beat umzingelt".

Die superstereophonen Klang-Kaskaden werden vorerst nur von Tonbändern erdröhnen. Weder Vanguard noch den übrigen US-Firmen, die mit Vier-Kanal-Stereo für Hörer im Heim experimentieren (darunter auch Co-

lumbia Masterworks und die Telex Corporation), ist es bislang gelungen, alle vier Tonspuren in der Rille einer Schallplatte nach einer für die Massenproduktion geeigneten Methode zu speichern.

Die Anfangsphase der Stereophonie, bei der nur zwei Mikrophone auf dem Konzertpodium standen, hatten zumindest die Aufnahme-Techniker schon längst überwunden. Bei Opern-Aufnahmen beispielsweise wird das Klangprodukt zunächst vielfach unterteilt: Je zwei Mikrophone etwa belauschen die Streicher rechts und links vom Dirigentenpult, die Bläser, den Chor und die Solisten gesondert.

In den Aufnahmegeräten der Studio-Techniker bleibt diese Vielfalt von (bis zu 24) getrennten Tonspuren noch erhalten — aber für handelsübliche Stereo-Platten oder -Bänder muß der Klangzauber auf zwei Spuren zusammengemischt werden. Daß dabei ein Teil der Original-Klänge wieder verlorengeht, schien unvermeidlich.



Stereo-Anlage*
Ohren verdoppelt

Beim Vier-Kanal-Stereo hingegen bleiben nun vier Tonspuren mit unterschiedlichen Klang-, Hall- und Echomischungen erhalten. Sie müssen dementsprechend über vier Tonkanäle abgespielt werden — aus vier Lautsprechern in allen Ecken des Raumes.

Pfiffige Ohrengaukeleien sind damit möglich. „Steptänzer klappern quer durchs Wohnzimmer und hinaus in die Küche", so schilderte „Time" die Klangeffekte, „Wagner-Walküren schwirren ums Haus wie dickbusige Moskitos".

Die US-Firma Acoustic Research will zunächst vornehmlich moderne E-Musik nach dem Doppelstereo-Verfahren produzieren. „Wir sollten nicht Klassiker wie Beethoven als Drei-Manegen-Zirkus aufführen", erklärte AR-Sprecher Robert Berkovitz, „wir haben unsere eigenen Beethovens." So komponierte der Amerikaner Milton Babbitt „Philomel" als Vier-Kanal-Stereo-Stück, und auch Karlheinz

* Im West-Berliner Beatclub „Cheetah".

Stockhausen hat für das neue Elektronik-System vorgearbeitet.

Die Pionierfirma Vanguard entdeckte allerdings doch passende historische Musik. Von einem der ersten „Quadrisonic"-Bänder, die jetzt auf den Markt kommen, ist das „Requiem" von Hector Berlioz zu hören. Der französische Klangkünstler hatte schon im vorigen Jahrhundert vierkanalig komponiert: Vier einander gegenüberstehende Chöre und Instrumentalgruppen zelebrieren die Totenmesse im Wechselspiel.

RAUMFAHRT

SOJUS-GRUPPENFLUG

Salve verpufft

Neun Monate lang, seit den letzten bemannten Sojus-Flügen im Januar, lag Stille über dem sowjetischen Raketenbahnhof Baikonur. Unangefochten von roten Rivalen, konnten Amerikas Monderoberer ihren Triumph genießen — fast schien es, als habe der US-Erfolg den Raumfahrt-Ehrgeiz der Sowjets gedämpft.

Doch am vorletzten Wochenende, während die drei amerikanischen Mond-Heimkehrer in Berlin verspäteten Jubel ernteten, kehrten Rußlands Raumfahrer mit einem Auftritt, der Großes versprach, ins Raum-Rennen zurück: Insgesamt sieben Kosmonauten trug die Raumschiff-Flottille — Sojus 6, 7 und 8 — an drei aufeinanderfolgenden Tagen ins Weltall. Nie zuvor hatten so viele Raumfahrer gleichzeitig die Erde umkreist.

Der sowjetische „Salvenstart" (so die Hamburger „Welt"), nur spärlich mit Tass-Meldungen dokumentiert, löste eine Welle von Spekulationen aus. Die Kosmonauten-Invasion, so mutmaßte die „Herald Tribune", diene dem Versuch, „die erste feste Raumstation der Welt zu errichten". Und auch „Bild" — wie stets beraten vom Raumfahrt-Astrologen Heinz Kaminski, dem Direktor des Bochumer Instituts für Weltraumforschung — prophezeite den nahe bevorstehenden Bau einer „Raketen-Tankstelle in 800 km Höhe": Mit diesem Handstreich werde die Sowjet-Union Amerikas Raumfahrer wieder einmal „überrumpeln".

Aber schon Mitte letzter Woche wurde klar, daß es den Sowjets diesmal noch nicht gelingen würde, das erstrebte Nahziel — Bau einer Raumstation in Erdnähe — zu erreichen. Mehr noch: Viele westliche Experten nehmen an, daß den sowjetischen Raumfahrttechnikern einiges mißglückte, was für den Gruppenflug im All geplant gewesen war.

Allenfalls konnte die aufwendige Kreuzfahrt im All dazu dienen, künftige Weltraum-Großtaten vorzubereiten. Die Russen übten oder erprobten,

- ▷ wie sich in rascher Folge drei Raumschiffe auf Kurs bringen lassen — für jeden der drei aufeinanderfolgenden Starts war ein eigener Countdown nötig;
- ▷ wie Raumschiffe mit Handsteuerung manövriert und ihr Kurs nach dem Stand der Gestirne überprüft werden können;
- ▷ wie der menschliche Organismus körperliche Arbeit unter Weltraumbedingungen verträgt — freilich wurde auch dies nur im Innern der Raumschiffe getestet, die durch Öffnen der Luftschleuse zeitweilig dem Weltraum-Vakuum ausgesetzt waren.

Als Vorbereitung für die Konstruktion einer Himmelsstation mochten auch jene Experimente gelten, die letzte Woche in Moskau immer wieder als eine Hauptaufgabe der Sojus-Kosmonauten bezeichnet wurden: die Versuche, neuartige Schweißverfahren zu erproben. Andere, den Irdischen vertraute Konstruktionsweisen, etwa Zusammenschrauben oder -nieten, sind wegen des Rückstoßes beziehungsweise des Drehmoments, das dabei auftritt, im Weltraum untauglich. (Allerdings halten US-Experten inzwischen das bloße Zusammenstecken von Montage-Teilen für eine brauchbare Bauweise im All.)



Gelandete Sojus-Kosmonauten*: Manöver mißglückt?

Zunächst erprobten die Sojus-Raumfahrer während ihres Gruppenflugs ein Schweißverfahren, auf das amerikanische Raumfahrt-Techniker schon vor Jahren verwiesen hatten: die sogenannte Kaltschweiß-Technik. Mit dieser Methode können Metallteile (aber auch andere Materialien, etwa Glas- oder Quarzstücke) fest miteinander verbacken werden — indem sie in einem Vakuum einfach aufeinandergepreßt werden.

Im Vakuum des Weltraums hatten Nasa-Techniker den Kaltschweiß-Effekt zunächst als Störfaktor kennengelernt. Sie mußten gelegentlich feststellen, daß die Antennen ihrer Raumsonden in den Hülsen festgeschweißt waren oder daß, wie es bei einem Gemini-Flug geschah, die Ausstiegsluke der Raumkapsel im Rahmen festgebacken war.

Die Nasa-Ingenieure wußten das Verschweißungs-Phänomen zu erklären: In der Lufthülle der Erde bleiben Metallflächen, die einander berühren, immer noch durch Luftmoleküle oder durch eine dünne Oxydationsschicht (etwa Rost) voneinander getrennt. Im luftleeren Weltraum dagegen lösen sich die Luftmoleküle restlos von der Metall-Oberfläche; Sonnenlicht und kosmische Strahlen fegen zudem die Oxydationsschicht von der Metallfläche. So können die Metall-Moleküle unmittelbar aufeinandertreffen und eine extrem feste Verbindung eingehen — sie hält der Zugkraft von fast einer Tonne pro Quadratzentimeter stand.

Bislang freilich hatten die Techniker das Kaltschweiß-Verfahren nur in den irdischen, unvollkommenen Vakuumkammern systematisch testen können. Die Sojus-Kosmonauten dagegen wollten offenbar diese Methode unter Weltraumbedingungen, mithin im absolut luftleeren Raum erproben.

Daneben prüften sie, wie die sowjetische Nachrichtenagentur Tass meldete, noch „eine Anzahl weiterer Schweiß-Methoden" — darunter ein Verfahren, bei dem Metallteile, gleichfalls im Vakuum, mit Hilfe eines Elektronenstrahls zusammengeschweißt werden. Schon vor mehr als 20 Jahren hatte der deutsche Techniker Karl Heinz Steigerwald ein solches Elektronenstrahl-Verfahren entwickelt (siehe Seite 52).

Steigerwald konstruierte eine Strahlenkanone, die als Bohrgerät oder als Schweißwerkzeug benutzt werden kann. Das Mehrzweck-Gerät, bei dem das Prinzip des Elektronenmikroskops weiterentwickelt wurde, bündelt einen Elektronen-Strom zu einem scharfen Strahl, der beispielsweise Stahl in Sekundenbruchteilen zum Schmelzen bringt — allerdings nur, wenn keine hemmenden Luftmoleküle den Elektronenstrahl abbremsen.

Die US-Elektronikfirma Hamilton Standard hat Patente für den Nachbau des Geräts (Nasa-Jargon: „Steigerwald-Gun") erworben und für die Nasa eine handliche Kleinausführung der Strahlenkanone entwickelt. Ob die sowjetischen Weltraum-Handwerker bei ihrem Experiment am Donnerstag ein ähnliches Gerät erprobt haben, blieb letzte Woche unklar.

Vollends aber blieb ungewiß, was ursprünglich die Ziele des aufwendigen Gruppenstarts gewesen sein

* Georgi Schonin, Walerij Kubassow am Donnerstag letzter Woche; im Hintergrund der Bergungs-Hubschrauber.



Otto Köhler

INDIANER AUCH

In aller Stille und von der Umwelt kaum bemerkt, verschied am 20. Juli dieses Jahres unser unvergeßlicher Oswalt Kolle für die Leser der „Neuen Revue“. Sein Testament hieß: „Die sexuelle Pause des Mannes“. Kolles Vermächtnis für häufig vom heimischen Bett abwesende Ehemänner: Wenn einer eine Reise tut, dann soll er masturbieren, denn: „Er wird Kraft und Phantasie seiner Frau von der Reise mitbringen.“

Dieses war Kolles letztes Wort, dann schickte ihn „Neue Revue“-Chef Horst Ebert auf die große Reise. War es ein unerforschlicher Ratschluß, der Kolle von seiner großen Gemeinde abberief? Das doch nicht. Denn Chefredakteur Ebert hat zwar einen Redaktions-Computer, aber er ist gewiß kein Gott. Kolles sorgfältig dosiertes Dahinscheiden — Ende 1968 schrieb er noch vier „Neue Revue“-Seiten voll, dann drei, dann zwei und zuletzt nur noch eine — hatte erforschliche Gründe. „Neue Revue“ ist unter den vier großen Illustrierten die zweitgrößte, bekommt aber die wenigsten Anzeigen. Vielen Inserenten mußte es genierlich sein, ihre unschuldigen Produkte neben Kolles Genitalbeschreibungen auszubreiten. Vielleicht fürchteten sie auch, „Neue Revue“-Leser würden nichts anderes konsumieren, solange sie sich nach Kolle-Anweisungen gegenseitig konsumierten.



„Neue Revue“

Deshalb mußte Kolle langsam sterben. Deshalb mußten die Leser zu brauchbaren Mitgliedern unserer Konsumgesellschaft erzogen werden. Nach dem Vorbild des „Stern“ erschienen auch in der „Neuen Revue“ Sonderseiten — „Journal“ benannt — , auf denen Redaktion und Anzeigenabteilung eine glückliche Symbiose eingingen. Wer dabei oder aus anderen Gründen Kopfschmerzen bekam, dem empfahl das „Kosmetik-Journal“, über Schläfen und Stirn „mit einem Frische-Tüchlein“ zu wischen, und richtig, einige Seiten weiter gab es eine Anzeige mit einem „Gutschein für ein Gratis-Frischetuch Pilot“.

Im „Tabak-Journal“ macht eine Anzeige auf „Rillos“ aufmerksam, „Deutschlands und Europas meistgerauchtes Mundstück-Cigarillo“, und siehe, auf der nächsten Seite entdeckte die von Anzeigen völlig unabhängige Redaktion: „Auch für Damen elegant: Mit Mundstück sind Zigarillos für sie und ihn sehr anziehend, leicht, aromareich.“ Ja, die Redaktion vermochte sogar „Häuptling ‚Rauchender Berg‘ vom Stamm der Schwarzfußindianer“ im Bild zu zeigen, wie er „genießerisch eine Mundstückzigarre raucht“. Denn — das hat „Neue Revue“ recherchiert: „Auch Indianern schmecken deutsche Zigarren.“

So werden endlich aus nutzlosen Kolle-Lesern wackere Konsumenten. Das „Haarkosmetik-Journal“ sorgt sich um den Charakter der „Neue Revue“-Leser: „Pflegen Sie Ihren Kopf. Er läßt Schlüsse auf ihren Charakter zu. Meistens stimmen sie.“ Daß man zu dieser Charakterpflege „Riar-Haarspray“ und „Sulfoderm“ braucht, verkünden Anzeigen ebenso wie die findigen Redakteure.

Doch die konsumbewußte neue „Neue Revue“ will ihre einst auf den Unterleib konzentrierten Leser endlich auch zum Denken anregen: „Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, ob Sie alles, was Sie für die Pflege Ihres Haares tun könnten, auch wirklich tun?“ fragt das „Haarkosmetik-Journal“. Oder: „Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, ob Sie auch wirklich alles tun, um sich den Aufenthalt im Bett so angenehm wie möglich zu machen?“ fragt das Betten-Journal. Leute, die beim Lesen der „Neuen Revue“ denken, sollen mit solchen Fragen angeregt werden, einen „Verbraucher-Test“ auszufüllen („Das macht Spaß ...“) und an die „Neue Revue“ einzuschicken.

Hier unterscheiden sich die „Journale“ der „Neuen Revue“ von denen des „Stern“. Redaktionelle Schleichwerbung verüben beide. „Neue Revue“ aber verlangt von ihren Lesern darüber hinaus Dienstleistungen, damit die Anzeigen-Kunden bedient werden können.

Der Leser soll ausführliche Fragebogen ausfüllen, in denen er beispielsweise anzugeben hat, welchen Käse (Speisequark, Frischkäse, Schmelzkäse, Camembert, Schnittkäse, französische Spezialitäten) er wie konsumiert. 9000 bis 20 000 Leser schicken diese „Verbrauchertests“ regelmäßig ein, und das Ergebnis wird auch interessierten Firmen zur Verfügung gestellt.

Entschieden „nein“ sagt allerdings Ebert auf die Frage, ob die Verbrauchertests den Leser darauf aufmerksam machen sollen, was ihm eigentlich noch alles fehlt, ob sie also den Konsum anregen sollen. Doch da hat Ebert sein Blatt wohl schlecht gelesen. Vor dem „Verbrauchertest“ für das „Wohn-Journal“ heißt es: „Leisten Sie sich ein teures Stück ... Das Geld ... sollten Sie nie scheuen.“

mochten. Als gegen Ende letzter Woche die Weltraum-Troika wieder zur Landung ansetzte, ging das russische Raum-Experiment, dessen Bedeutung auch in der westlichen Presse eher überschätzt worden war, glanzlos zu Ende. Nichts war vorgeführt worden, was die Amerikaner nicht schon mit ihrer Gemini-Serie längst vorweggenommen hatten.

Nicht einmal zum Koppelmanöver mit anschließendem Austausch von Zeitungen und „Weltraum-Post“ wie bei Sojus 4 und 5 hatte es gereicht. Und erst recht nicht war die Weltraumwurst zusammengefügt worden, wie „Bild“ sie als mutmaßlich geplante rote Raumstation schon hatte zeichnen lassen. Die Russen, so schien es Ende letzter Woche, agierten im Weltraum, wie schon seit längerem, ohne Fortüne.

BÜHNEN

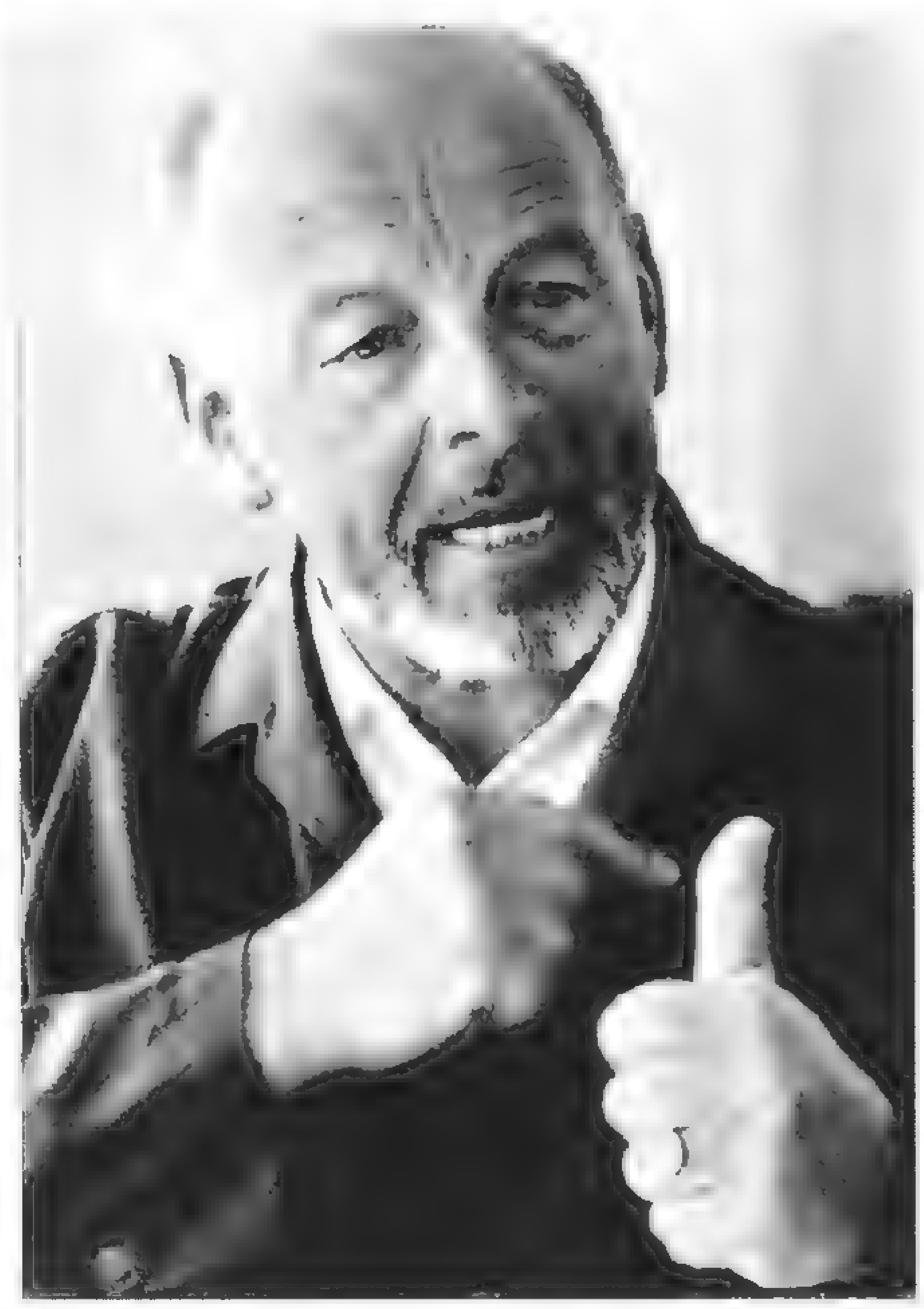
FRANKFURT

Schafft Platz

Ich bin kein Stellvertreter von Beruf“, sprach einst der Oberspielleiter am Hamburger Schauspielhaus, Ulrich Erfurth, und schickte dem Senat, der ihn nicht wunschgemäß zum Gründgens-Nachfolger proklamiert hatte, seine Kündigung.

Erfurth, 59, der gewandte Schauspiel-, Opern- und Filmregisseur („Drei Birken auf der Heide“), wollte nun einmal Erster sein. Doch als er es war, verließ ihn das Glück: An Frankfurts Städtischen Bühnen, wo er den vor Etat-Schwierigkeiten kapitulierenden Harry Buckwitz zu Beginn der letzten Spielzeit ablöste, sanken sogleich die Zuschauerzahlen, stieg das jährliche Defizit, verkümmerte — im Schauspiel zumindest — die künstlerische Leistung.

Nun ist die Krise vollends da, ist „die seit Wochen zunehmende Unruhe“



Intendant **Erfurth**
Schöne Erwartung


Trans-sportfreunde
Ein Mann und sein SE Stapler
Wenn Sie den hätten . . .
ESSLINGEN
STILL-
Tausende von Unternehmen setzen SE Stapler ein.
Und andere Transportgeräte der SE Fahrzeugwerke.
Weltweit. Seit Jahrzehnten. In allen Antriebsarten.
Ein Programm von 0,6 bis 45 t Tragkraft –
Voraussetzung für fachgerechte Transportberatung.
gut für jedes Gut
SE Fahrzeugwerke GmbH
Hamburg
Still Esslingen
An SE Fahrzeugwerke GmbH
2 Hamburg 74
Postfach 740 280
Senden Sie mir bitte
kostenlos und
regelmäßig
Ihre Zeitschrift
SE-rationell
se 34/69 c

Keine Kalorien bitte

...und keine Kohlenhydrate



Schlank und dynamisch haben Sie mehr Erfolg. Machen Sie sich deshalb natreen zur Gewohnheit. Dann können Sie bei Ihrer geliebten Gewohnheit bleiben und süßen – so süß Sie wollen. Sie sparen trotzdem mehr als 1000 Kalorien pro Woche. Denn natreen süßt wie Zucker, jedoch ohne Kalorien und ohne Kohlenhydrate. natreen ist reine, feine, natürliche Süße für Kaffee, Tee und vieles andere.

Ihrer Figur zuliebe

natreen®

zum Süßen



M 23 V 69

DRUGOFA KÖLN

Taschendose (120 Stück) DM 1,85 Tafeldose (600 Stück) DM 5,20
Nachfüllpackung (2000 Stück) DM 14,– Tafelflasche, flüssig (150 ccm) DM 4,50
natreen – auch in Belgien, Holland, Österreich und anderen Ländern,
im Service der PAN AM und Lufthansa.

(„Frankfurter Rundschau") ein öffentliches Ärgernis, dem die zwei engsten Mitarbeiter Erfurths nicht mehr länger zusehen mögen: „Um den alten, hoffnungslosen Zustand zu beenden", haben Frankfurts Chefdramaturg Peter Kleinschmidt und der Erste Regisseur des Schauspiels, Dieter Reible, zum Ende der Spielzeit 1969/70 gekündigt.

Denn in Frankfurt, das wissen sie längst, hat das Theater kaum eine Chance. Da ist das Ensemble zu klein und die Bezahlung zu schlecht, da sind die Proben zu kurz und der Vorstellungen zu viele.

Und weil der Generalintendant Erfurth dies alles gut weiß und dennoch zuläßt, schreiten die beiden jungen Männer nunmehr zur Tat: Sie wollen nicht abtreten, ohne einen Ausweg aus der „Strukturkrise" zu weisen. Gelingt ihr Plan, so sind sie gern auch zum Bleiben bereit. Dieses „in die Zukunft weisende Modell", das wünschen seine Urheber, muß „zu einem neuen Selbstverständnis des subventionierten Theaters führen".

Kleinschmidt und Reible denken sich das etwa so: Ein „künstlerisches Direktorium" von fünf Mann soll hinfort das Schauspiel leiten, im Großen Haus den Spielbetrieb für Abonnenten garantieren und im Kammerspiel (Forderung: Schauspiel-Etaterhöhung um 500 000 Mark) permanent experimentieren dürfen. Über Stückwahl und Besetzung sollen überdies neben den Direktoriums-Mitgliedern auch Schauspieler, Techniker und Delegierte der Bühnenarbeiter mitbestimmen.

Ein großer Anspruch, eine schöne Erwartung. Kleinschmidt und Reible sind damit nicht mehr allein. Schon warten zwei Regisseure auf ihren Abruf nach Frankfurt, die sich durch Skandal und Leistung an den deutschsprachigen Bühnen hervorgetan haben: Claus Peymann und Peter Stein.

Stein lieferte mit seiner Münchner Bond-Inszenierung des Kindsmörder-Stücks „Gerettet" dem Fachblatt „Theater heute" schon 1967 die „Aufführung des Jahres". Mit einem weiteren Bond-Werk, „Trauer zu früh", trieb er jüngst in Zürich verschreckte Abonnenten aus der Premiere. Sein Vorsatz, im Einverständnis mit dem Ensemble nach Schluß des Peter-Weiss-Stücks „Vietnam-Diskurs" im Zuschauerraum Geld für den Vietcong einsammeln zu lassen, führte zum Streit mit dem Münchner Kammerspiel-Intendanten Everding und zu Steins vorzeitiger Entlassung aus einem noch nicht angelaufenen Zweijahresvertrag.

Und auch Peymann (zur Zeit Berlin), der mit seinen gelungenen Handke-Uraufführungen („Kaspar", „Publikumsbeschimpfung", „Das Mündel will Vormund sein") dem Frankfurter Privat-„Theater am Turm" zu überlokalem Ansehen als Experimentierbühne verhalf, wäre für Frankfurts Städtische Bühnen zu haben. „Wenn ein Katalog von strukturändernden Voraussetzungen erfüllt werden könnte", so Peymann, „gehe ich mit Freuden nach Frankfurt zurück."

Er fände sich in einem Direktorium wieder, dem außer Stein auch Reible und Kleinschmidt angehören sollen. Und natürlich als „Chef eines Verbandes selbständig operierender Einheiten" („Frankfurter Rundschau") Ulrich Erfurth. Der Generalintendant eilte letzte Woche von seinem Sylter Feriensitz nach Frankfurt und „überprüfte" in Gesprächen mit dem Magistrat die heikle Situation, die durch Reibles und Kleinschmidts offenkundig taktische Kündigungen entstanden war.

Für das erhoffte Modell und den erwarteten Zustrom frischer Kräfte zum Ensemble (Peymann: „Ich könnte mir vorstellen, daß eine Reihe von Schauspielern der ersten Garnitur Stein und mir folgen würden") hat er bereits — was blieb ihm auch übrig? — erste Arbeit geleistet:

Vorletzte Woche verweigerte er dem Oscar-Preisträger („Die roten Schuhe") und langjährigen Frankfurter Bühnenbildner Hein Heckroth, 68, eine Vertragsverlängerung. Außerdem kündigte er drei Schauspielern aus seinem Ensemble — Erfurth schafft Platz.

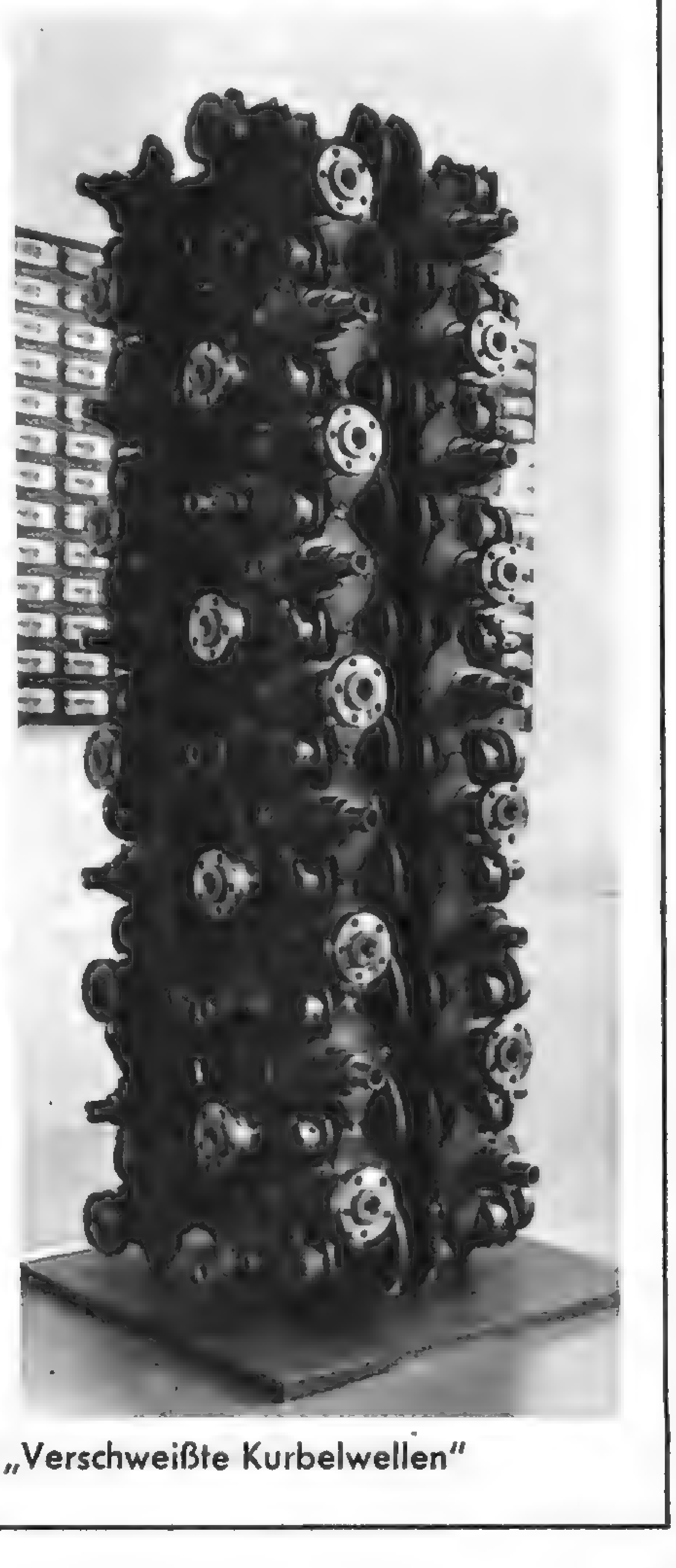
Appetit auf Blechteile

verspürte der französische Künstler Arman, 41, beim Besuch einer Automobilfabrik, und seine Lust wurde befriedigt: In den Renault-Montagehallen von Billancourt und Flins durfte er sich die schönsten Fertigteile auswählen und sie zweckwidrig zu seriellen Kunstobjekten zusammensetzen. Jetzt werden 50 dieser „Accumulations Renault" in der Berliner Galerie Jebensstraße — anschließend in Kopenhagen und in Düsseldorf — gezeigt: Schichtungen aus Motorhauben, Spiralen aus Kotflügeln, Säulen aus Kurbelwellen, Reliefs aus Zündkabeln oder Zylinderkopfschnitten. Die Materialspende der Autofirma hat den Akkumulator auf einen neuen Weg gelockt: Früher pflegte Arman (bürgerlich: Armand Fernandez), der 1960 die Pariser Gruppe der „Neuen Realisten" mitbegründet hatte, „aus rein wirtschaftlichen Gründen" mehr abgenutztes, billiges Material zu nehmen; Papierreste, ausgediente Radioröhren oder Klavierfragmente („Chopins Waterloo") häufte er zu bedeutsamen Schrott-Sammlungen. Nun spielt er, mit Designer-Chic, den Glanz der frischen Ware aus und formuliert ein wohlgesetztes Hoheslied auf die Industriewelt. Viele Künstler, glaubt Arman, werden noch einstimmen — er sieht allenthalben „den Appetit auf die Technologie zunehmen".



Arman-Werk **„Verschweißte Kotflügel"**





Künstler **Arman,** Arman-Werk **„Verschweißte Kurbelwellen"**

FERNSEHEN

DIESE WOCHE



Vermögen für alle. Bericht von Marianne Feuersenger und Arno Schmuckler. ZDF, Montag, 20. Oktober, 20.15 Uhr.

„Vermögen ist Geld, das man vorerst nicht braucht", verkünden die ZDF-Wirtschaftsredakteure, und schon damit verliert sich ihr Thema Eigentumsverteilung im Nebel. Denn es ist, ganz genau gesagt, das Produktivkapital, um dessen Besitz es geht. Schon Karl Marx hat das erkannt und die kapitalistischen Gierhälse verflucht.

Für die ZDF-Ökonomen aber sind die Unternehmer gar nicht so schlimm. Nein, als Wohltäter der Menschheit dürfen sie sich vor der Kamera darstellen. Da ist beispielsweise der Herr Rosenthal, SPD-Abgeordneter aus Selb, der im Interview bekennt, daß die Ermunterung zum Sparen, die er seinen Porzellanarbeitern angedeihen läßt, eine bedeutende Philanthropietat sei. Und es gibt auch noch den CDU-Parlamentarier Elmar Pieroth, Weine en gros, der seine Arbeitnehmer mit monatlich 150 Mark Zulage beglückt und das für vermögenspolitische Großmut hält.

Aber auch Unternehmer, die keine milden Gaben verteilen, so läßt Marianne Feuersenger (Photo) durchblikken, haben ihre Millionen keineswegs aus Habsucht angehäuft, sondern nur so aus Sportsgeist: „Marktanteile zu erobern", erklärt sie, „darin findet jeder Unternehmer die größte Befriedigung; das wachsende Vermögen ist dabei nur Nebenprodukt."

Wer ist da schon noch ein Ausbeuter? Die Unternehmer betreiben ein sauberes Geschäft. Non olet.



Fischer Europas. Zweiteilige Dokumentation von Ernst Schnabel und Friedhelm Heyde. RB, Montag, 20. Oktober, 21.50 Uhr, Montag, 27. Oktober, 21.45 Uhr (Farbe).

„Immer wenn ich an den Indianer denke, fällt mir der Türke ein", schrieb Karl May im Vorwort zu „Winnetou". Immer wenn man an Ernst Schnabel (Photo) denkt, fällt einem sofort auch Ernest Hemingway ein.

Schnabel, ein Schöngeist (Libretto zu: „Floß der Medusa, Oratorio volgare e militare, in due parti") und Mann von entschlossenem Holz, einst Intendant des NWDR, hat als Fahrensmann und Sportflieger das abenteuerliche Leben immer geliebt. Vierzehn Jahre lang war er auf Windjammern und Steamern in der großen, weiten, stürmischen See. Joseph Conrad („Lord Jim") und Herman Melville („Moby Dick") sind seine Vorbilder. Und eben — Hemingway.



Schnabel-Film „Fischer Europas"

Welch anderer deutscher Schriftsteller (außer Werner Helwig) wäre denn berufen, bei spuckender Gischt und Windstärke 12 den Hering und den Thunfisch, den Wal und Kabeljau zu besingen? Schnabel tut's. Er erzählt zu den bizarren, elegischen, wilden Bildern des Bundesfilmpreisträgers Heyde von den Wattenfischern in der Normandie, den Walfischern im Eismeer, den Brandungsfischern in Portugal, den Thunfischern in Italien, den Heringsfischern vor Neufundland.

Und er dichtet. Er dichtet vom alten Mann und dem Meer, von „Männern wie Baumwurzeln", alle „wie von Hamsun gemacht", von wortkargen Fischern und zappelnden Fischen und schlingernden Schiffen; von „Heringen, die nicht annoncieren, wenn sie da sind" („Die Sache mit den Heringen ist schwierig"); vom Boot, von dem man nicht weiß, „sieht es das Meer an oder sieht das Meer mit den Augen der Schiffe".

Vom blutigen Schlachtfest der Mattanza schweift des Poeten Auge nach den Lofoten, „wo die Tage wie Katzensprünge sind", und schweift weiter nach dem Hellas der Griechen, von denen „Winckelmann sagte, sie seien von edler Einfalt und stiller Größe gewesen".

Diese edle Einfalt war den Auftraggebern von Radio Bremen denn doch zuviel an Schnabelscher Poesie und Schnabelschem Mythos: Winckelmann wurde kurz vor der Sendung getilgt.



Die Revolte. Fernsehfilm von Reinhard Hauff. WDR, Dienstag, 21. Oktober, 21.00 Uhr (Farbe).

„Der Chef ist ein Arschloch", „der Fraß beschissen". Die Reichen, diese „miesen Socken, fahren Scheißautos" und „machen sich ewig ins Hemd". Lange schon stinkt dem Versicherungsangestellten Dieter Hartenstein, 25, „immer derselbe Käse", und auch sein Freund Hans, Gelegenheitsjobber in speckiger Lederjacke, findet „alles zum Kotzen".

Mit kunstlos gestammelten Dialogen im Halbstarken-Jargon und Bildsequenzen aus Tram und Fiat, aus vergammelten Dachkammern und ver-



„Diese Portionspackungen für Butter habe ich mal bei meinen Hotelgästen gründlich getestet. Das Echo war ausnahmslos positiv. Weil die Packung so appetitlich ist und sich niemand mehr die Finger fettig zu machen braucht."

Was die Gäste als angenehm empfinden, ist der Service der Gastronomie. Diese Butter-Portionspackung aus der Hart-PVC-Folie Genotherm® hat eine verbrauchsgerechte Form. Sie ist sehr leicht zu öffnen, standfest und die Butter kann entnommen werden, ohne daß die Hände fettig werden. Und beim Servieren sieht eine so appetitlich aus wie die andere. Das ist Fortschritt aus Kalle-Folien.
(Jede zweite Folienverpackung ist aus Folien von Kalle. Auch die für Marmelade zum Frühstück).

KALLE

Wir haben mehr als hundert verschiedene Folienarten und Folientypen. Rufen Sie uns doch an, wenn Sie Verpackungsprobleme haben.
Berlin, Telefon 323961 · Düsseldorf, Telefon 350336 · Essen, Telefon 225747 · Frankfurt/Main, Telefon 723047 · Hamburg, Telefon 6306011
Hannover, Telefon 26357 · München, Telefon 227331 · Stuttgart, Telefon 621844

Fragen Sie Kalle, wenn Folien in Frage kommen. KALLE Folien

Kalle Aktiengesellschaft, Wiesbaden-Biebrich

räucherten Eckkneipen hat Autor und Regisseur Reinhard Hauff („Wirb oder stirb!“) Langeweile und Leerlauf hinter Schwabings Kulissen gefilmt.

Endlos palavert eine Basisgruppe der Apo ihren Protest gegen die Amerikaner in Vietnam, planlos kurven Hans und Dieter im Leihwagen durch München. Überall finden sie bloß „hirnverbrannte, frustrierte Idioten“.

Der Überdruß endet mit einer schicken Gewalttat: Dieter lernt die geschiedene Studentin Margit (Katrin Schaake, Photo) kennen, die sich ihm mit „Konkret“ ins Bett legt, doch nicht lange. Die beiden streiten sich, er greift zu seiner belgischen 6,35 und schießt erst auf sie, dann auf sich.

Das alles ist nicht besonders spannend, sondern traurig, aber wahr.

Der Architekt. Interview mit Albert Speer von Joachim Fest. NDR. Dienstag, 21. Oktober, 23.00 Uhr (Farbe).



Da sitzt ein bescheidener, geduldiger, konzilianter Herr von 64 vor der Farbkamera. Sein Auge blickt trübe, die Bäckchen sind rot. Er lehnt sich zurück. 20 Jahre Spandau hat er hinter sich, er hat sein Leben gemeistert. Unter Hitler war er Rüstungsminister. Seine Bekenntnisse sind entwaffnend.

„Er war der Magnet, der mich anzog“, sagt dieser Mensch aus bürgerlichem Haus von seinem Freund und Meister, für den er Prachtstraßen, Triumphbögen und riesige Paläste entwarf und mit großem Talent die Kriegsrüstung besorgte, bis er schließlich Hitlers Befehle von der verbrannten Erde hintertrieb. „Ich fühle mich“, auch dies sagt er, „noch heute für Auschwitz mitverantwortlich.“

Nein, mit jenem Schirach, dem Unbelehrbaren, ist er nicht zu vergleichen. Speer (Photo) hat abgeschworen. Gelassen, gleichsam im Understatement, auf die feine englische Art und mit leichtem Badener Akzent, haucht er am Heidelberger Schreibtisch sein Mea culpa. Und der Interviewer Fest, der auch bei der Abfassung von Speers Memoiren als Gesprächspartner diente, läßt ihn gewähren. Da fällt kein böses Wort, da hält ein höflicher Augenzeuge Gericht über sich und die Geschichte.

„Ich hätte mißtrauisch sein sollen“, bekennt er. „Zweifellos“, beichtet er, „habe ich unzählige Fehlentscheidungen getroffen.“ Er erzählt von des Führers „magischer Ausstrahlung“ und tut kund: Am 1. Januar 1946 wäre der Krieg ohnehin verloren gewesen — aus Mangel an Chrom.

Das Resultat dieser Speerschen Konfession ist ein Höllenpanorama à la Spitzweg, ist das Porträt eines Unpolitischen, der den Nationalsozialismus in seiner gefährlichsten Spielart verkörpert hat — als Großmannssucht eines Bourgeois, der sich eingesteht: „Machtausübung war für mich ein großer Anziehungspunkt.“



Eine Stadt wurde schwarz. Bericht von Edmund Wolf. BR. Mittwoch, 22. Oktober, 20.15 Uhr.

Wer ins Negergetto reist, bringt immer die gleichen Bilder heim: abbruchreife Häuser, verwahrloste Kinder und viele schwarze Gesichter voller Haß.

In Newark im US-Staat New Jersey blicken die Farbigen besonders grimmig drein. Denn anders als in Harlem, aus dem ZDF-Autor Greulich vor zwei Wochen berichtet hat, wird das Rassenklima jenseits des Hudson von den militanten Negern bestimmt. Im dreistöckigen Haus des Dramatikers Leroi Jones, der sich — arabisch — auch Ameer Baraka nennt und auf Kisuaheli „Imamu", das heißt „geistiger Führer", anreden läßt, konzipieren die „Simbas", die „Löwen", die große schwarze Revolution.

Noch 1950, so erklärt Edmund Wolf (Photo) in seinem Bericht, den er mit vielen Interviews belegt hat, waren 85 Prozent der Newark-Bevölkerung Weiße. Heute leben mehr als 60 Prozent Farbige in der Stadt — die meisten sind bewaffnet und wollen die Gewalt: Von 100 Verbrechern sind 85 Neger.

Auch die Weißen, die fast alle an den grünen Stadtrand von Newark gezogen sind, machen mobil: Für die Wahl 1972 haben sie den berüchtigten Rassisten George Wallace aus Alabama als Senatskandidaten nominiert. Und die Behörden investieren mehr Dollars für die bessere Ausrüstung der Polizei als für die Beseitigung des Elends in den Slums.

Gegen die wachsende Drogensucht, die Tuberkulose, die Geschlechtskrankheiten, die überhöhten Mieten, die Kinderkriminalität und das organisierte Verbrechen, deren Opfer vorwiegend Schwarze sind, haben die Stadtväter kein Rezept. Ein Jahrhundert nach dem amerikanischen Bürgerkrieg, nach Gettysburg und Lincolns Tod, droht den Vereinigten Staaten ein neues, gewaltiges Massaker.



Marino Marini. Feuilleton von Guido Baumann und Pitt Koch. WDR. Donnerstag, 23. Oktober, 22.00 Uhr (Farbe).

Ein riesiger Felsbrocken wird langsam bergab gelassen, Mädchen radeln durch Mailand, ein Mann kratzt sich am Hintern, der Felsbrocken rutscht tiefer, Nonnen lächeln beim Einkauf, Großväter necken Bambini, eine dikke Artistin schaukelt übers Seil. Und Marino Marini, 68 (Photo), Maler und Bildhauer, beobachtet am Berg, am Strand, im Garten, beim Chianti und Campari, zu Gitarrenzupfern und Flötentupfern alle diese schönen Dinge, bis der Felsen im Tal ist. Dann geht er ans Werk: Er hämmert aus dem



Stein ein Pferd. „Das Pferd", behauptet der Künstler, „fliegt bis in die Stratosphäre", der überflüssige Film lahmt auf Erden weiter.



Die Kuba-Krise 1962. Dokumentarspiel von Peter von Zahn. ZDF. Freitag, 24. Oktober, 20.15 Uhr.

Präsident Kennedy erfuhr es 1962 im Wahlkampf: Auf Kuba hatte ein amerikanischer U-2-Aufklärer sowjetische Mittelstrecken-Raketen identifiziert, damit wurde die strategische Vorwarnzeit der Vereinigten Staaten von 15 Minuten auf zwei Minuten verkürzt.

Unter strenger Geheimhaltung ließ John F. Kennedy seinen Braintrust, das Exekutivkomitee des Nationalen Sicherheitsrates, in einem Hinterzimmer des Weißen Hauses beraten, was gegen die atomare Bedrohung zu unternehmen sei.

Sechs Tage lang kalkulierten Robert Kennedy und Dean Rusk, McGeorge Bundy, Maxwell Taylor und Robert McNamara die Risiken der Kuba-Krise. Jetzt hat der „Windrose"-Chef von Zahn die Protokolltexte zu einem Dokumentarspiel dialogisiert — durchaus nicht immer mit Geschick: Seine bombastischen und hohltönenden Texte („Gegen einen Präventivkrieg gibt es nur ein einziges Mittel: den Präventivkrieg") werden von einer Runde deutscher TV-Eggheads aufgesagt.

„Bombardieren und die Insel besetzen!" schnarrt Ernst-Fritz Fürbringer als Dean Acheson mit bebenden Schnurrbartspitzen. Hans Ernst Jäger entgegnet als McNamara in bayrischem Tonfall: „Bomben, die geworfen sind, kann man nicht zurücknehmen."

Solche Entschlossenheit hat Chruschtschow schließlich beeindruckt: Getreu der historischen Wahrheit läßt ihn von Zahn Grüße an den US-Präsidenten bestellen und die atomaren Rampen abbauen. Denn: „Leute, die Atombomben haben", so Helmut Förnbacher (Photo) im Robert-Kennedy-Look, „müssen sich bewegen wie Igel in der Hochzeitsnacht — vorsichtig."



Jiddisch – die deutsche Sprache der Juden. Bericht von Gottfried Edel. ZDF. Sonntag, 26. Oktober, 21.55 Uhr.

„Chuzpe" heißt Frechheit, „Tinneff" ist Schund, „Schlimasel" Unglück, und wenn Jossy Halland (Photo) im winzigen Amsterdamer Kabarett „Li-La-Lo" singt „De Sinn scheint schein", so bedeutet das: „Die Sonne scheint schön."

O Jiddische Mame! Deine „Mame-Loschen" wird kaum noch verstanden, kaum noch gesprochen. „Das Jiddische", so hat die in St. Gallen lebende Jüdin Salcia Landmann schon 1963 diagnostiziert, „ist eine sterbende

Sprache.“ Einen weiteren Abgesang stimmt nun der ZDF-Kirchenfunk-Redakteur Edel an:

Nur fünf Millionen Juden, erzählt er, sprechen noch diese „Nahsprache des Deutschen“, dieses „Judenteutsch“, das zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert aus dem Rhein-Teutonischen und dem Hebräischen entstand und sich später auf der ahasverischen Wanderung der Kinder Jakobs nach Osteuropa mit starken slawischen Sprachelementen durchsetzte. „Bis zum Zweiten Weltkrieg“, belehrt Edel, „war Jiddisch die meistverbreitete germanische Sprache nach dem Englischen und Deutschen.“

Der Autor zitiert den jüdischen Minnesänger Süßkind von Trimberg und die germanische Gudrun-Sage, die teilweise in Jiddisch und in hebräischen Lettern niedergeschrieben ist. Und er holt auch das Amsterdamer Collegium Musicum Judaicum vor die Kamera, um die enge Verwandtschaft zwischen dem altjüdischen Gesang und dem gregorianischen Choral zu demonstrieren.

Doch wai geschrien! Vorbei sind die Zeiten, da polnische und ukrainische Schriftsteller wie Leib Perez (1851 bis 1915) und Scholem Alejchem (1859 bis 1916) ihre Jidden, etwa den Spekulanten Menachem Mendel oder Tewje, den Milchmann, in Mames Mame-Loschen vorstellten. Die jiddische Sprache und der jiddische Witz, das jiddische Lied und der jiddische Geist wurden von den Eichmanns dieser Welt gründlich liquidiert. Und das Selbstbewußtsein, der militante Nationalismus der Israelis, tut ein übriges.

Selbst Shmuel Rodensky, der jiddisch singende Milchmann aus dem Musical „Anatevka“, macht schmuh: Er liest sein Jiddisch vom Blatt.

WEITERE SENDUNGEN

Monitor. Moderator: Claus-Hinrich Casdorff. WDR. Montag, 20. Oktober, 20.15 Uhr. Die Sendung informiert über Bestrebungen der Jungen Union, die CDU zu reformieren, und bringt ein „Kreuzfeuer“-Interview mit dem CDU-Verteidigungsminister Gerhard Schröder.

Frühe Werke. NDR. Montag, 20. Oktober, 22.55 Uhr. Jugoslawischer Spielfilm von Zelimir Zilnik. Deutsche Erstaufführung.

Die gesellschaftskritische Funktion des Fernsehens. ZDF. Mittwoch, 22. Oktober, 22.00 Uhr. Unter anderen diskutieren der WDR-Intendant von Bismarck, der rheinland-pfälzische Ministerpräsident Kohl sowie die Allensbacher Demoskopin Elisabeth Noelle-Neumann. Leitung: Rudolf Radke.

Al Capone im deutschen Wald. WDR. Donnerstag, 23. Oktober, 20.15 Uhr (Farbe). Fernsehfilm von Peter Adler über eine Gruppe jugendlicher Gangster. Regie: Franz-Peter Wirth.

Bilanz. Moderator: Wolfgang Schröder. ZDF. Donnerstag, 23. Oktober, 21.30 Uhr. Das Wirtschaftsmagazin porträtiert und interviewt die künftigen Minister Schiller, Moeller und Ertl.

In – 10/69. RB. Samstag, 25. Oktober, 15.30 Uhr. In der ersten Folge eines neuen Jugendmagazins wird unter anderem die Behandlung des Rauschgift-Themas in den Massenmedien kritisiert und der Sänger Udo Jürgens über Drogen und Politik interviewt.

Elena und die Männer. ZDF. Samstag, 25. Oktober, 20.15 Uhr (Farbe). Französisch-italienischer Spielfilm (1956) mit Ingrid Bergman und Jean Marais. Regie: Jean Renoir.

Exklusiv. NDR. Sonntag, 26. Oktober, 20.15 Uhr (Farbe). Fernsehfilm von Friedhelm Werremeier über einen Millionenraub. Regie: Peter Schulze-Rohr.



AUTOMOBILE

AUTOBIANCHI

Feine Tochter

Auf Italiens Alpenstraßen und Autostradas wurde seit dem letzten Jahr immer wieder ein getarnter Auto-Neuling gesichtet. Bauart und Tarnungsstil — Kotflügel und Flanken waren mit Hammerschlägen mutwillig zerbeult worden — verrieten die Handschrift des Turiner Riesen Fiat.

Der angebeulte Erlkönig aus dem Entwicklungszentrum des Turiner Konzerns (letzte Jahresproduktion: 1,3 Millionen Personenwagen) kommt jedoch nicht als Fiat, sondern — in dieser Woche — unter einem fremden Namen auf den Markt. Die kleine Mailänder Autofirma Autobianchi (letzte Jahresproduktion: 56 782 Personenwagen) soll ihn bauen. Sein Name: Autobianchi A 112.

Das neue Auto, zu dem sich seine Erbauer nicht offen bekennen, ist innen und außen dem britischen Ministil nachempfunden. Der A 112 hat einen quer im Wagenbug liegenden, wassergekühlten Vierzylindermotor (Hubraum: 903 ccm; Leistung: 44 PS; Höchstgeschwindigkeit: 135 km/h), der die Vorderräder antreibt.



Autobianchi **Primula**
Schlange zum Stier

Vorteil dieser Bauweise: Trotz knapper Maße (Länge: 3,23 Meter; Breite: 1,48 Meter) bietet der A 112 einen beachtlich großen Innenraum für vier Personen und ist dennoch als temperamentvolles, wendiges Kurz-Auto der heutigen Verkehrsdichte gut angepaßt. Der Wagen soll zunächst nur auf dem italienischen Markt angeboten werden und wird später in Deutschland vermutlich um 5000 Mark kosten.

Daß der Turiner Auto-Entwurf bei Autobianchi in den Serienbau ging, war kein Zufall: Die einstige Mailänder Motorrad- und Fahrradfabrik Bianchi war 1955 von dem Reifenkonzern Pirelli und Fiat gemeinsam in eine Autofirma umgewandelt und 1968 als Tochterunternehmen dem Fiat-Konzern ganz angeschlossen worden. Fiat verlieh seiner Mailänder Filiale ein neues Markenzeichen, das den Stier aus dem Turiner Stadtwappen mit der Schlange des Mailänder Wappens vereinigte.



Autobianchi **A 112**
Testfahrt mit Beulen

Für Fiat wurde die Firma Autobianchi „unsere etwas feinere Tochter“, wie ein Fiat-Manager formulierte. Autobianchi-Wagen sollten verfeinerte Ansprüche auch in der unteren und mittleren Preisklasse erfüllen und Käufer zufriedenstellen, denen die Turiner Massenprodukte nicht behagten. Fiat leistete Entwicklungshilfe und lieferte Teile. Autobianchi baute, in kleineren Serien und zu höheren Preisen, veredelte Abkömmlinge des Massen-Kleinwagens Fiat 500. Sie boten ihren Käufern schmuckere Blechkleider, mehr Komfort und Leistung. Auf Turiner Fließbändern wäre ihre Produktion unrentabel gewesen.

Später konstruierte Fiat-Chefkonstrukteur Dante Giacosa erstmals einen Mittelklassewagen mit Frontantrieb, pflanzte ihm den 1,2-Liter-Motor (60 PS) des Fiat 124 ein und ließ das Auto von 1965 an als „Primula“ bei Autobianchi bauen. In diesem Jahr folgte, gleichfalls mit Frontantrieb und Fiat-Motor (1,5 Liter; 68 PS), der Typ Autobianchi A 111.

Auch der neue A 112, für dessen Bau ebenfalls Teile aus der Fiat-Großserie verwendet werden, hat laut Autobianchi „Ausstattungsdetails, die bei einem Fahrzeug dieser Klasse durchaus nicht üblich sind“ — und dazu aufwendige Technik: eine dreiteilige Sicherheits-Lenksäule, Zweikreisbremssystem und Bremskraftregler.

Nach Ansicht von Fiat-Kennern verfolgt Fiat mit dem A 112 insgeheim weiter reichende Pläne: Falls er auf dem Markt einschlägt, soll er später in großen Stückzahlen dort gebaut werden, wo er entstand — in Turin.



Autobianchi **A 111**
Motor vom Riesen



Farbige US-Modelle*: „Heute heißt es nur ...

GESELLSCHAFT

PHOTOMODELLE

Ruck zur Rasse

Mit dieser Nigger-Lover-Zeitschrift will ich nichts mehr zu tun haben", schrieb ein empörter Leser an die Redaktion der Frauenzeitschrift „Ladies' Home Journal" in New York. „Hiermit kündige ich mein Abonnement."

Hunderte von Lesern reagierten in Briefen und Telegrammen auf das Ereignis, das „Home Journal"-Herausgeber John Carter einen „Meilenstein in der Geschichte des Magazin-Journalismus" nannte. Erstmals hatte vom Titelblatt einer amerikanischen Frauenzeitschrift eine schwarze Schönheit gelächelt: Naomi Sims, 21, 81/58/86, Tochter eines Pittsburgher Gepäckträgers.

Das war im November vorigen Jahres. Inzwischen findet auch das weiße Amerika schwarze Mädchen so schön, daß kaum eine Modezeitschrift ohne dunkelhäutige Modelle auf den Markt kommt.

In den Katalogen der Versandhäuser wie Sears, Roebuck & Co. und Montgomery Ward, in Zeitungsanzeigen und Fernsehspots werben mehr Negerschönheiten denn je zuvor um die Gunst der Käufer. Und selbst „Playboy" entschloß sich letzten Monat, als ausklappbares Spiel-Mädchen eine Negerin zu präsentieren: Jean Bell, schwarzhäutige Texanerin, wurde zum „Playmate" des Oktober-Hefts erkoren.

New Yorker Topmodell-Agenturen wie Ford und Wilhelmina sind schon seit geraumer Zeit für den Run auf Exotisches gerüstet: 15 von rund 125 Ford-Covergirls sind Farbige. Agentur-Chefin Wilhelmina, 29, einst deutsches Starmodell (225 Titelbild-Aufnahmen), beschäftigt derzeit unter ihren insgesamt hundert Modellen zehn schwarze. Begehrteste der farbigen Modell-Damen ist gegenwärtig Naomi Sims — mit einem Stundenlohn von 240 Mark.

Dabei kam der „Black is beautiful"-Trend so überraschend, daß die Branche kaum Zeit fand, sich darauf einzustellen. Denn noch vor einem Jahr waren die dunklen Rassemädchen im Werbegeschäft kaum gefragt gewesen.

Der optischen Effekte wegen hatten weiße Photographen nicht selten auch schwarze Schönheiten ins Studio geholt, aber die Photos druckten dann doch nur Farbigen-Blätter wie „Ebony" und „Jet". Die Werbeagenturen, glaubt Modell-Mutter Wilhelmina, hatten damals noch Angst, weiße Kundinnen würden ein Kleid nicht kaufen, wenn ein schwarzes Mädchen es vorführt. Auch mit dem jetzigen Starmodell Naomi Sims war es in Wilhelminas Agentur „sechs Monate lang mies" gegangen — „ich wußte einfach nicht, wie ich sie reinkriegen konnte".

Donyale Luna, die nun erfolgreichste Ford-Schwarze, ergatterte wohl zuweilen Titelseiten von den Modezeitschriften „Harper's Bazaar" und „Vogue", doch „erst nach dem Tod von Martin Luther King", so Agentur-Chef Jerry Ford, habe es in der Werbebranche „den großen Ruck gegeben".

Wie weit der „Schwarz ist schön"-Slogan der farbigen Radikalen inzwischen ins Bewußtsein der weißen US-Bürger vorgedrungen ist, ermittelte kürzlich die „American Telephone & Telegraph Company" (AT&T) mit einer Umfrage: Nach Ausstrahlung des ersten AT&T-Werbespots mit farbigen Schönen erklärten 81 Prozent der weißen Fernsehzuschauer im Norden und 59 Prozent im Süden der Staaten, daß sie gegen das Auftreten schwarzer Modelle keine Einwände hätten.

Bevor der schwarze Boom auf dem Schönheitsmarkt einsetzte, bewarben sich wöchentlich zwei Negerinnen bei Wilhelmina, jetzt sind es wöchentlich an die dreißig, die eine Modell-Karriere anstreben. Selbst Töchter angesehener Väter stellen ihre Kontrastfarbe in den Dienst des Beauty-Business.

So arbeitet die Rechtsanwältin Prinzessin Elizabeth von Toro, Sproß des Ex-Königs Rukidi III, für Ford. Yahne Sangare, Tochter des liberianischen Botschafters in Paris, läßt sich von der Neger-Modellagentur „Black Beauty" vertreten. Und Jolie Jones, Titelschöne der Zeitschriften „Mademoiselle" und „Co-ed", ist die Tochter des Jazzmusikanten Quincy Jones.

„Weil sie schwarz, nicht weil sie gut sind", würden diese Modelle hauptsächlich gebucht, glaubt Ford-Chef Jerry Ford. Und daß Qualität inzwischen eine Frage der Schattierung geworden ist, weiß auch die schöne Wilhelmina.

„Vor Monaten noch", sagt sie, „war die Bitte der Photographen: etwas heller, wenn möglich. Heute heißt es nur: Wie schwarz ist sie?"

* In der Agentur des deutschbürtigen Ex-Modells Wilhelmina.





... wie schwarz ist sie?": US-Werbung mit Farbigen



Deutsche Wertarbeit

Es gibt viele Möglichkeiten, Geld anzulegen. Die Gewinn-Aussichten können mäßig, aber sicher, die Chancen hoch, aber risikoreich sein.

Die deutschen Investment-Gesellschaften bieten in vieler Hinsicht die Gewähr echter deutscher Wertarbeit. Sie hält Ihr Risiko bei der Geldanlage in überschaubaren Grenzen. Darüber wacht nicht zuletzt der Staat. Denn im Gegensatz zu anderen Investment-Instituten unterliegen die deutschen Investment-Gesellschaften der Kontrolle durch das Bundesaufsichtsamt für das Kreditwesen. Ebenso wachen renommierte Geldinstitute darüber.

Jeder deutsche Investment-Fonds hat ein deutsches Kreditinstitut zum Partner. So schreibt es das Deutsche Kapitalanlagegesetz vor.

Deutsche Investment-Gesellschaften sind zu regelmäßiger Rechenschaftslegung verpflichtet. Sie berichten halbjährlich über die Struktur ihrer Fonds. Manipulationen sind ausgeschlossen. Das Ergebnis für Sie: Hier haben Sie gute Gewinnaussichten bei geringem Risiko. Darum: Ihr Vertrauen dem deutschen Investment. Fragen Sie Ihre Bank oder Sparkasse nach deutschen Investment-Fonds.

DEUTSCHES INVESTMENT
Mark für Mark gut angelegt

Arbeitsgemeinschaft Deutscher Investmentgesellschaften 6 Frankfurt 1 Große Bockenheimer Straße 6

PERSONALIEN

Willy Brandt, 55, Regierungsbilder, wurde von SPD-Wähler Ludwig Enders aus Bemerode (bei Hannover) vor der Ernennung des Berliner Anwalts und SPD-MdB Martin Hirsch zum Justizminister gewarnt. Enders in einem Brief an Brandt: „Ich bin der Meinung, daß MdB Hirsch in Vorbeugehaft zu nehmen ist, da er durch sein Verhalten in dieser Sache der Partei keinen guten Dienst erwiesen hat und so als Justizminister nicht in Frage kommt." Brandt bedankte sich und versprach: „Ihre Anregungen und kritischen Anmerkungen werden wir, soweit dies möglich ist, berücksichtigen."

Hans-Jochen Vogel, 43, Münchens OB, half preußischen Genossen im Wahlkampf. Der Bürgermeister reiste zu einem Kongreß nach Oberhausen, mit dem die nordrhein-westfälische SPD den Kommunal-Wahlkampf eröffnete, und erklärte seinen Parteifreunden, ein Bayer reise nur aus besonderem Anlaß über die Mainlinie. Wahlhilfe sei ein solcher Anlaß, und so sei ja auch vor der Bundestagswahl ein anderer bayrischer Vogel nach Nordrhein-Westfalen gekommen, um für die CDU Stimmen zu fangen, allerdings mit sehr negativem Erfolg. Doch Vogel ermutigte seine Gastgeber: „Zwar ist jeder Strauß ein Vogel, doch längst nicht jeder Vogel ein Strauß."

Franz Meyers, 61, kommissarischer OB von Bonn, entschuldigte sich Montag vergangener Woche bei einer Delegation der Bonner Partnerstadt Oxford für seine Sprach-Schnitzer: „Mit der englischen Sprache geht es mir wie mit meiner Frau: Ich liebe sie, aber kann sie nicht kontrollieren."



Minh Chau, Hanois bedeutendster Regierungs-Bildhauer, arbeitet an den ersten Götzenbildern für einen neuen Personen-Kult: In seiner Werkstatt entsteht ein übermannsgroßer Ho-Tschi-minh-Kopf. Seit dem Tod des Partei- und Staatschefs werden Gedenk-Altäre mit Ho-Photos in Privathäusern, Fabriken, öffentlichen Gebäuden, Kirchen und Pagoden verehrt und nach konfuzianischem Brauch stets mit frischen Früchten, Blumen, Kerzen, Weihrauchstäbchen und handgeschriebenen Botschaften an den Toten geschmückt. Zur öffentlichen Verehrung soll Minh Chaus Riesenkopf auf einem Hanoier Platz aufgestellt werden. Stolz berichtet der Bildhauer: „Ich begann die Arbeit an dieser Büste siebzehn Minuten nach dem Tod von Ho Tschi-minh."

Josef Smrkovský, 58, tschechischer Reformer, wehrte sich vor dem Verlust seines letzten Amtes. Während der Sitzung des „Klubs der kommunistischen Abgeordneten", in der Alexander Dubček als Präsident der Bundesversammlung und Smrkovský als Vorsitzender der Volkskammer zum Rücktritt gezwungen wurden, kritisierte Josef Kempný, linientreuer Premier der Teilrepublik Tschechei, den Genossen Smrkovský: „Du warst schon längst ein Feind der Partei. Du hast versucht, die Kandidatur des Genossen Svoboda zu unterminieren, weil du selbst Präsident werden wolltest." Smrkovský erwiderte wütend: „Das kannst du nicht beweisen, weil es eine gemeine Lüge ist." Marie Miková, stellvertretende Volkskammer-Vorsitzende, sprang ihrem Chef bei: „Du solltest überhaupt schweigen, Genosse Kempný. Erinnere dich: Du warst doch der erste, der hier die Frage der Neutralität angedeutet hat." Auch Marie Míková verlor in dieser Sitzung ihr Parlaments-Amt.

Haile Selassie, 77, Kaiser von Äthiopien, weigert sich seit fünf Jahren, bei dem Pariser Verlag Plon einen Restbetrag von 62 692 Franc (44 511,32 Mark) für fünftausend ledergebundene Luxusbücher zu begleichen. Die Sonderdrucke „Der Held von Adona" und „Das goldene Buch der salomonischen Dynastie von Äthiopien" hatte der „Löwe von Juda" 1963 für Repräsentationszwecke bestellt. Herstellungskosten: 90 000 Franc (63 900 Mark). Nach einer ersten Überweisung von 27 308 Franc (19 388,68 Mark) stellte der kaiserliche Hof trotz wiederholter Mahnungen seine Zahlungen ein. Wie die französische Botschaft in Addis Abeba ermittelte, hatte der Negus aus seiner Privatschatulle 36 000 Dollar (144 000 Mark) angewiesen. Das für die Transaktion federführende Informationsministerium will jedoch von der Angelegenheit nichts wissen, und die Pariser Botschaft des Herrschers versucht, Abgesandte von Plon mit Trostgeschenken abzuspeisen. Einmal offerierte ihnen Kulturattaché Pierre Petrides ein paar Büffelhörner, ein anderes Mal eine Tigerkralle auf einem Silbersockel. Bei der letzten Demarche versprach der Diplomat, der Negus werde den früheren Plon-Präsidenten Thierry de Clermont-Tonnerre ehrenhalber zum Kommandeur des „Weißen Elefanten-Ordens" ernennen. Der derzeitige Plon-Präsident Sven Nielsen zeigt sich jedoch unzugänglich und droht mit einem Prozeß: „Es mag peinlich sein, einen kaiserlichen Minister zu verklagen. Wir können jedoch unmöglich auf eine Forderung von dieser Höhe verzichten."





Harold Wilson, 53, Briten-Premier, wurde Opfer eines Täuschungsmanövers. Als der Regierungschef und Ehrenvorsitzende der Wurfpfeilspiel-Damenliga „Kirkby Ladies' Darts League" im Wilson-Wahlkreis in Lancashire die beiden besten Mannschaften mit je einem „Harold-Wilson-Cup" auszeichnen wollte, war einer der Silberpokale verschwunden. Liga-Sekretärin Frances Kneale konnte jedoch mit einem Trick die Pokal-Panne beheben: Nachdem der Premier dem Kapitän der Cup-Siegermannschaft „Quarry Green Ladies", **Elsie McKinnel,** 50 (linkes Bild), den Silber-Becher überreicht hatte, entwand Frances Kneale der soeben Geehrten den Pokal wieder und drückte ihn dem Ehrenvorsitzenden erneut in die Hand. Wilson konnte nun auch den Kapitän des Liga-Meisters „Park Brow Ladies", **Molly Shipley,** 50 (rechtes Bild), auszeichnen. Liga-Sekretärin Frances Kneale nach dem gelungenen Täuschungsmanöver: „Ich weiß nicht, ob er den Trick bemerkt hat. Auf jeden Fall hat er sich nichts anmerken lassen."

HiFi-Anlagen von Wega sind ohne Vorbild. Wie Wega 3300 electronic. Weil diese Stereobar eine komplette HiFi-Anlage ideal vereint. In einer neuen mobilen Form.



Dieses HiFi-Zentrum unterscheidet sich von allen übrigen HiFi-Anlagen. Entworfen von Verner Panton, einem der besten Designer, besitzt es eine neue außergewöhnliche Form - schön und praktisch. Auf Chromrollen läßt es sich durch den Raum gleiten - überall dort hin, wo Sie gerade sitzen. In der oberen Einheit liegt das Steuerteil - darunter finden Sie den eingebauten Studiospieler.

Zur unkonventionellen Form gibt es die außergewöhnlich exakte Technik. Der Tuner, ein Hochleistungsempfangsteil mit 5 Wellenbereichen, hat eine hohe Eingangsempfindlichkeit bei FM, elektronische Abstimmung und 5 Stationstasten. Mit 2x30 Watt Musikleistung bringt der Verstärker nicht nur eine hohe Ausgangsleistung, auch der Klirrfaktor ist minimal (0,5% bei 2x25 Watt Sinus-Dauerton).

Das Wega-Prinzip, besonders hochwertige technische Bauteile zu verwenden, wird auch beim Studiospieler sichtbar. Dual 1209, HiFi-Automatikspieler mit Magnetsystem Shure M 75 MG-D 2. Sein Preis in Schleiflack weiß, anthrazit oder orange DM 1950.-. Ihr Fachhändler gibt Ihnen gern weitere Auskünfte. Oder schreiben Sie an Wega-Radio GmbH, 7012 Fellbach, Abt. CN

WEGA

REGISTER

EHESCHLIESSUNG

DOROTHEE SÖLLE, 41, evangelische Theologin und Schriftstellerin („Phantasie und Gehorsam"), mit *EDMUND STEFFENSKY, 36*, ehemaligem Pater des Benediktinerklosters Maria Laach. Die von einem Maler und Kunsterzieher geschiedene Mutter von drei Kindern lernte den damaligen Benediktiner-Pater Fulbert vor zwei Jahren während einer Studienfahrt der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Jerusalem kennen. Im Oktober vergangenen Jahres gründeten die „Linkstheologin" (Sölle über Sölle) und der Pater in der evangelischen Antoniterkirche in Kölns Schildergasse den ökumenischen Arbeitskreis „Politisches Nachtgebet", der vom Kölner Kardinal Frings als „theologisch unmöglich" und vom Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, Beckmann, als „reiner Götzendienst" abqualifiziert wurde. Ende vergangenen Jahres verließ Pater Fulbert nach 13jähriger Zugehörigkeit seinen Orden und konvertierte Anfang September zum Protestantismus. Der Ex-Pater über den Grund für seinen Konfessionswechsel: „Ich will unbedingt theologisch weiterarbeiten. Ohne Dispens wäre das unmöglich. Ich kann aber nicht ein autoritäres System bekämpfen und es gleichzeitig durch die Bitte um Dispens bestätigen." In der Kirchengemeinde Köln-Braunsfeld bereitet sich Edmund Steffensky jetzt auf den Dienst als evangelischer Pfarrer vor.

EHRUNG

ROLF STÖDTER, 60, Reeder und Vize-Präses der Hamburger Handelskammer, nahm vergangenen Mittwoch das Große Bundesverdienstkreuz an. Entgegen der hanseatischen Tradition, keine Orden und Auszeichnungen zu akzeptieren, ließ sich der gebürtige Hamburger dekorieren, forderte jedoch Diskretion bei der Verleihung. Stödter: „Ich habe gebeten, das Verdienstkreuz im kleinsten Kreis zu verleihen, um öffentliches Brimborium zu vermeiden." Des Reeders Begründung für den Traditionsbruch: „Eine ganze Menge Hamburger haben das Verdienstkreuz, zum Beispiel Alwin Münchmeyer (ebenfalls Vize-Präses der Handelskammer) sogar mit Stern und Schulterband."

GESTORBEN

SONJA HENIE, 57. Mit elf Jahren begann die Norwegerin ihre Karriere. Als erfolgreichste Eiskunstläuferin der Welt (drei Olympiasiege und zehn Weltmeisterschaften) erschloß sie eine neue Schau-Gattung — die Eisrevue. In zehn Jahren zahlten zwölf Millionen Besucher ihrer Show 60 Millionen Mark. Dem klassischen Ballett entlieh sie ihre Glanznummer, den Sterbenden Schwan. Die geschäftstüchtige Eis-Läuferin erhandelte von Darryl Zanuck, dem Chef der „20th Century Fox", für ihren ersten Film statt 10 000 Dollar 100 000 Dollar Gage und spielte dann in zehn Filmen Hauptrollen. Ihr Kapital mehrte sie als Teilhaberin des Rockefeller Center, des Madison Square Garden, in Miethäusern, Im- und Export-Unternehmen und fünf Eispalästen. Ihrer Geburtsstadt Oslo errichtete die dreimal verehelichte Kunstliebhaberin mit den „vollkommenen Beinen" („Neige et Glace") ein Kulturzentrum, in das sie ihre Gemälde-Sammlung einbrachte. Sie starb während eines Fluges nach Oslo an Blutkrebs.

HELENE WESSEL, 71. Die gelernte Fürsorgerin machte es den Männern der deutschen Politik nicht leicht: Im Preußischen Landtag stimmte sie im Gegensatz zu den männlichen Mitgliedern ihrer katholischen Zentrums-Fraktion 1933 gegen Görings Ermächtigungsgesetz. 1952 gründete sie zusammen mit Gustav Heinemann die gegen Adenauers West-Integration kämpfende Gesamtdeutsche Volkspartei. Mit Heinemann trat sie 1957 der SPD bei, 1968 meldete sie sich das letzte Mal im Bundestag: gegen die Notstandsgesetze.

SERGE POLIAKOFF, 63. „Es ist sehr schwer, ein Bild besser zu malen als eine Wand", bekannte der 1919 aus St. Petersburg emigrierte Unterhaltungsmusiker (Gitarre, Balalaika, Banjo), „und deshalb vergleiche ich beim Malen immer." Die Kritiker fanden für die Kunst des Wahlfranzosen, der sich unter dem Einfluß von Kandinsky, Baumeister und Delaunay zum eigenwilligsten Maler der neuen, nicht figurativen „École de Paris" entwickelte, einen anderen Vergleich: Poliakoffs immer gleiches Bildschema — kunstvoll nach Art von Puzzlespielen ineinander verzahnte Vielecke — erinnerte sie auch wegen ihrer strengen Farbigkeit an moderne „Ikonen". Sie wurden in den fünfziger Jahren in der ganzen Welt verehrt und bald zu Preisen zwischen 6000 und 25 000 Mark gehandelt. Den Vorwurf, ein Diener des Kunstmarkts zu sein, wies der wohlhabend gewordene Meister — ein Rolls-Royce, sechs Rennpferde — zurück: „Wenn ich während meines ganzen Lebens in einem Keller geblieben wäre", so ließ er wissen, „hätte ich die gleichen Dinge gemalt."

ABDI RASCHID ALI SCHERMARKE, wahrscheinlich *50.* Somalias erster Premier (1960 bis 1964) und zweiter Staatspräsident (seit 1967) wollte seinen Nomaden-Staat am Osthorn von Afrika mit östlicher Hilfe entwickeln — doch für den Kommunismus waren ihm seine Somalis „zu religiös und zu individualistisch". Deshalb ließ der gläubige Moslem und überzeugte Sozialist verschiedene Parteien zu, deshalb auch machte er Politik hauptsächlich mit Kompromissen. Als der in Rom promovierte Jurist und Politologe jetzt den ausgetrockneten Norden seines Landes besuchte, erschoß ihn ein Polizist, der ihn eigentlich bewachen sollte.

HOHLSPIEGEL

Die „Katholische Mütterschule" im „Roncalli-Haus" in der nordrhein-westfälischen Kreisstadt Jülich lädt in ihrem „Jahres-Programm 1969" ein: „Das Roncalli-Haus steht sowohl dem ganzen Kreis Jülich offen als auch allen Nichtkatholiken."

▽

> **EROS-CENTER**
> in Niedersachsen umständehalber zu verkaufen.
> Evtl. zu verpachten.
> Kapitalnachweis erforderlich.
> ◆
> **Telefon 04 41 / 2 55 05, Hsm.**

Aus der „Hannoverschen Allgemeinen Zeitung".

▽

Weil 60 Betriebsratsmitglieder der Leverkusener Chemie-Werke Bayer Wohnbauvorhaben in Hamburg besichtigen wollten, ließ die Bundesbahn-Direktion Köln auf Bitten des Bayer-eigenen Reisebüros den aus Paris kommenden TEE „Parsifal" außerfahrplanmäßig um 12.53 Uhr am Bahnhof Leverkusen-Wiesdorf halten. Planmäßiger Stopp des TEE: 12.41 Uhr im zwölf Kilometer entfernten Kölner Hauptbahnhof.

▽

Verboten hat der Ratsvorsitzende der Gemeinde Broby auf der dänischen Insel Fünen, Harald Nielsen, das Laufenlassen von Tonbandgeräten bei öffentlichen Gemeinderatssitzungen. Begründung: „Frühere Tonbandaufnahmen sind in weiten Bevölkerungskreisen als eine Art Unterhaltung und Volksbelustigung abgespielt worden."

▽

> **„Schlacht gewonnen, Krieg verloren",**
> wird Kurt Georg Kiesinger jetzt seufzen. Der feierliche Nichtaufwerter, der doch noch zur Aufwertung der D-Mark beitrug. Und dem seine Gegner den Kanzlerstuhl wegzogen, ohne daß er es merkte. So ähnlich wie vor Jahren Ludwig Erhard, dem sein Wahlsieg auch nicht bekam.
>
> Unsere Angebote schlagen durch:
>
> **Rindfleisch** zum Kochen, wie gew. 1/2 kg **1.94**
> **Ochsenfleisch** mit Knochen 1/2 kg **2.98**
> **Knoblauchwurst** 1/2 kg **2.30**
> + MWSt.
>
> **C+C Großmarkt Peter & Cie. - Achern**
> **Eisenbahnstraße 32 — Am Bahnhof**

Aus dem badischen „Acher- und Bühler Boten".

▽

In einem Rundschreiben mahnt Verwaltungsleiter Hundertmark vom Kreiskrankenhaus Ottweiler (Saar) die Ärzte der „Inneren Abteilung": „Nachdem die neue Leichenhalle nunmehr fertiggestellt ist und benutzt werden kann, bitte ich ab sofort dafür Sorge zu tragen, daß die Leichenhalle benutzt wird."

DER SPIEGEL

DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN

2 Hamburg 11, Brandstwiete 19 / Ost-West-Straße, Tel. 3 00 71, Telex 2 162 477

Telegr. Spiegelverlag, Postscheck Hamburg 71 37

HERAUSGEBER
Rudolf Augstein

CHEFREDAKTION
Johannes K. Engel, Günter Gaus

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE
Leo Brawand, Manfred W. Hentschel, Dr. Dieter Wild, Georg Wolff

LEITENDE REDAKTEURE
Rolf Becker (Literatur), Werner Harenberg (Kulturpolitik), Heinz Höhne (Serie), Dr. Alexander von Hoffmann (Bonn), Siegfried Kogelfranz, Heinz Lohfeldt und Fritjof Meyer (Ausland), Klaus Kröger (Wirtschaft), Hagen Graf Lambsdorff (Militärpolitik), Rolf S. Müller und Jürgen Petermann (Wissenschaft und Technik), Felix Schmidt (Kultur), Hans Joachim Schöps, Dr. Wolfgang Malanowski und Hermann Zolling (Innenpolitik und Zeitgeschichte), Dr. Heinz Pohle (Schlußredaktion), Hans-Joachim Schmoll (Illustration), Eberhard Wachsmuth (Graphische Gestaltung)

REDAKTION
Deutschland: Jürgen Bertram, Jochen Bölsche, Heidi Dürr, Ernst Elitz, Hermann L. Gremliza, Heinz Höfl, Axel Jeschke, Dietrich Lachmund, Dr. Joachim Reimann, Walter Schulz, Hans-Wolfgang Sternsdorff; Militär: Carl-Gideon von Claer, Horst G. Tolmein; Ausland: Lutz Bindernagel, Peter O. Ebel, Jutta Fischbeck, Wolfgang Gust, Dr. Wolfgang Kaden, Johannes Matthiesen, Dr. Bernhard Müller-Hülsebusch, Hans-Georg Nachtweh, Karl Robert Pfeffer, Klaus Reinhardt, Johannes Graf von Saurma-Jeltsch, Wolfgang Stockklausner; Wirtschaft: Werner Detsch, Dieter P. Grimm, Hellmut Hartmann, Joachim Korthals, Karl Heinrich Rüßmann; Kultur: Dieter Brumm, Horst-Dieter Ebert, Manfred Eichel, Klaus Franke, Dr. Helmut Gumnior, Dr. Jürgen Hohmeyer, Karl-Heinz Krüger, Albrecht Kunkel, Dr. Hayo Matthiesen, Alfred Nemeczek, Gunar Ortlepp, Jörgen Pötschke, Dr. Rudolf Ringguth, Peter-Paul Roese, Siegfried Schmidt-Joos, Holger Schnitgerhans, Mareike Spiess-Hohnholz, Klaus Umbach, Monica Vogelgsang; Serie: Günter Löbering, Dr. Gerd Rockel; Sport: Walter Gloede, Hans-Joachim Nesslinger; Automobile: Rudolf Glismann; Panorama, Personalien, Briefe: Ariane Barth, Dr. Karl Poerschke, Gisela Schröder-Ernst, Dietrich Strasser; Bild und Graphik: Volker Fensky, Günther Gatermann, Manfred Igogeit, Ingeborg Molle, Jürgen Wulf; Schlußredaktion: Peter Jordan, Rudolf Austenfeld, Horst Beckmann, Horst Engel, Wilfried Herz, Bernd Heyen, Rolf Jochum, Herbert Kanthack, Josef A. Klessinger, Hartwig Pepper, Wolfgang Polzin, Dieter Schaake, Wilhelm Schöttker, Claus Schüler, Wolfgang Söltner

SPIEGEL-REPORTER
Kai Hermann, Ernst Hess, Gerhard Mauz, Dr. Fritz Rumler, Hermann Schreiber

REDAKTIONSVERTRETUNGEN INLAND
Berlin: Karlheinz Vater, Sophie von Behr, 1 Berlin 30, Kurfürstenstraße 72/74, Tel. 13 13 70/79, Telex 1 84 704 · Bonn: Erich Böhme, Ernst Goyke, Otto Diepholz, Alfred Freudenhammer, Werner Funk, Horst Knape, Peter Koch, Manfred Kohnke, Alexander E. Lang, Hans Schmelz, Hans-Gerhard Stephani, Ralph-Dieter Wienrich, 53 Bonn, Dahlmannstraße 20, Tel. 22 40 31, 22 39 81, Telex 8 86 630 · Düsseldorf: Ferdinand Simoneit, Günter Rau, Hans-Otto Eglau, Wolfram Baentsch, 4 Düsseldorf 1, Kreuzstraße 20–22, Tel. 36 30 66/67/68, Telex 8 587 118 · Frankfurt a. M.: Peter Thelen, Dr. Gisela Oehlert, Horst Stübling, Wolfgang Bayer, 6 Frankfurt a. M., Oberlindau 80, Tel. 72 55 59, Telex 4 13 009 · Wiesbaden: Hans Hermann Mans, 62 Wiesbaden, Postfach 2880, Tel. 52 02 56 · Hannover: Wolfgang Becker, Gerd Kröncke, 3 Hannover, Kurt-Schumacher-Straße 26–28, Tel. 2 69 39, Telex 9 22 320 · Karlsruhe: Rolf Lamprecht, 75 Karlsruhe 1, Amalienstraße 25, Tel. 2 06 06, Telex 07 825 471 · Kiel: Heinz Kohl, 23 Kiel, Niemannsweg 18, Tel. 5 12 66/67, Telex 299 859 · Mainz: Peter Adam, 65 Mainz, Große Langgasse 16, Tel. 2 61 61, Telex 4 187 507 · München: Otto von Loewenstern, Erich Milchgiesser, 8 München 15, Schwanthalerstraße 2–6, Tel. 59 47 24, Telex 5 22 501 · Stuttgart: Alexander Veil, 7 Stuttgart, Kriegsbergstraße 11 (Iduna-Hochhaus), Tel. 29 58 65/66, Telex 722 673

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND
Athen: Kostas Tsatsaronis, Akadimias 33-T.T. 135, Tel. 636-577, Telegr. Tsapress Athens · Belgrad: Hans Peter Rullmann, Ulica Ivo Lola Ribar 6/5, Belgrad, Tel. 331971 · Brüssel: Rienk H. Kamer, 8-10, Pastorijstraat, Brüssel, Sint Pieters Leeuw, Tel. 77 22 27, Telex 22 207 · London: Dr. H. G. Alexander, 56, North End House, London W 14, Tel. 603 02 93 · New York: Kurt J. Bachrach-Baker, 315 Lexington Avenue, New York, N. Y. 100 16, Tel. MUrray Hill 9-7400 · Paris: Rolf Steinberg, 17, Avenue Matignon, Paris 8e, Tel. 256-12-11, Telex 65 086 · Rom: Dr. Günther Zacharias, Via Riccardo Zandonai 9/11, 00194 Roma, Tel. 32 02 11 · Tel Aviv: Henri Zoller, Tel. 86 66 61, POB 336 Bat. Yam. · Tokio: Dr. Peter W. Crome, 11–54, 3-chome, Minami Azabu, Minato-Ku, Tokio, Tel. 473-0039 · Washington: Helmut Sorge, National Press Building, 14th and F Street, N.W., Washington DC 20 004, Tel. 347-5222, Telex 89-2616 · Wien: Dr. Inge Cyrus, Telekygasse 13, A-1190 Wien, Tel. 36 15 92 · Zürich: Ludwig A. Minelli, CH-8127 Forch-Zürich, Hans-Roelli-Straße 1508, Tel. 95 04 54, Telex 54 833

Verlagsleitung: Rolf Poppe
Büro des Herausgebers: Walter Busse
SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO.
VERLAGSDIREKTOR
Hans Detlev Becker

RÜCKSPIEGEL

Der SPIEGEL berichtete . . .

. . . in Nr. 42/1969 SERIE — *MIT DEM LATEIN AM ENDE* über die Vorschläge von Politikern und Wissenschaftlern — darunter Berlins Schulsenator Carl-Heinz Evers und Karlsruhes Kybernetik-Professor Karl Steinbuch —, die bisherige Vielfalt von Bildungseinrichtungen (drei Schulformen, Universitäten, Pädagogische Hochschulen, Fachschulen) in Gesamtschulen und Gesamthochschulen zusammenzufassen.

△ Diese Woche telegraphierte der Vorsitzende der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, Erich Frister, an den designierten Bundeskanzler: „Sehr geehrter Herr Brandt! In der entscheidenden Phase für die Bildung der neuen, von der SPD geführten Bundesregierung ist es notwendig, noch einmal auf die bildungspolitischen Aufgaben der neuen Regierung hinzuweisen . . . Die Bewältigung dieser Aufgabe wird ein entscheidender Prüfstein sein für die neue Bundesregierung. Darum gehören an die Spitze des zuständigen Ministeriums — wie der Wahlslogan der SPD lautete — die ‚richtigen Männer'. Das Nachrichtenmagazin DER SPIEGEL hat dazu in der neuesten Ausgabe wichtige Hinweise gegeben. Das Team an der Spitze des Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Forschung muß Ideenreichtum, realistische Phantasie, Sinn für nüchterne Planung und persönliche Überzeugungskraft verkörpern. Nach uns vorliegenden Informationen werden für das Amt des Ministers der amtierende Präsident der Kultusministerkonferenz, Senator Carl-Heinz Evers, für das Amt des parlamentarischen Staatssekretärs der SPD-Bundestagsabgeordnete Ulrich Lohmar und als beamtete Staatssekretäre die Professoren Steinbuch und Ellwein genannt. Als Vorsitzender der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft möchte ich diese Zusammenfassung von bildungspolitischer Sach- und Führungskompetenz unterstützen."

. . . in Nr. 30/1969 PRESSE — *RECHT* über ein Professoren-Gremium, das auf Initiative des Mainzer Strafrechts- und Gesetzgebungslehrers Peter Noll einen Entwurf für ein „Bundesgesetz zum Schutz der Pressefreiheit" ausarbeitet, weil die Landespressegesetze keine Paragraphen gegen die Pressekonzentration und keine Bestimmungen über die innere Pressefreiheit der Redaktionen gegenüber den Verlagen enthalten.

△ Die SPD-Fraktion im baden-württembergischen Landtag hat jetzt die Stuttgarter CDU/SPD-Regierung ersucht, „1. eine Novelle zum Landespressegesetz vorzulegen, in der die Verpflichtung zur Offenlegung der Inhaber- und Beteiligungsverhältnisse bei Presseunternehmen normiert wird; 2. für den Fall, daß die Kompetenzverteilung zwischen Verleger und Redaktionsordnung nicht innerhalb eines Jahres tarifrechtlich geregelt wird, eine Gesetzesnovelle entsprechenden Inhalts vorzulegen".

Wenn ein Mann black & white sieht...



...dann denkt er an Whisky, der an der Spitze steht. An BLACK & WHITE.



BLACK & WHITE - Whisky at its best

BY APPOINTMENT
TO HER MAJESTY THE QUEEN
SCOTCH WHISKY DISTILLERS
JAMES BUCHANAN & CO. LTD.


In wenigen Minuten werden Engländer und Deutsche, Franzosen und Amerikaner wieder unterwegs sein. Unterwegs in unserer grossen, weiten, schönen, kleinen Welt. Sie werden entdecken und erleben. Und wieder einmal werden sich Menschen ein wenig besser verstehen. Denn der Duft der grossen, weiten Welt wird mehr und mehr zur Verbindung von Mensch zu Mensch.
Peter Stuyvesant
FILTER 21
1592
1672
RICH CHOICE TOBACCOS
KING SIZE